



Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

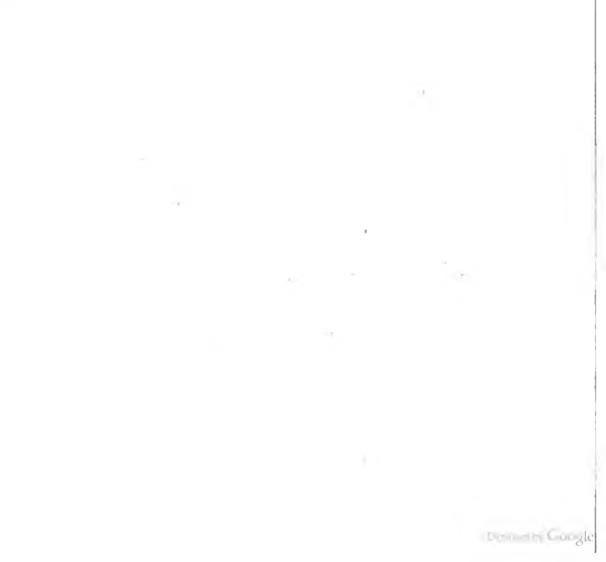
Jahrgang 1889.

Vierter Band.



Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönleins Nachfolger.

Inhalts-Verzeichniß des vierten Bandes.



Parasiten.

Roman
von
Johannes Emmer.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Ellen regte sich nicht, nur ihre Lider sanken über die Augen herab und verschleierten den Blick, der ihrem Gatten mit seiner furchtbaren Strenge die Pein der Hölle bereitete. Er nahm es als Zeichen der Gewährung.

„Nicht Lust zum Bösen machte mich zu dem, was ich geworden bin. Ich wollte ein edler Mensch werden, aber auch einer, der etwas gelte in der Welt. Ich fühlte mich fähig dazu, Ruhm und Ansehen zu verdienen; aber ich war arm, das war der eine Fluch, und ich war schwach, das war der zweite Fluch, der auf mir lastete. Ich kam nicht weiter und mußte zusehen, wie Andere vorwärts kamen, nicht weil sie fähiger waren, als ich, sondern weil ihre Familie Geld und Ansehen besaß. Ich lernte erkennen, daß Geld Alles sei, zugleich aber auch, daß es am leichtesten zu gewinnen sei, wenn man die Dummheit, Schwäche und Feigheit der Menschen sich zinspflichtig zu

machen verstehe. Da trat die Versuchung an mich heran, ich war schwach und unterlag. Ich warf die Ehre von mir und beschritt den Weg, den ich Andere wandeln sah; meine Fähigkeiten, mit denen ich der Welt hatte nützen wollen, wurden dazu mißbraucht, die Dummen zu brandschatzen. Ich war ein Abenteurer geworden, dessen Kühnheit und Verwegenheit die Genossen bewunderten, und der das Glück an sich zu fesseln wußte.

Ich war es schon damals, als mich ein Zufall nach Leigh führte und ich dort Dich kennen lernte. Du weißt, wie wir uns zuerst begegneten; ein furchtbarer Orkan hatte mich gezwungen, in Eurem Landhause Zuflucht zu suchen; Deine Brüder boten mir gastfreundlich Obdach, und Du sorgtest mit hausfraulicher Anmuth für den fremden Gast. Der stille Frieden Eures Hauses, Dein Anblick, Ellen, riefen in mir Empfindungen wach, deren ich mich nicht mehr für fähig gehalten hatte. Ich fand, daß mein Leben nicht nur ehrlos, sondern auch glücklos sei, und mit gewaltiger Macht ergriff mich die Sehnsucht nach Frieden und Glück. Die Nacht, welche ich damals unter Eurem Dache verbrachte, verging schlaflos, und als ich am anderen Morgen schied, da stand es bei mir fest, daß ich Dich besitzen müsse."

Du konntest damals nicht ahnen, daß Dein Anblick mich von einem Verbrechen zurückhielt. Ich war nach Leigh gekommen, um dort eine Bank zu berauben; nachdem ich Dir begegnet war, hatte ich nicht mehr den Muth dazu. O, wärest Du immer als Schutzgeist in meiner Nähe gewesen, hättest Du mich nie von Dir ziehen lassen! —

Ich gewann Dich, und als Du Deine Hand in die meine legtest und sagtest: ‚Ich will Dein Weib werden,' da schwur ich mir zu: Und ich will wieder ein ehrlicher Mann werden.

Es war ein Meineid! Das Geld, das ich unehrlich erworben hatte, reichte nicht aus, um ehrlich bleiben zu können. Ich wollte arbeiten, aber ich fand, daß ich es verlernt hatte, und dann war noch Eines: Du wähntest mich reich, und ich wollte nicht, daß Du erführest, ich sei arm. Wie sollte ich so viel ehrlich erwerben, um die Täuschung nicht zu zerstören? Mehr als ein bescheidenes Einkommen hätte ich nicht erzielen können, der Gedanke aber, Dir sagen zu müssen, daß wir fortan ein ganz einfaches, eingeschränktes Leben zu führen gezwungen wären, erschien mir unerträglich. Ich ging wieder auf — Reisen und kehrte mit dem Erwerbe zurück; ich wollte jetzt versuchen, mich als Gesellschafter an einem Unternehmen zu betheiligen und als ehrlicher Geschäftsmann weiter zu leben. Da kam das Kind, und sein Anblick rief in mir die Erinnerung an meine Jugend wach, die Erinnerung an das Elend, das den Armen winkt. Nein, mein Sohn sollte nicht dem Fluche unterliegen, der den Vater zu einem Elenden gemacht hatte, er sollte, er mußte — reich sein, das schrie mir Tag und Nacht ein Dämon in's Ohr.

Einmal nur noch wollte ich einen Streich wagen, der mir ein Vermögen in die Hände spielen sollte. Nur einen noch, dann wollte ich den bösen Weg verlassen.

Ich hatte vor Jahren eine Frau kennen gelernt, welche besaß, wonach ich ein wahnsinniges Begehren trug.

Ich suchte sie auf — ich wagte Alles — auch das Schlimmste —"

„Mörder!" kam es dumpf über die Lippen der Frau.

Er schwieg und ließ das Haupt sinken. „Es war vergebens gewesen," fuhr er nach einer Weile mit leiser Stimme fort. „Die That brachte mir nicht, was ich gehofft hatte; wollte ich zum Ziele gelangen, mußte ich weiter auf der Bahn verharren, auf die ich mich begeben. Papiere waren in meine Hände gefallen, welche einen hohen Werth besaßen für Jene, die ein Recht darauf hatten. Es waren seltsame Verhältnisse; die Frau hatte Erben, welche niemals Kenntniß von dem Dasein der Verstorbenen erhalten hatten; ich besaß die Schriftstücke, welche diesen Erben das bedeutende Vermögen verschaffen konnten. Das wollte ich ausnützen zu meinem Vortheile."

Er hielt inne und strich sich über die Stirne, als müsse er seine Kräfte sammeln, um das Bekenntniß vollenden zu können.

„Die Dame, welche Du vorhin sahst, soll die Hälfte des Vermögens erben; ich wollte mir diese Hälfte sichern und" — seine Stimme wurde immer heiserer und dumpfer — „bewog sie, mir zu folgen, um mir angetraut zu werden. Dann — dann — nun, ich weiß nicht, was ich gethan hätte, ich will nicht daran denken, aber ich hätte das Geld gehabt — für Dich, für mein Kind."

Ellen schauerte zusammen; ein Frösteln überlief ihren Körper und sie trat noch weiter zurück. Er bemerkte dies und stürzte auf die Kniee, rutschte hin, bis er den Saum ihres Kleides erfassen konnte, und mit halberstickter, kaum

vernehmlicher Stimme schluchzte er: „Verdamme mich, Ellen, ich bin ein Elender, ich weiß es! Ich bin zum Mörder geworden, um Dich, um Deines Kindes willen, weil ich Dich wahnsinnig liebe und weil ich Deinen Sohn vor Elend bewahren wollte. Ich that's für Dich, für Dich!" schrie er jetzt laut auf.

Die Frau schwieg, ihr graute vor dem Manne, der zu ihren Füßen lag, und doch regte sich etwas in ihrer Brust wie Mitleid mit dem Unseligen.

„Ellen, Du weißt jetzt, was ich gethan habe, und ich weiß, daß es dafür keine Verzeihung gibt. Auf Dich, Du Reine, hat der Verworfene kein Recht mehr; wenn Dein Fuß mich zurückstößt, so widerfährt mir nur, was ich verdient habe. Ich bin todt für Dich und ich wollte, ich wäre es für alle Welt. Ich vermag aber nicht, mir selbst den Tod zu geben, ich bin zu feige dazu; verachte mich darob, ich kann nicht anders. — Ellen! Gedenke des allbarmherzigen Gottes, der den Sündern gnädig ist, wenn sie Buße thun. Ich will büßen, ich will sühnen, was ich verbrach, und die qualvollste Buße sollst Du mir auferlegen. Laß mich Dir folgen, laß mich arbeiten für Dich und Deinen Sohn wie einen Knecht. Ich werde Dich täglich sehen müssen und mir sagen: sieh, Dein verlorenes Paradies. Ich werde Deinen Sohn sehen und ihm nicht sagen dürfen: ich bin Dein Vater, liebe mich. O, es wird eine furchtbare Qual sein!"

Er hielt inne und die Frau schwieg. Er hörte den Pendelschlag der Uhr, und jeder Schlag schien ihm eine Ewigkeit zu dauern, jeder Schlag widerhallte in seinem

Gehirne und machte es schmerzen, daß er zuckte. Endlich, wie aus weiter Ferne, klang es in sein Ohr: „Harry Morton, Sie sollen die Strafe leiden, die Sie sich wählten. Ich fühle es selbst, sie wird furchtbar sein, aber Sie haben sie verdient. Bitten Sie Gott, daß er Sie bald befreie von dieser Qual — und auch mich," sprach ihr Herz. „Wenn Sie dann gestorben sind, will ich meinen Sohn an Ihr Grab führen und ihm sagen: bete für diesen armen Sünder, daß der Allbarmherzige ihm verzeihe, was ihm auf dieser Welt Niemand verzeihen kann. — Gehen Sie jetzt! Morgen früh werde ich abreisen, Sie haben noch Zeit, mit sich zu Rathe zu gehen, ob Sie stark genug sind, die Buße zu tragen."

„Ich werde sie tragen," murmelte er kaum hörbar, dann erhob er sich und mit einem verzweiflungsvollen Blick auf das Weib, das nun sein Weib nie mehr sein sollte, schwankte er zur Thür.

Aus dem Nebenzimmer hörte man ein leises Weinen und eine Mädchenstimme, die beruhigende Worte sprach. Der Mann blieb stehen. „Er ist hier! Mein süßes Baby ist hier!" rief er und wie ein heller Schein flog es über sein Gesicht, als er sich dem Gemach zuwandte, aus dem die Laute drangen.

Ellen streckte ihren Arm aus. „Gehen Sie, Harry Morton; mein Sohn bedarf Ihrer nicht."

Der Mann preßte die geballten Fäuste vor die Stirn und ging. Die Marter der Hölle hatte begonnen.

19.

Fräulein Alexandra war in ihr Zimmer gelangt, sie wußte selbst nicht wie. Sie lehnte sich an die Wand, um nicht umzusinken, keuchend rang sie nach Athem, in ihrem Kopfe brauste und hämmerte es; sie wollte aufseufzen, ein lauter Schrei kam über ihre Lippen und schwer schlug sie auf den Boden nieder.

An der Thür des Nebenzimmers wurde gerüttelt, dann hörte man eilige Schritte auf dem Gange und herein stürzte Leonie. Das junge Mädchen kniete neben der Bewußtlosen nieder und suchte sie aufzurichten. Vergebliches Bemühen, ihre Kraft reichte dazu nicht aus.

Leonie erhob sich und drückte auf die elektrische Klingel, um Hilfe herbeizurufen. Bald war das Stubenmädchen zur Stelle.

„Die Dame ist unwohl geworden, helfen Sie mir, sie zu Bette zu bringen und senden Sie sofort nach einem Arzte," befahl Leonie. Mit vereinten Kräften wurde Alexandra auf das Lager gebettet; mit Wasser und Essenzen suchte man sie in's Leben zurückzurufen. Wohl begann sie wieder leise zu athmen, aber die Ohnmacht wollte nicht weichen.

Endlich kam der Arzt. Während er die Kranke untersuchte und ihr den Puls fühlte, fragte er Leonie, was dem Anfalle vorhergegangen sei. Die junge Dame konnte nur antworten, daß sie nichts wisse.

Jetzt schlug Alexandra die Augen auf, mit irren Blicken sah sie auf die Personen, die ihr Lager umstan-

den, ihre Hände zuckten und ihr Mund murmelte unverständliche Worte. Aufmerksam betrachtete sie der Arzt, dessen ruhiger Blick auch die Leidende zu beruhigen schien; dann wandte er sich ab und winkte Leonie, ihm zum Fenster zu folgen.

„Es scheint eine heftige Gemüthsbewegung vorhergegangen zu sein, welche die Nerven der Dame gewaltig erschütterte," sagte er leise; „es wird längerer Zeit bedürfen und vor Allem sehr sorgfältiger Pflege, um das Fieber, das im Anzuge ist, zu bekämpfen. Wollen Sie die Dame nicht in das Hospital bringen lassen?"

„Ist die Krankheit so gefährlich?"

„Bedenklich zum Mindesten; es hängt viel von der Widerstandskraft ihrer Natur ab, ob die Dame diese Krisis ohne Schaden überdauern kann. Keinenfalls darf bei ihrer Pflege etwas versäumt werden."

„Ich werde sie pflegen."

Der Arzt verneigte sich. „Gut; indessen gestatte ich mir doch den Rath, eine geschulte Wärterin beizuziehen. Sie werden ab und zu doch der Ruhe bedürfen. Wenn es Ihnen genehm ist, werde ich Ihnen eine Schwester aus dem Hospital zur Hilfe senden."

Leonie nickte zustimmend. „Ich füge mich ganz Ihren Anordnungen, da ich deren Nothwendigkeit einsehe."

Der Arzt gab noch einige Rathschläge über die Behandlung der Kranken, verschrieb einen Heiltrank und empfahl sich dann.

Leonie nahm ihren Platz an dem Krankenbette ein und mit schmerzlicher Theilnahme betrachtete sie die Freundin,

die, von wilden Fieberträumen geängstigt, bald aufschrie, bald leise klagende Laute ausstieß. — Was war geschehen? Diese Frage quälte Leonie; wer aber sollte sie beantworten? Hatte Alexandra vielleicht selbst die Ueberzeugung gewonnen, daß der Mann, welcher ihr einen späten Liebesfrühling bringen sollte, ein falsches Spiel gespielt habe? War es diese Erkenntniß, welche sie niedergeworfen hatte? Leonie wünschte, daß es so wäre; „lieber sterben, als ein verfehltes Leben ertragen," dachte sie. Sie zuckte zusammen; wie ein Blitz war der Gedanke an ihr eigenes Loos ihr durch den Kopf gefahren.

— — — — — — — — — — — —

Die Wärterin war gekommen, und Leonie mußte es dem Arzte Dank wissen, daß er sie nicht allein gelassen hatte. Es bedurfte oft der ganzen Kraft beider Frauen, um Alexandra im Bette zu erhalten, wenn ein heftiger Fieberanfall sie packte. Das wahnwitzige Toben der Unglücklichen erschütterte Leonie auf's Tiefste, und sie glaubte manchmal, es nicht ertragen zu können. In solchen Augenblicken seufzte sie leise: „Wenn er nur käme!"

Endlich kam er. — Am vierten Tage nach jenen Vorfällen brachte Pierre wieder einmal eine Karte der Dame auf Nummer 79, und Leonie mußte an sich halten, um nicht einen Freudenschrei auszustoßen, nachdem sie den Namen gelesen hatte.

„Melden Sie dem Herrn, daß ich ihn auf meinem Zimmer erwarte." Mit diesem Auftrage sprang Pierre die Treppe hinab.

Wenige Minuten später standen Herr v. Kaineck und

Leonie sich gegenüber. Sie hatten sich mit stummer Verbeugung begrüßt, Leonie hatte vergeblich erwartet, daß der Rath ihr seine Hand entgegenstrecken würde, und mit einem Gefühle des Schmerzes mußte sie bemerken, daß er vermied, ihr in's Angesicht zu sehen.

„Ich habe bereits unten erfahren, daß meine Schwester schwer erkrankt sei. Deshalb wohl haben Sie mich hierher berufen?"

„Nein; als ich Ihnen schrieb, war Alexandra noch wohl, und Niemand hätte geahnt, daß eine so ernste Krankheit sie befallen würde."

Der Rath sah überrascht auf. „Nicht wegen der Krankheit? Welch' anderer Grund war es dann?"

„Die Gefahr, in welcher Alexandra schwebte, scheint — ich habe Ursache, es zu glauben — abgewendet zu sein; allerdings dürfte diese Rettung Ursache ihres jetzigen Zustandes geworden sein; so Gott will, wird sie genesen, und ich hoffe, nicht nur von dem Fieber, das ihren Körper ergriffen hat, sondern auch von jenem, welches ihre Seele befallen hatte."

„Ich verstehe Sie nicht und muß um deutlichere Erklärungen bitten," erwiederte er in dem strengen Tone, den er von Anfang an angeschlagen hatte. „Vorerst gestatte ich mir jedoch zu fragen, wie die Krankheit verläuft; ist eine ernstliche Gefahr vorhanden?"

„Der Arzt hält die Gefahr zwar noch nicht für beseitigt, hofft jedoch, daß die kräftige Natur Alexandra's siegen werde. In wenigen Tagen wird es sich entscheiden müssen; Fieberwahn hält sie noch gefangen; sie erkennt Niemand."

„Sie haben ihre Pflege übernommen?"

„Nicht allein, eine Wärterin steht mir bei."

„Ich danke Ihnen für den Liebesdienst, den Sie meiner Schwester erweisen. Darf ich nun ersuchen, mir Ihre früheren Worte zu erklären. Welche Gefahr hatte meine Schwester bedroht?"

„Sie wissen nicht, weshalb wir plötzlich Wien verließen?"

„Nein!" antwortete er so herb, daß es Leonie wie ein Schlag in's Gesicht traf.

Sie zuckte zusammen und preßte ihre Hand auf die Stelle des Herzens. Der Rath sah diese Bewegung und noch — etwas Anderes, das seine Blicke bannte. Das Handgelenk des Mädchens war mit dem Armband geschmückt, das vor wenig Wochen der Vicomte zur Schau getragen hatte. Ganz ohne Absicht kam ihm der Ausruf über die Lippen: „Das Armband!"

Leonie erröthete. Sie deutete diesen Ausruf in einem anderen Sinne und erwiederte mit einem herben Zucken der Lippen: „Verzeihen Sie, daß ich es als Erinnerung an vergangene Tage bisher immer trug."

„Sie haben es immer getragen?"

Es lag in dem Tone der Frage so viel Staunen, Zweifel, Bestürzung, daß Leonie verwundert den Rath betrachtete.

„Gewiß; ich wußte ja nicht, daß dies Ihnen nicht genehm sei."

„Ich sah aber das Armband an der Hand eines — Mannes."

„Dieses? Sie irren, Herr Rath.“

Herr v. Raineck fuhr mit der Hand nach dem Kopfe. „Doch, doch! Es war dasselbe. Es gibt kein zweites, das dem gleich wäre.“

Leonie fing an, etwas von der Wahrheit zu ahnen. „Es existirt ein zweites, genau gleich dem meinen. Alexandra hatte so viel Gefallen an der eigenartigen Gestaltung dieses Schmuckstückes gefunden, daß ich eine Nachahmung anfertigen ließ und sie damit überraschte. Ich wundere mich, daß Sie davon nichts wußten.“

„Bei Gott, ich wußte es nicht. Niemand sagte mir davon!“ Er mußte tief Athem holen, die Brust preßte es ihm zusammen, daß er glaubte zu ersticken. „Hat Alexandra noch ihr Armband?“

„Ich weiß es nicht; in der letzten Zeit sah ich es allerdings nicht —“

„Sie gab es weg — einem Manne?“

„Es ist möglich, daß Alexandra es verschenkte —“

Herr v. Raineck faßte Leonie beim Arme mit so festem Griffe, daß es sie schmerzte. „Meine Schwester also war's? Sie und dieser Schwindler!“

„Eben dieses — Menschen wegen rief ich Sie hierher. Die Gefahr, von der ich sprach, drohte von ihm.“

„Alexandra also war es,“ wiederholte halblaut der Rath und schüttelte den Kopf, als vermöge er die Thatsache nicht zu fassen. Welch' unseliger, ungeheuerlicher Irrthum hatte ihn gefangen gehalten! Daß ihm auch gar nie der Gedanke gekommen war, seine Schwester sei auch ein Weib, noch jung genug, um Liebe zu empfinden!



Nein, wahrhaftig, daran hatte er nicht gedacht! Alexandra war ihm stets als eine Art männliches Wesen erschienen, so war er es gewohnt gewesen. Nun sah er klar: ein kurzsichtiger Narr war er, der vorschnell aburtheilte; unverzeihlich war sein Benehmen, und die härteste Strafe verdiente er dafür.

Leonie hatte geschwiegen; sie wollte ihm Zeit gönnen, sich zu fassen.

„Wie kam das Alles, ich bitte, erzählen Sie," begann er endlich, indem er mit der Hand auf einen Stuhl wies und für sich selbst einen anderen herbeirückte.

„Alexandra hatte den Vicomte kennen gelernt und ihn mehrmals in verschiedenen Gesellschaften getroffen. War es seine äußere Erscheinung, die Eindruck auf sie machte, oder sein Talent, über alle Dinge geistreich zu plaudern und sich dadurch den Schein eines hochgebildeten, das ganze menschliche Wissen beherrschenden Mannes zu geben, oder war es nur ein Verhängniß, dem Alexandra zum Opfer fiel — ich weiß es nicht. Sie gestand mir, daß sie selbst sich nicht vollständig klar darüber geworden sei, wie dieser Mann so vollständig ihre Seele und ihr Herz bezaubern konnte, daß sie fast willenlos sich ganz der tiefen Neigung hingab, welche zu einer allgewaltigen, verzehrenden Leidenschaft wurde, die ihr ganzes Wesen völlig verwandelte. Ich hatte davon keine Kenntniß, bis sie eines Tages mir bekannte, was ihr Herz erfülle, und daß sie entschlossen sei, diesem Manne für immer anzugehören. Ueberrascht, aber mit herzlicher Freude hatte ich es vernommen; ich wußte ja, daß Liebe selig machen

könne" — sie schlug dabei die Augen nieder — „und gönnte von Herzen meiner Alexandra diese Seligkeit. Dann kam aber etwas, das mich bestürzt machte; sie erklärte, Niemand dürfe davon wissen, sie müsse abreisen, heimlich, ohne Aufschub. Ich sprach mein Befremden darüber aus, sie ließ mich nicht zu Ende reden. Zürnend warf sie mir vor, daß ich ihres Vertrauens nicht werth sei, wenn ich sie hindern wollte, zu thun, was unerläßlich wäre. Ich erschrak vor der Gewalt der Leidenschaft, die aus ihren Worten, aus ihrem ganzen Wesen sprach, als sie mir dies sagte. Sie forderte von mir, daß ich sie begleite und daß ich — schweige. Ich that es; der Guten verdankte ich ja so viel, daß ich ihr diese Bitte nicht abschlagen durfte. Zwar begriff ich nicht, weshalb Alexandra die Angelegenheit geheim halten wollte, warum die Verbindung an einem fernen Orte vollzogen werden sollte; doch sie wollte es so, weil jener Mann es verlangt hatte, und ich fügte mich. Damals glaubte ja auch ich, daß meiner Alexandra das seligste Glück beschieden sei; durfte ich da zögern, ihr zu Willen zu sein, um dieses Glück zu erringen?"

Der Rath hörte mit vorgebeugtem Körper zu, den Blick unverwandt auf Leonie richtend.

„Nein, ich durfte mich nicht bedenken," fuhr Leonie fort, „selbst auf die Gefahr hin, daß auf mich eine — Schuld falle. Ich mußte thun, was Jene verlangte, der ich Alles verdankte, was mir das Leben werth machen konnte. — Wir reisten fort, nach verschiedenen Orten, endlich hierher. Erst in den letzten Tagen erkannte ich, daß Alexandra getäuscht werden sollte, und da brach ich

mein gegebenes Wort und schrieb Ihnen. Vielleicht wären Sie zu spät gekommen, um Alexandra vor dem verhängnißvollen Schritt zu bewahren, der sie einem unwürdigen Manne preisgegeben hätte, wenn nicht ein Ereigniß, das ich selbst nicht kenne, der Angelegenheit eine andere Wendung gegeben hätte; Alexandra ist erkrankt, jener Mann ist, wie ich erfuhr, verschwunden."

„Das war der Vicomte de Romano?"

„Gewiß, eben der!"

„Also doch! — Er — und meine Schwester sein Opfer! — Es ist fast nicht zu glauben!" Herr v. Kaineck preßte die Worte knirschend zwischen den Zähnen hervor und unwillkürlich ballte sich seine Faust. „Sie haben Recht, es war eine schreckliche Gefahr, in der unsere arme Alexandra schwebte." Er sah vor sich hin und wiegte den Kopf; plötzlich streckte er beide Hände aus. „Leonie, verzeihen Sie mir, was ich Ihnen angethan!"

Ein leichtes Roth färbte ihre Wangen. „Was hätte ich zu verzeihen?"

„Mehr, als Sie glauben! Es war ein Verbrechen, daß ich zweifelte — nein, mehr noch, daß ich Sie eines Verrathes für fähig hielt, den ich — selbst beging." Er barg den Kopf in beide Hände, die kalt waren wie die eines Todten; ein Gefühl grauenhafter Leere überkam ihn, wenn er daran dachte, was daheim geschehen war. Es war ihm, als sei er in einen Abgrund versunken, ein Dämon, der die Gestalt eines frechen Weibes trage, halte ihn mit gellendem Hohnlächeln fest, und verzweifelnd müsse er sehen, wie in unerreichbarer lichter Höhe über ihm sein

guter Engel entschwinde. — Sein guter Engel! Ja, so war es, und unwillkürlich sprach er laut aus, was er dachte.

„Sie sind ein Engel, Leonie!"

Das junge Mädchen lächelte unter Thränen. Den vollen Sinn der früheren Worte Raineck's hatte sie zwar nicht erfaßt, sie verstand nur, daß Jener einen bösen Verdacht bereue, den er gehegt hatte, und dies war ja genug, um sie zu beglücken. Die Reue mußte auch eine tiefe sein, denn er sah in der That wie ein Verzweifelnder darein, so daß es sie fast beängstigte. Nun, da die Schatten gewichen waren, welche auf ihr eigen Gemüth gefallen, sollte auch die Stirne des geliebten Mannes nicht verdüstert bleiben; darum lächelte sie und suchte nach einem scherzhaften Worte.

„Wenn Sie wüßten, wie wenig ich von einem Engel an mir habe! Vielleicht ist es ein Glück, daß ich nur ein Mädchen mit all' jenen Schwächen bin, welche man uns so oft vorwirft. Wer weiß, was geschehen wäre, hätte ich meine Neugierde bezwingen können." Sie schlug die Augen nieder und wurde roth. Es fiel ihr doch nicht ganz leicht, zu bekennen, was sie gethan.

„Mein armer Kopf ist nicht im Stande, Räthsel zu lösen. Sprechen Sie, Leonie; es thut mir so wohl, Ihre Stimme zu hören."

„Ich muß doch erklären, worauf sich meine Anschauung über den Vicomte gründete. Ich kannte ihn ja vorher nicht und weiß auch jetzt nichts über seine Vergangenheit, aber ich fand einen Brief, den er bei einem Besuche aus Unvorsichtigkeit verloren hatte, und den ich — ich weiß,

daß es unverzeihliche Neugier war, wir Mädchen sind aber nun einmal so — gelesen habe. Der Brief erweckte mein Mißtrauen, ich dachte, ein Mann, dem so geschrieben würde, könne es nicht gut meinen mit unserer Alexandra. Ich verstand zwar nicht Alles, aber ich — fühlte, daß der Mann unheimlich sei. — Lesen Sie selbst und sagen Sie mir, ob ich Recht hatte oder thöricht war." Sie hielt ihm einen Briefbogen hin, den sie aus der Tasche gezogen hatte.

Raineck griff darnach, bei dem ersten Blicke auf die Handschrift erblaßte er.

„Von ihr!" rief er unwillkürlich laut aus.

„Von wem? Sie kennen Jene, welche dies schrieb?"

Er gab keine Antwort, mit fieberhafter Hast überflog er das Schreiben. Es war dasselbe, welches die Gräfin Lorrain nach Rotterdam gesendet hatte, und das der Vicomte durch einen unerklärlichen Zufall bei einem Besuche Alexandra's aus seinem Taschenbuche verloren hatte.

Herr v. Raineck hatte zu Ende gelesen. Mit einem dumpfen Stöhnen warf er das Papier auf den Tisch, sprang auf und ging mit gesenktem Kopfe auf und ab. Verwundert, fast bange, betrachtete Leonie das seltsame Gebahren des Rathes und schrak zusammen, als er mit plötzlicher Heftigkeit sich zu ihr wandte: „Wissen Sie, Leonie, wer der Mann ist, von dem in diesem infamen Briefe gesprochen wird? — Ich bin es! Ich! — Hören Sie mich an, Leonie, Sie sollen Alles erfahren."

20.

Im „Hamburger Fremdenblatt“ vom 20. September 18.. war folgender Bericht zu lesen:

„Gestern lief der ‚Schiller‘ in unserem Hafen ein, welcher die Ueberlebenden von der Mannschaft und den Passagieren des verunglückten Postdampfers ‚Ruyter‘ an Bord hatte. Der letztere hatte am 15. dieses Monats Rotterdam verlassen, mit 170 Passagieren an Bord, war in den furchtbaren Wirbelsturm gerathen, welcher an diesem Tage, wie unseren Lesern bekannt ist, die Nordsee heimsuchte, verlor das Steuer und erlitt einen Schraubenbruch, so daß er hilflos vom Kurse abtrieb. Das Maß des Unglücks war jedoch damit nicht erschöpft, aus einer bisher noch nicht aufgeklärten Ursache brach im untersten Schiffsraume ein Feuer aus, welches die durch das vorhergegangene Unwetter ohnehin geängstigten Passagiere in Verzweiflung brachte. Nach den Aussagen der Geretteten spielten sich entsetzliche Scenen unter den Unglücklichen ab. Die Leute hatten alle Besinnung verloren und gehorchten den Anordnungen des Kapitäns nicht mehr. Was so oft schon geschehen, wiederholte sich auch diesmal: ein Theil der Boote kenterte oder sank infolge der Ueberfüllung; einige Passagiere hatten sich in wahnsinniger Furcht vor dem Feuer in’s Meer gestürzt und verloren in den Wellen ihr Leben. Dies ereignete sich ungefähr in der Höhe von Ameland. Zur rechten Zeit traf der ‚Schiller‘ an der Stelle ein und konnte die Personen, welche in den zwei übrig gebliebenen Booten sich gerettet hatten, sowie den



Kapitän und den Rest der Mannschaft, die sich noch auf dem brennenden Wrack befanden, an Bord nehmen. Ein Theil der Geretteten befand sich in einem elenden Zustande und mußte in das Hospital verbracht werden. Nach den Aussagen des Kapitäns dürften siebenzig bis achtzig Personen untergegangen sein. Die Postbeutel konnten geborgen werden."

Am nächsten Tage brachte das „Fremdenblatt" nachstehende Notiz:

„Unter den geretteten Passagieren des ‚Ruyter' befand sich auch ein Mann, in welchem die Polizei einen von den deutschen Behörden steckbrieflich verfolgten Abenteurer erkannte, der unter dem Namen Vicomte de Romano längere Zeit hindurch sein Unwesen getrieben hatte. Der Mann war von einem der Boote aufgefischt worden, er hatte eine Wunde am Kopfe, die wahrscheinlich von einem Schlage mit einem Ruder herrührte. Man hatte ihn vollständig bewußtlos und erschöpft in's Hospital gebracht, wo ihn ein Kommissär erkannte. Er wurde in die Krankenabtheilung des Gefangenhauses übertragen."

Zwei Tage später meldete das Blatt:

„Der verhaftete Vicomte de Romano hat seinem Leben ein Ende gemacht, indem er Gift nahm, das er verborgen bei sich trug. Er hinterließ Briefe, aus welchen hervorgeht, daß der Mann in der That ein gefährlicher Verbrecher war."

— — — — — — — — — — — —

Einer der Briefe, welche Harry Morton, genannt Vicomte de Romano, hinterlassen hatte, trug die Aufschrift: An Herrn v. Raineck in L. und lautete:

„Mein Herr! Es ist die Hand eines dem Tode Verfallenen, die Ihnen diese Zeilen sendet, eines Menschen, dem zu fluchen Sie ein Recht haben. Das Schlimmste aber, das Ihr Haß mir wünschen könnte, wäre nicht so schlimm, wie das, was mich getroffen hat. Die beiden Wesen, für die ich lebte, für die ich Verbrechen auf Verbrechen häufte, sind todt. Meine Ellen und meinen Harry hat der Abgrund vor meinen Augen verschlungen! Sie sind todt, und ich werde ihnen folgen. Ein so unseliges Leben, wie das meine, hätte schon längst ein Ende haben sollen; ich lebte, weil ich ein Weib und ein Kind liebte und diese glücklich machen wollte. Als ob die Hand eines Verfluchten, eines Mörders Glück spenden könnte! Es war Wahnsinn, es zu glauben, und der gerechte Gott hat die Unschuldigen bewahrt vor dem Schicksale, von dem Schuldigen in das Elend hinabgerissen zu werden, das ihm unwiderruflich bestimmt war. Ich war zu feige, um als ehrlicher Mann den Kampf des Lebens zu führen, und der Feigling wurde zum Verbrecher; ich bin zu feige, um das Gericht der Gesellschaft zu ertragen, und will mich selbst richten.

Alle meine Thaten zu sühnen, vermag ich nicht; das, was ich gegen Sie verbrach, kann ich zum Theile gutmachen und will es thun. Sie erinnern sich unserer ersten Begegnung; ich stand als Angeklagter vor Ihnen, dem Richter. Was ich damals angab, war die Lebensgeschichte des Mannes, der den Namen Vicomte de Romano mit Recht führt; ich hatte durch einen Zufall Kenntniß von derselben erhalten und nützte diese Kennt-

niß aus. Bei der zweiten Begegnung sprach ich die Wahrheit; was ich Ihnen damals erzählte, war in der That die Geschichte meiner Jugend, und sie sollte erklären, wie ich zu dem geworden bin, was ich war. Nur erklären, nicht rechtfertigen! Ich wußte ja zu gut, daß mein Leben nicht beschönigt werden könne, und daß ich nichts Anderes verlangen dürfe, als etwa das — Mitleid, das der Starke und Gerechte dem schwachen, feigen Sünder zollen mag.

Ich erzählte Ihnen damals von einem alten Edelmann, den ich kennen gelernt hatte; von diesem hatte ich jene Mittheilungen über die Familie der Romano erhalten, die ich dem ‚Richter' gegenüber benützte. Jener Alte war nämlich der Oheim des echten Vicomte de Romano, welcher jüngst in Europa auftauchte. Sie erinnern sich wohl auch, daß ich von einem Hausirer sprach, der mich in meiner Nothlage unterstützte, weil er in mir einen gelehrigen Schüler gefunden hatte. Dessen Rath war es, den Titel eines Vicomte zu ‚verwerthen', und diesen Rath hatte ich befolgt, aber auch ehrlich bezahlt. Der alte Steiner, der Vater des jungen Gecken, welcher jetzt in der Gesellschaft die Rolle eines Gentleman spielt, hat reichlich Zinsen für seinen ‚guten Rath', schlecht zu werden, von mir genommen. Ich habe den Titel — den ich zu führen übrigens in der That berechtigt war, denn der Alte hatte mich vor seinem Ende adoptirt — genugsam verwerthet; wie dies geschah, werden Sie, der erfahrene Kriminalist, wohl errathen. Ich gerieth bald in die Kreise von — ich darf wohl so sagen — Berufsgenossen und wurde ein Mitglied

jener internationalen Zunft, welche bald da, bald dort ihre Raubzüge ausführt.

Besser als die Anderen war ich doch — im Angesichte des Todes darf ich vielleicht so sprechen —, denn die Sehnsucht nach der Rückkehr zu einem ehrlichen Leben war nicht in mir erstorben. Diese Sehnsucht wuchs, als ich in England, wo ich unter dem Namen Morton auftrat, ein holdes Weib kennen lernte, dessen Herz ich gewann: meine Ellen. — Sie ist todt, gestorben um meinetwillen! — — —

Reichthum wollte ich erwerben — auf meine Art —, dann ein ehrliches Leben beginnen. Ich scheute vor dem Aeußersten nicht zurück. Leute wie ich wissen auch die Gunst von Frauen zu gewinnen und auszunutzen. Ich hatte Beziehungen zu einer Wittwe angeknüpft, die in Berlin lebte, sie hieß Soerenson. Sie war reich, und ihres Vermögens wollte ich mich bemächtigen. Ich tödtete sie. Von einem Arzte hatte ich einst gehört, daß man einen Menschen tödten könne, ohne daß eine Spur einer Gewaltthat verbleibe, wenn man mit einem feinspitzigen Löthrohr eine Arterie öffne und Luft einblase. Sobald diese in das Herz dringe, ende das Leben. So habe ich es ausgeführt, nachdem ich die Unglückliche mit einem Schlafmittel betäubt hatte. Ich öffnete den Schrank, in dem ich das Geld der Todten verwahrt glaubte, und fand — nichts. Sie hatte ihr Vermögen in der Bank hinterlegt. Der Schrank enthielt jedoch Schriftstücke, die ich an mich nahm; es war auch ein Testament darunter und Familienpapiere, welche das Recht der Erben nachweisen konnten.

Diese Erben waren Sie, Herr v. Raineck, und Ihre Schwester.

Frau Soerenson war eine Nichte Ihrer Mutter, und Sie und Ihre Schwester sind die nächsten Verwandten; ich vermuthe, auch die einzigen noch lebenden. Aus einigen Aufzeichnungen glaubte ich auch entnehmen zu können, daß Sie keine Kenntniß von dem Dasein dieser Verwandten hätten; und in dieser Annahme wurde ich bestärkt, als Seitens des Gerichtes eine öffentliche Aufforderung an die ‚unbekannten Erbberechtigten' erging. Vorsichtig eingezogene Erkundigungen ergaben auch, daß sich Niemand noch gemeldet habe, und dies reifte den Plan, die in meinem Besitz befindlichen Papiere zu verwerthen.

Ich versuchte, mich Ihnen zu nähern, Sie wiesen mich schroff zurück und wollten auf meine Andeutungen, daß ich Ihnen nützlich sein könne, nicht eingehen. Meine Absicht, Ihnen einfach die für Sie wichtigen Papiere zu verkaufen, zeigte sich als unausführbar. Ich hatte das vorweg in Betracht gezogen und noch einen anderen Weg im Auge behalten. Ihre Schwester war Miterbin; es gelang mir, das Interesse der Dame zu gewinnen und diese an mich zu fesseln. Mein Plan war einfach genug. Ihre Schwester sollte meine Gattin werden, dann wäre ich mit den Schriftstücken hervorgetreten, und die Hälfte des Erbes wäre mein geworden. Ich habe nie gezögert, wenn es eine Sache auszuführen galt. Kühn und rücksichtslos — vielleicht lag darin der Grund des Gelingens — habe ich stets gehandelt, ich fürchtete nichts und vor einer That fühlte ich niemals Regungen, welche

man Mahnungen des Gewissens zu nennen pflegt. Diesmal aber schwankte und zögerte ich — das erste Mal in meinem Leben schreckte ich vor der Ausführung eines Planes zurück, den ich gefaßt hatte. Nichts hätte mich gehindert, sofort die Sache auszuführen, wie ich sie ausgedacht hatte; ich ließ aber die Zeit verstreichen, da ich noch immer auf irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß wartete, das mir den entscheidenden Schritt ersparen sollte. Es gab Stunden, in denen ich hoffte, doch vielleicht mit Ihnen ein Abkommen treffen zu können. Dann bedrückte mich der Gedanke an mein Weib — an Ellen. Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte sie vorher noch sehen. Ich ging hinüber nach Yarmouth. Drei Tage weilte ich dort; sie waren qualvoll. Die Worte stiegen mir in die Kehle hinauf, mit denen ich Alles bekennen wollte, sie drohten mich fast zu ersticken, ich würgte sie hinab und ging, um das grauenhafte Werk zu vollbringen. Mit einem doppelten Treubruche, mit einem Morde wollte ich meinem Weibe und meinem Sohne erkaufen, was ich für die Grundlage alles menschlichen Glückes hielt.

Um hohen Preis freilich! Ihre Schwester hätte ja das — zweite Opfer werden müssen. Ich verschweige nichts, Sie sollen nicht nur wissen, was ich gethan habe, sondern auch, was ich thun wollte.

Von der Sache wußte nur eine Person noch, deren Mithilfe ich öfter bedurft hatte; Sie kennen sie: die Gräfin Lorrain. Diese sollte Sie fesseln; aus welchen Gründen, brauche ich wohl nicht zu sagen. Zum Mindesten hätte sie dafür Sorge getragen, daß Sie meine Pläne

nicht durchkreuzten. Sie sehen, es war Alles wohl erwogen, und es schien fast unmöglich, daß uns die Beute, auf die wir so gierig Jagd machten, entgehen könne.

Es kam anders! Schon glaubte ich am Ziele zu sein, nur wenige Stunden noch trennten mich von dem Augenblicke, in dem ich die Frucht all' meiner Bemühungen einheimsen sollte; da trat ein, woran ich niemals gedacht hatte: mein Weib, meine Ellen hatte die Wahrheit über mich erfahren. Zerronnen war der Traum, verloren war Alles — Alles! Die mächtige Hand des Allgewaltigen hatte eingegriffen, mein Geschick war entschieden. Meine Sünden büßten die Unschuldigen, das reine, engelsgleiche Weib und mein Kind. Dem Sünder wurde nur eine Gnadenfrist gewährt — oder war es eine Strafe, damit er die ganze Schwere seiner Schuld fühle, ehe er sein fluchbeladenes Dasein abschließe? Sie soll mir nicht umsonst gegeben sein; Ihnen wenigstens kann ich zurückerstatten, was Ihr Recht ist.

Die Papiere, welche Ihr und Ihrer Schwester Erbrecht sichern, habe ich bei der Bank in London hinterlegt; den Depotschein füge ich diesem Schreiben bei; auf Grund desselben können Sie das Kästchen erheben, das die Dokumente enthält. Ich habe auf dem Scheine vermerkt, daß Sie berechtigt sind, die Ausfolgung zu verlangen; es wird also kein Hinderniß geben. Ich wünsche, daß Ihnen das zum Segen werde, was mir zum Fluche ward: der Reichthum, um dessen willen ich Ehre, Glück und Seligkeit opferte.

Verdammen Sie nicht ganz den Mann, der zwar ein Elender war, aber auch ein Unglücklicher; der weiß, was

die Qual der Hölle bedeutet: bewußt zu sein der Schuld und sie nicht mehr tilgen zu können."

Das Schreiben war unterzeichnet mit Vicomte de Romano; beigelegt war der Depotschein der Bank, auf welchem eine Anweisung stand, das in dem Scheine näher bezeichnete, von einem Herrn Morton hinterlegte Kästchen dem Herrn v. Raineck oder dessen Bevollmächtigten auszufolgen. Die Sache war regelrecht in Ordnung.

— — — — — — — — — — — —

Herr v. Raineck hatte sein Bekenntniß abgelegt, und Leonie es stillschweigend angehört. Nichts hatte er verschwiegen; es war ihm förmlich eine Erleichterung, frei und offen die Wahrheit zu sagen, mochte Leonie darüber urtheilen wie immer. Fand sie seine Schuld unverzeihlich, nun, dann mußte er eben die Buße tragen. Während des Erzählens hatte er sich fast ganz in den Gedanken hineingelebt, Leonie müsse ihn herb und strenge als einen Unwürdigen von sich weisen; als er aber zu Ende war, da packte ihn doch die Furcht, es könnte so geschehen, und mit Bangen sah er auf die Jungfrau, die ihm in diesem Augenblicke als die Verkörperung des höchsten Glückes erschien.

„Nun sprechen Sie mein Urtheil, Leonie; ich werde es hinnehmen, ohne Ihnen zu zürnen, wenn Sie mich verdammen. Vielleicht spricht Ihr Herz zu meinen Gunsten, wenn es noch daran glauben kann, daß ich Sie liebe. Ich habe kein Recht, zu verlangen, daß Sie es glauben, und doch fühlte ich niemals so sehr, was Sie mir sind, als in diesem Augenblicke, in welchem ich Sie vielleicht für immer verlieren muß."

Er hatte das einfach und schlicht, ohne Pathos und Leidenschaftlichkeit gesprochen, aber gerade diese Art zeugte für das innige Gefühl, das ihn beseelte, und Leonie empfand es, daß sich in diesen Worten das innerste Wesen eines ehrlichen Mannes offenbarte.

Sie glaubte an seine Liebe, weil dieser Glaube sie glücklich machte, und weil ihre Liebe stark und rein war, so konnte ihr Herz den Mann nicht verdammen, der geirrt hatte, weil er sich getäuscht glaubte. Sie sprach ihn frei; schuldig war sie nur selbst, da sie den Schein der Untreue auf sich genommen hatte, und Jene, die den an Leib und Seele Kranken mit ihren Künsten berückt hatte. Aus diesem Banne war er befreit, und jetzt, das wußte sie, würde er der starke, treue Held bleiben, welcher der Liebe eines reinen Weibes würdig sei.

Erröthend und doch mit einem schalkhaften Lächeln um den Mund sagte sie jetzt: „Vielleicht war Alles nur ein Fiebertraum; vergessen wir es und denken wir nicht mehr daran.“

„Leonie, Sie zürnen mir nicht? Sie glauben an mich?“

Sie reichte ihm die Hand und sah offen ihm in die Augen. „Ja.“

Er hielt ihre Hand in der seinen fest, welche leicht zitterte; er zog das liebliche Kind näher an sich und ein langer, inniger Kuß besiegelte das Gelübde, das Jedes in diesem Augenblicke still im Herzen ablegte: einander anzugehören und nicht von einander zu lassen für alle Zeit und Ewigkeit.

* * *

Die Angaben des Abenteurers, dessen wahren Namen Niemand erfuhr, erwiesen sich als richtig. Herr v. Raineck hatte den Brief nach Brüssel nachgesendet erhalten und war dann nach London gereist, wo er das hinterlegte Kästchen mit den werthvollen Papieren in Empfang nahm. Die Schriftstücke waren in der That ausreichend, um ihm das volle Erbe zu sichern, wenn es auch noch mancher weitläufigen Förmlichkeiten bedurfte, bis er den Besitz des Vermögens antreten konnte.

Jener Beamte in Köln feierte einen Triumph, dessen er freilich nicht recht froh wurde; seine Vermuthung, daß Frau Soerenson ermordet worden sei, war jetzt durch das Geständniß des Mörders bestätigt, und ebenso hatte er die Genugthuung, daß er auf der rechten Spur der Erbberechtigten gewesen sei. Die Hoffnung aber, seinen Scharfsinn belohnt zu sehen, schien bitter enttäuscht. Der Erbe war nunmehr auch ohne sein Zuthun gefunden worden, und er hatte kein Recht, irgend welche Belohnung zu erwarten.

Als aber Blaschke bei einer Gelegenheit Herrn v. Raineck von der Begegnung in Köln erzählte, hielt sich dieser für verpflichtet, dem Manne für dessen gute Absicht dankbar sich zu erzeigen. Eine beträchtliche Summe setzte den Beamten in Stand, seine Braut heimzuführen.

Der echte Vicomte de Romano, dessen Europareise eine so unangenehme Unterbrechung erfahren hatte, war auf Grund der bestimmten Aussage Blaschke's, daß er mit dem in Wien verhörten Angeklagten nicht identisch sei, bald in Freiheit gesetzt worden. Doch hatte er Kaution

stellen und sich verpflichten müssen, in Köln zu bleiben, bis volle Klarheit in die ganze Angelegenheit gebracht wäre. Denn die Thatsache, daß seine Papiere Fälschungen aufwiesen, war immerhin bedenklich, und die Behörde stellte hierüber weitläufige Nachforschungen an, bis endlich von den englischen und indischen Behörden die Berichte einliefen, welche die Wahrheit der Aussagen des Vicomte beurkundeten, der sich hierauf beeilte, den ungastlichen Kontinent zu verlassen. Wer die Papiere gefälscht hatte, das erfuhr er nicht; auch die Behörden gaben sich weiter keine Mühe, es herauszubringen — zum Glück für den edlen Grafen Beauregard.

Alexandra war nach einigen Wochen endlich auch genesen und zwar nicht nur körperlich, sondern auch seelisch. Die Vorgänge, welche ihre Erkrankung veranlaßt hatten, waren in ihrer Erinnerung nicht mehr deutlich genug, um einen dauernden Eindruck auf ihr Gemüth zu üben; das Feuer der Leidenschaft war ausgebrannt und allmählig gewann sie ihre Seelenruhe zurück. Nur einmal hatte sie Leonie nach dem Manne gefragt, der ihr diese Ruhe geraubt hatte, und auf ihr Drängen hatte die Freundin die Wahrheit über das Ende des Abenteurers mitgetheilt. Seitdem sprach sie nie mehr davon, und der Rath wie Leonie vermieden es, den Namen des Unseligen zu erwähnen. Ernster und etwas zurückhaltender war sie allerdings geworden; Reisen und Studiren füllten fortan ihr Leben aus, und darin schien sie ihre volle Befriedigung zu finden. Ob sie den kurzen Glückstraum wirklich ganz vergessen hatte? Niemand erfuhr es.

Leonie war in Brüssel geblieben, bis Alexandra im Stande war, in die Heimath zurückzukehren, wohin sich der Rath schon früher begeben hatte, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Still und ohne Prunk wurde die Hochzeit gefeiert. Alexandra setzte der bräutlich-geschmückten Freundin den Kranz auf das Haupt und gab ihr den schwesterlichen Segenskuß. „Werde glücklich und mache die Deinen glücklich," hatte sie gesagt, und der Spruch ging in Erfüllung.

Der Rath hatte seine definitive Entlassung genommen, da er sich der Bewirthschaftung des ihm zugefallenen Gutes widmen wollte; eine Absicht, welcher auch Leonie beistimmte, ebenso Alexandra, welche auf ihren Antheil gegen eine Jahresrente Verzicht geleistet hatte. Zu diesem Entschlusse mochte vielleicht auch der Wunsch beigetragen haben, der Gräfin Lorrain nie mehr zu begegnen.

Als der Rath von Brüssel zurückgekehrt war, hatte er ein Billet der Gräfin vorgefunden, welche in zärtlichen Ausdrücken ihm Vorwürfe über seine heimliche Reise machte und der Sehnsucht nach Wiedersehen Ausdruck gab. Herr v. Raineck hatte hierauf Blaschke zu ihr geschickt und durch diesen kurz und bündig erklären lassen, daß sie die Wahl habe, entweder gegen eine festgesetzte Summe auf alle Ansprüche, die sie zu haben glaube, zu verzichten, oder gewärtig zu sein, daß über ihre Verbindung mit de Romano weitere Nachforschungen gepflogen würden.

Lachend hatte die Lorrain dem Vermittler erklärt, sie trage gar kein Verlangen mehr, ihre Freiheit einem häßlichen Gemahl zu opfern; nur an der Höhe der Abfindung

wollte sie mäkeln, bis endlich Blaschke die Geduld verlor und meinte, wenn sie das Angebotene verschmähe, würde sie gar nichts erhalten. Das wirkte, und sie fügte sich, und zwar um so lieber, als verschiedene Gründe es ihr gerathen erscheinen ließen, auf längere Zeit aus L. zu verschwinden. Die Machenschaften ihres Gönners, Seiner Excellenz des Ministers, waren denn doch auch ruchbar geworden und dessen Rücktritt stand bevor. Die vorsichtige Gräfin wollte aber sich nicht der Gefahr aussetzen, von dem Sturze ihres Freundes in Mitleidenschaft gezogen zu werden.

Herr v. Raineck hat nie wieder etwas von ihr gehört.

Das bekannt gewordene Ende des Vicomte de Romano hatte natürlich in der ihm ebenbürtigen Gesellschaft der Lubomirs, Frontis und so weiter einiges Aufsehen erregt, bald war aber auch diese Episode vergessen, und diese Parasiten der Gesellschaft trieben es weiter, wie sie es gewohnt waren.

Wenn ab und zu die Namen dieser Personen in den Zeitungen genannt wurden, dann brachte ein fliegendes Blatt die Kunde wohl auch nach einem Schlosse fern im Norden, wo ein glückliches Paar hauste. Las dann der Schloßherr ein solches Blatt, dann dachte er mit einem Blick auf sein holdes Weib: „Glücklich der, welcher fern von d i e s e r Welt lebt.“

Ende.

Das Geheimniß des Geigers.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Selbst die ältesten Einwohner der Stadt konnten sich nicht erinnern, daß das Sommerfest des Künstlervereins jemals verregnet wäre. Und die unerschütterliche Tradition vom „Malerwetter" wurde auch in diesem Jahre nicht zerstört. Ein wolkenloser, lichtblauer Himmel spannte sich über die liebliche Hügellandschaft; kaum regte sich hier und da ein Blättchen im leisen Windhauch, und die Julisonne strahlte fast allzu heiß am Firmament. Die malerische Burgruine auf dem Rauhenstein war diesmal zum Mittelpunkt des Festplatzes ausersehen, und das sonst so feierlich stille Waldrevier rings umher widerhallte seit dem frühen Morgen von hundertfachen Aeußerungen ausgelassener Fröhlichkeit und überschäumenden Jugendmuthes.

Nicht umsonst erfreute sich die alte süddeutsche Residenz des Rufes, die kunstfreundlichste unter allen deutschen Städten zu sein. Seit Wochen hatte man in allen Fa-

milien von nichts Anderem geredet, als vom bevorstehenden Künstlerfest; und an diesem Morgen waren Schaaren von fröhlichen Menschen in sonntäglichen Gewändern hinausgepilgert zum Rauhensteiner Forst. Da gab es denn auch genug zu schauen und zu staunen: glänzende, farbenprächtige Aufzüge, prunkende Waffenspiele nach mittelalterlicher Art, einen lustigen Wettstreit fahrender Sänger und hundert ergötzliche Künste einer malerisch zerlumpten Zigeunerbande von fast unheimlicher Echtheit. An feurigem Rebensaft und schäumendem Bier war bei alledem kein Mangel, und je höher das glühende Tagesgestirn emporstieg, desto höher schien auch die Feiertagsstimmung der eingeladenen und nicht eingeladenen Festtheilnehmer zu steigen.

Am Rande des Plateau's, auf welchem die Zigeuner ihr lustiges Zeltlager aufgeschlagen hatten, stand ein stattlicher, hochgewachsener Mann in der Uniform eines Dragonerofffiziers. Seine Aufmerksamkeit war indessen viel weniger auf das tolle Treiben des braunen Völkchens, als auf die kleine Gesellschaft von Zuschauern gerichtet, welche in geringer Entfernung von ihm unter dem Schatten einer breitästigen Linde an einem der rohgezimmerten Tische saß. Es mußte da etwas sein, das ihn besonders fesselte, und er fuhr fast erschrocken zusammen, als ihm eine kräftige Manneshand scherzend auf die Schulter schlug.

„Ganz in poetische Träumereien versunken, lieber Hardenegg?“ klang die sonore Stimme eines blondbärtigen Riesen, der das wappengeschmückte Wamms und das Federbarett eines Herolds trug. „Oder hat Dich etwa gar das graue Gespenst der Langeweile am Kragen?“

Der Offizier schüttelte lächelnd das Haupt.

„Nein, ich unterhalte mich ganz vortrefflich. Aber sage mir, bester Brüning, gehörst Du nicht auch zum Festcomité?"

„Gewiß! Hast Du etwa eine Klage vorzubringen?"

„Eine sehr gewichtige, obgleich dem fremden Gaste dergleichen eigentlich nicht zusteht. Aber wir sind ja alte Regimentskameraden. Sage mir nur in aller Welt, wo hattet Ihr Eure Augen bei der Auswahl der Prinzessinnen und Edeldamen für Euren lustigen Mummenschanz?"

„Wo wir unsere Augen hatten? Nun, ich denke doch, da wäre an hübschen Gesichtern kein Mangel."

„Deinen Geschmack in Ehren, Nachfolger des großen Phidias, aber die schönsten habe ich nicht im Festzuge, sondern unter den Zuschauern gefunden."

„Höchst überraschend in der That! Doch Du hattest zu meiner Zeit im Regiment den Ruf, ein Kenner zu sein, darum kann ich vielleicht von Dir lernen. Willst Du nicht die Gnade haben, mir den Gegenstand Deiner Bewunderung zu zeigen?"

„Sieh dort hin, Brüning! Der Alte mit der Löwenmähne da unter der Linde behütet sie. Sie gleichen sich wenig, und doch scheinen es Schwestern zu sein."

Die Augen des blonden Bildhauers folgten der angedeuteten Richtung und sein heiteres Gesicht wurde ein wenig ernster.

„Du hast Recht," erwiederte er, „sie würden unzweifelhaft die schönsten im Zuge gewesen sein, obgleich die Jüngere fast noch ein Kind ist. Aber wir hätten uns wohl vergebens um ihre Mitwirkung bemüht."

„Sind sie so vornehm? Ich würde nach dem Augenschein anders geurtheilt haben.“

„Es ist auch nicht ihre Vornehmheit, welche die Töchter wie den Vater abhält, mit ihren Personen in den Vordergrund zu treten. Sie haben wohl andere Gründe, ein stilles und eingezogenes Leben zu führen.“

„Ah, ich verstehe, also arm! Ist der Alte auch Künstler? Er sieht so aus.“

„Ja. Hast Du niemals von dem Historienmaler Balthasar Stiller gehört?“

„Zu meiner Schande muß ich's gestehen — nein! Ist der Mann berühmt?“

Brüning lächelte eigenthümlich.

„Wie man's nimmt. Hier kennt ihn Jedermann. Er ist als Maler wie als Mensch ein Sonderling. Er lebt nur für das, was er seine Ideale nennt, und es ist ein Unglück, daß er nicht von seinen Idealen leben kann. Sein Talent wäre wohl groß genug, ihm eine geachtete Stellung in der Kunstwelt zu schaffen, aber sein Unstern wollte, daß er sich zu einem Reformator geboren glaubte. Als junger Mann soll er mit einem Heiligenbilde in vorraphaelischer Manier einiges Aufsehen erregt haben, und seitdem haben ihn alle Mißerfolge nicht bestimmen können, von dieser Schule abzugehen.“

„Also jedenfalls eine eigenartige Persönlichkeit! Wenn er aber keine Käufer für seine Bilder findet, wovon lebt er dann mit seiner Familie?“

„Das ist ein Geheimniß, oder es wird doch wenigstens als ein solches behandelt. Er liefert nämlich in aller

Stille Zeichnungen für illustrirte Blätter, und seine Tochter Elfriede —"

„Elfriede? Ist das die junge Dame mit dem prächtigen blonden Haar, das wie gesponnenes Gold in der Sonne schimmert?"

Der Bildhauer warf einen forschenden Seitenblick auf seinen begeisterten Freund.

„Allerdings," sagte er langsam, „dieselbe. Du hast sie, wie es scheint, bereits sehr genau betrachtet."

„Ist das eine Sünde?" gab der Offizier mit liebenswürdigem Lächeln zurück. „Wann dürfte man sich noch der Bewunderung des Schönen hingeben, wenn nicht auf einem Künstlerfest? Doch ich habe Dich unterbrochen. Was ist's mit dieser blondhaarigen Elfriede? Malt sie auch, oder schreibt sie etwa gar Romane?"

„Keines von beiden, aber sie ist der gute Engel der Familie Stiller. Man erzählte mir, daß sie fünfzehn Jahre alt gewesen sei, als ihre Mutter starb, und daß seitdem alle Sorge für die Erhaltung des kleinen Hauswesens auf ihren zarten Schultern geruht habe. Das ist bei den schmalen Einkünften des Alten sicherlich keine Kleinigkeit, und sie muß in Wahrheit eine Meisterin auf ihrem Arbeitsfelde sein, denn ich kenne kein traulicheres Heim in der ganzen Stadt, als das, welches sie den Ihrigen bereitet hat."

„Merkwürdig! Sie sieht so gar nicht wie ein Hausmütterchen aus. Es ist viel eher etwas Stolzes und Hoheitsvolles in ihrer Erscheinung. Du bist also mit der Familie bekannt?"

„Oberflächlich. Stiller unterhält wenig Verkehr mit den Kunstgenossen."

„Aber Du wirst mich ihnen doch vorstellen können? Man spielt hinten auf der Wiese zum Tanz auf, und ich möchte eine der jungen Damen auffordern."

Brüning zögerte. Der Wunsch des Freundes war offenbar wenig nach seinem Geschmack, aber Hardenegg war sein Gast und er hätte eine Ablehnung mit Recht als arge Unhöflichkeit ansehen können. Die beiden Herren näherten sich dem kleinen Tische, an welchem ihr Erscheinen unverkennbar eine nicht geringe Verwunderung hervorrief.

„Gestatten Sie mir, Ihnen meinen Freund, den Premierlieutenant v. Hardenegg vorzustellen," wandte sich der Bildhauer an den ernst dreinschauenden Alten mit dem wallenden grauen Haar. „Herr Historienmaler Stiller und seine Familie."

„Sehr angenehm," brummte der Angeredete mit gerunzelter Stirn und in einem Ton, welcher nicht sehr ermuthigend klang, und dann, einer Pflicht der Höflichkeit genügend, nannte er die Namen seiner Kinder: „Meine Töchter Elfriede und Margarethe — mein Sohn Ewald. Wir würden uns sehr freuen, meine Herren, Ihre werthe Gesellschaft zu genießen, aber wir waren eben im Begriff aufzubrechen."

Und wie zur Bekräftigung seiner Worte griff er nach dem breitrandigen Hute, welcher neben ihm auf der Bank lag.

„Die Herrschaften wollen fort?" fragte Hardenegg, seinen Verdruß über den unfreundlichen Empfang verbind-

lich unterdrückend. „Zu einem kleinen Spaziergang vermuthlich, denn das Festessen im Burghofe soll ja nach dem Programm schon in einer Viertelstunde seinen Anfang nehmen."

Balthasar Stiller sah den Sprechenden beinahe ingrimmig an.

„Das Festessen? Was kümmert uns das! Es ist ein mäßiges Vergnügen, vor einer Flasche sauren Moselweins zu sitzen und rechts und links die Champagnerpfropfen knallen zu hören. Ein Familienvater kann das Geld nicht mit vollen Händen um sich werfen, wie Ihr jungen Leute. — Kommt, Kinder! Ich weiß da drüben herum ein Wirthshaus, in dem wir unseren Hunger stillen können, ohne uns den mitleidigen Blicken meiner verehrten Kollegen auszusetzen."

Der Premierlieutenant wandte sich zu Elfriede und machte ihr eine artige Verbeugung.

„Vorher aber, mein Fräulein, werden Sie vielleicht noch die Güte haben, mir einen Tanz zu bewilligen. Auf der Wiese hinter der Burg spielt eine Zigeunerkapelle auf. Die Musik und der Tanzplatz sind eigenartig genug, um zu einem Versuch herauszufordern."

Ueber das schöne Gesicht des jungen Mädchens glitt eine leichte Röthe, als ihre blauen Augen dem auf sie gerichteten Blick des Offiziers begegneten. Aber ihre Erwiederung klang doch weder befangen noch schüchtern.

„Ich tanze fast niemals, Herr Lieutenant, und in diesem Augenblick würde ich meinem Vater am allerwenigsten zumuthen, auf mich zu warten."

Sie neigte grüßend das Köpfchen und legte ihre Hand auf Balthasar Stiller's Arm. Hardenegg preßte die Lippen zusammen. Diese zweite Abweisung mußte ihn tiefer verletzt haben, als die voraufgegangene. Mit einer Verbeugung trat er schweigend von dem Tische zurück. Elfriede blickte nicht auf, als sie mit ihrem Vater an ihm vorüberging. Aus den braunen Schelmenaugen ihrer Schwester aber, eines schlanken, wohl kaum sechzehnjährigen Mädchens, lachte Hardenegg etwas wie ein lustiges Einverständniß oder wie eine stumme Aufforderung entgegen, die er freilich nicht verstand. Er schaute der kleinen Gesellschaft, deren Letzter der dunkellockige Ewald — ein hochaufgeschossener Jüngling von etwa siebenzehn Jahren — war, so lange nach, bis sie hinter Busch und Baum verschwand; dann kehrte er sich mit einer fast heftigen Bewegung wieder gegen den Freund.

„Eine besondere Liebenswürdigkeit ist diesem Historienmaler allerdings kaum nachzurühmen, und er führt über seine Töchter, wie es scheint, ein sehr strenges Regiment."

Brüning lächelte bedeutsam, und während er Hardenegg mit sich fortzog, meinte er gutmüthig spottend: „Davon habe ich niemals etwas bemerkt; den Erfolg unserer Annäherung aber hätte ich Dir im Voraus weissagen können. Balthasar Stiller hat einen sehr empfindlichen Stolz, und er ist darum überaus mißtrauisch gegen alle neuen Bekanntschaften. Du wirst gut thun, Freund, Dich nach einem leichter zugänglichen Gegenstand für Deine Huldigungen umzusehen."

Hardenegg antwortete nicht und that auch während

des weiteren Beisammenseins mit dem Freunde der Familie Stiller nicht mehr Erwähnung. Aber an der lustigen Künstlertafel blieb er stiller und zurückhaltender, als es sonst seine Art war. Während die Wogen der ausgelassensten Fröhlichkeit rings um ihn her immer höher aufrauschten, saß er zumeist schweigend und nachdenklich da, zerstreute und nachlässige Antworten gebend, wenn er einmal von Diesem oder Jenem angeredet wurde. Und als das Mahl zu Ende war, schloß er sich ebenso wenig einer im Burghofe weiter pokulirenden Zecherrunde an, als es ihm einfiel, sich unter die bunte Schaar der Tanzenden zu mischen. Allein spazierte er in der Umgebung der Ruine umher, fast unausgesetzt nach jener Richtung ausspähend, in welcher vor mehreren Stunden die Familie des Historienmalers verschwunden war, und mit einem immer deutlicher hervortretenden Ausdruck der Enttäuschung in den Mienen.

Der prächtige Sommertag ging unterdeß zur Rüste und die scheidende Sonne überfluthete den Himmel mit schimmerndem Roth. Schon rüsteten sich Viele zur Heimkehr in die Stadt, und mit einem kleinen Seufzer gab Hardenegg die Hoffnung auf, die in so lebhafter Ungeduld Erwarteten wiederzusehen. Da war es ihm plötzlich, als höre er hinter seinem Rücken von einer leisen, wohlklingenden Stimme seinen Namen. Rasch wandte er sich um, und fast wäre ihm ein Ausruf des Erstaunens entfahren, als er Elfriedens liebliche, braunäugige Schwester vor sich sah. Ihre zarten Wangen waren geröthet wie von raschem Laufen, und das muntere Gesichtchen zeigte einen Ausdruck reizender Befangenheit.

„Sie, Fräulein Stiller?" fragte der Premierlieutenant. „Es ist den Ihrigen doch nicht etwa ein Unfall zugestoßen?"

Margarethe lachte, und nun funkelte es schon wieder übermüthig in ihren Augen.

„O nein! Sie werden bald hier sein! Ich bin ihnen nur fortgelaufen, weil — weil —"

„Nun, weil —"

„Ach, Sie werden mich gewiß für kindisch halten, und es ist wohl auch sehr unschicklich! Wissen Sie nicht, wo ich Herrn Brüning finde?"

„Ich vermag es Ihnen leider nicht zu sagen. Aber vielleicht kann ich Ihnen statt seiner dienlich sein. Wollen Sie mich nicht durch Ihr Vertrauen erfreuen?"

„Nun ja, Sie sind ja außer Herrn Brüning hier mein einziger Bekannter. Ich möchte gar zu gern tanzen — nur ein einziges Mal."

„Und Sie glauben, daß ich dies Vergnügen meinem Freunde gönnen würde? Ihren Arm, mein Fräulein! Ich preise den Zufall, der gerade mich in Ihren Weg geführt hat."

Mit unschuldigem Zutrauen folgte sie seiner Aufforderung und trat an seiner Seite in den um die Tanzenden geschlossenen Kreis. Ihr hübsches Gesicht leuchtete in hellem Vergnügen auf, als Hardenegg seinen Arm um sie legte, und als ihre schmalen Füßchen den feurigen Rhythmen der Zigeunermusik folgen durften. So elegant und sicher hatte sie auch noch nie zuvor ein Kavalier geführt, wie dieser. Ihr Athem ging rascher, aber sie

wünschte, daß dieser Tanz noch Stunden lang andauern möchte. Und es war, als ob ihr der Premierlieutenant diesen Wunsch aus den Augen läse. Keines der anderen Paare war so ausdauernd, als sie, und erst als der letzte Geigenstrich verstummte, führte er die fast Athemlose zu einem Sitz.

„Ach, das war schön! Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant!" hauchte sie. „Aber ich bin ganz erschöpft. Es dreht sich mir Alles vor den Augen."

„Ein Glas Limonade wird Sie herstellen. Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, bis ich es herbeigeschafft habe."

Er drängte sich hastig durch das Gewühl, und es waren erst wenige Minuten vergangen, als er sich mit der glücklich eroberten Erfrischung ihrem Platze wieder näherte. Aber Margarethe war jetzt nicht mehr allein. Ihre Schwester Elfriede stand an ihrer Seite, und ihre Niedergeschlagenheit ließ errathen, daß ihr soeben ernste Vorwürfe gemacht worden waren. Hardenegg fühlte die Verpflichtung, sich auch jetzt als der Ritter seiner Tänzerin zu erweisen. Er verbeugte sich artig gegen Elfriede und sagte: „Ich habe um Verzeihung zu bitten, daß ich Ihr Fräulein Schwester auf eine kurze Zeit entführte. Sie sehen, daß ich sie wohlbehalten Ihrem Schutze zurückgebe, mein gnädiges Fräulein."

„Margarethe that sehr unrecht daran, uns zu verlassen. Sie wußte, daß wir um ihretwillen in Sorge sein würden."

Die Gescholtene schürzte schmollend die frischen Lippen.

„Mein Gott, ich bin doch kein Kind! Und ich habe niemals gehört, daß es eine Sünde sei, zu tanzen."

In Elfriedens Unnahbarkeit war etwas, das Hardenegg reizte. Gerade ihre strenge Miene veranlaßte ihn, einen übermüthigen Ton anzuschlagen.

„Gewiß nicht, mein Fräulein," sagte er. „Und ich hoffe, Ihre gestrenge Lehrmeisterin selbst wird Ihnen den Beweis dafür liefern, indem sie mir jetzt die Auszeichnung gewährt, ihr Tänzer zu sein."

„Ich sagte Ihnen bereits, Herr v. Hardenegg, daß ich kein Vergnügen daran finde, und —"

„Und überdies wollen Sie Ihren Herrn Vater nicht warten lassen," fiel er, ohne ihren verweisenden Blick zu beachten, mit etwas spöttischer Betonung ein. „Ich sehe wohl, daß es mein Schicksal ist, heute nur Körbe zu empfangen. Aber die Damen werden mir doch wenigstens gestatten müssen, sie zu Herrn Stiller zurück zu geleiten."

Da Elfriede rasch voranging, reichte er Margarethe seinen Arm, und diese flüsterte ihm, während sie dankbar zu ihm aufblickte, zu: „Wenn der Vater schilt, werden Sie mich in Schutz nehmen, nicht wahr? Und meiner Schwester dürfen Sie nicht böse sein. Sie ist gut wie ein Engel und hundertmal besser als ich. Ich kann selbst nicht begreifen, warum sie gerade Sie so wenig freundlich behandelt."

Sie wandten sich seitwärts zu dem Platze, auf welchem eine große Anzahl von Miethswagen aufgefahren war. Da stand der grauhaarige Maler in lebhafter Auseinander-



setzung mit dem Kutscher eines Gefährts, welches sicherlich das elendeste und gebrechlichste von allen war.

„Es ist ein Unsinn!" sagte der Mann. „Warum in aller Welt soll ich den Umweg über Liebenau machen? Es ist mindestens eine halbe Stunde weiter und die jämmerlichste Chaussee in der ganzen Gegend."

„Das ist mir ganz gleichgiltig!" erwiederte der Historienmaler erregt. „Entweder Sie fahren, wie ich es wünsche, oder ich sehe mich nach einem anderen Wagen um. Soll ich etwa diesen jungen Künstlern, die ohnehin schon geringschätzig genug auf mich herabsehen, das billige Vergnügen machen, daß sie in ihren eleganten Equipagen an mir vorübersausen, während wir in einem solchen Armensünderkarren heimgeschleppt werden? Nein, nein, dazu gebe ich mich nicht her! Eher will ich Ihnen für den Umweg noch einen Thaler über den Preis zahlen."

Dies letztere Argument mußte wohl von überzeugender Wirkung sein, denn der Kutscher machte keine weiteren Einwendungen. Stiller sah sich nach den Seinigen um, und er schien nicht in der Stimmung, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, wie der Premierlieutenant v. Hardenegg in die Gesellschaft seiner Töchter gekommen sei.

„So steigt doch endlich ein," brummte er. „Ich denke, nach dem Stunden langen planlosen Umherlaufen hätten wir allesammt von diesem reizenden Sommerfest mehr als genug. Ich bin in meinem ganzen Leben nicht so müde gewesen, wie heute."

Er war den jungen Damen behilflich und kletterte dann selbst auf das sehr bedenklich in allen Fugen krachende

Fahrzeug. Als ihn Hardenegg artig grüßte, lüftete er seinen Hut.

„Schönen guten Abend, Herr Lieutenant. Ich bin sehr erfreut, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben. Fahren Sie zu, Kutscher — über Liebenau also!"

Der Angerufene knallte mit der Peitsche, und das gebrechliche Pferdchen machte eine Bewegung, als ob es vor Schreck umfallen wolle. Dann aber setzte es sich allmählig in einen langsamen Trab, und eine Minute später hatte die erste Wegbiegung den Blicken des Premierlieutenants die kleine Gesellschaft entzogen.

Ernst und nachdenklich kehrte Hardenegg auf den Festplatz zurück. Ein inniges Mitleid mit diesen vom Schicksal offenbar hartgeprüften Menschen hatte sich seiner bemächtigt, und in das Mitleid mischte sich vielleicht auch eine Empfindung anderer Art, die er selber sich freilich kaum eingestehen mochte.

„Es ist Narrheit," murmelte er, wie um alle derartigen Gedanken von sich abzuwehren. „Ich reise morgen oder übermorgen ab und werde diese Leute wohl schwerlich jemals wiedersehen. Wie thöricht, den Tag so ungenützt zu vergeuden!"

Nicht allzu lange nachher bestieg auch der Bildhauer Brüning mit seinem Freunde den leichten, eleganten Wagen, welcher sie in die Stadt zurückführen sollte. Der Künstler war in so heiterer Stimmung, daß er die schweigsame Zerstreutheit Hardenegg's kaum bemerkte. Als die Pferde eben anzogen, fragte der Offizier: „Gibt es keinen anderen Weg, als den, auf welchem wir gekommen sind?"

„Ja, wir könnten auch über Liebenau fahren; aber das ist weiter und zudem eine schlecht gehaltene Chaussee."

„Die Abendluft ist so würzig, und da steigt auch schon der Mond über den Bäumen empor. Hättest Du etwas dagegen, Brüning, wenn wir den Umweg wählten?"

„Durchaus nicht. Kutscher, wir nehmen die Chaussee über Liebenau!"

Während der ersten Viertelstunde plauderte der Bildhauer sehr lebhaft von den heiteren Eindrücken des Tages. Dann aber ließ er die Cigarre verlöschen, und sein Haupt sank allmählig in die bequeme Wagenecke zurück. Der Gott des Schlummers und der Träume hatte ihn sanft hinübergezogen in sein phantastisches Reich.

Die volle Scheibe des Mondes erhellte die stille und einsame Landschaft mit silbernem Licht. Die einzelnen Gegenstände ließen sich schon auf eine beträchtliche Entfernung hin mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen, und eine dunkle, formlose Masse, welche vor ihnen auf dem sanft ansteigenden Wege sichtbar wurde, erregte darum bereits von Weitem Hardenegg's Aufmerksamkeit.

„Wofür halten Sie das, Kutscher?" fragte er, von einer unbehaglichen Ahnung beschlichen. Und der Mann bestätigte ihm nur, was er selber von vornherein vermuthet hatte.

„Es ist ein zusammengebrochener Wagen," meinte er. „Man hat ihn, wie es scheint, seinem Schicksal überlassen."

Nun tauchte auch schon aus dem Schatten der Bäume die Gestalt eines Mannes auf, der einen hinkenden Gaul führte und ingrimmig vor sich hin fluchte.

Hardenegg ließ halten, denn er erkannte den Kutscher, mit welchem der Historienmaler vorhin unterhandelt hatte.

„Was ist geschehen?" rief er ihm zu, und der Angeredete knurrte widerwillig zurück:

„Was wird denn geschehen sein? Eine Axe ist mir gebrochen und sonst noch Einiges, wie es auf dieser vermaledeiten Chaussee wahrhaftig kein Wunder ist. Der Henker hole den alten Narren und seine verrückten Einfälle!"

„Und Ihre Herrschaften? Was ist aus ihnen geworden?"

„Wenn Sie die Pferde gut ausgreifen lassen, haben Sie sie in einer Viertelstunde eingeholt. Erst warteten sie eine Weile, da ich meinte, den Schaden noch ausbessern zu können; dann aber wurden sie ungeduldig und entschlossen sich, den Weg zu Fuß zu machen, wie sie es nur hätten von vornherein thun sollen!"

Hardenegg befahl, so rasch als möglich weiter zu fahren, nachdem ihn ein Blick auf seinen Freund überzeugt hatte, daß der sanfte Schlummer desselben auch durch den kleinen Zwischenfall nicht gestört worden sei. Kaum zehn Minuten lang waren sie über die holperige Landstraße dahingerollt, als aus anscheinend nur geringer Entfernung ein wirres Durcheinander von aufgeregten menschlichen Stimmen vernehmlich wurde, plötzlich unterbrochen von einem lauten Hilferuf aus weiblichem Munde.

„Treiben Sie die Gäule auf das Aeußerste an!" rief Hardenegg dem Kutscher zu. „Wir sind da vielleicht nothwendiger, als wir's ahnen konnten."

Diensteifrig that der Mann, wie ihm geheißen war.

„Ja, es ist eine verrufene Gegend," meinte er. „Die Arbeiter aus den Steinbrüchen da herum sind meist rohe Gesellen, und auch sonst treibt sich gerade bei Liebenau viel Gesindel umher."

Sie kamen auf weichen Boden, wo das Rollen der Räder und der Hufschlag der Pferde kaum noch zu hören waren, und sie konnten sich darum dem Schauplatz der nächtlichen Scene bis auf eine kleine Entfernung nähern, ohne von den daran Betheiligten wahrgenommen zu werden.

An einer Stelle, wo das düstere Föhrengehölz dicht an die Landstraße herantrat, sah Hardenegg einen Knäuel von Menschen, deren wüstes Schreien und Lärmen ihn nicht im Zweifel lassen konnte, welche Elemente er da vor sich habe. Dem Kutscher die Peitsche aus der Hand nehmend, war er mit einem Sprunge vom Wagen.

„Suchen Sie Herrn Brüning zu ermuntern und bleiben Sie jedenfalls bei den Pferden. Ich denke, mit den Burschen schon allein fertig zu werden."

Diese Zuversicht bekundete nun freilich einen hohen Grad von Selbstvertrauen, denn es war wohl ein Dutzend wild aussehender Gestalten, welche Balthasar Stiller und seine Kinder umdrängten. Einige von ihnen hielten mit rohem Gelächter den ungestüm polternden Alten in ihrer Mitte fest, während sich Margarethe mit ihrem Sonnenschirm tapfer gegen die brutale Zudringlichkeit Anderer zu vertheidigen suchte. An Elfriede aber schien sich noch keiner der Strolche gewagt zu haben. Hoch aufgerichtet

und mit stolz erhobenem Haupte stand sie — ihre Schwester nach Möglichkeit mit dem eigenen Körper deckend — inmitten der wüsten Scene, die für die schutzlose Familie einen so ernsten Charakter hatte.

Noch ehe Hardenegg den Menschenhaufen erreichen konnte, mußte er jedoch sehen, wie ein vierschrötiger zerlumpter Kerl auf Elfriede eindrang und ihren Arm ergriff. Und er sah weiter, daß sich Ewald mit wahrem Löwenmuthe auf den an Körperkraft so unendlich überlegenen Gegner warf, ihm mit der geballten Faust einen Schlag in's Gesicht versetzend. Dann war das lockige Haupt des Jünglings plötzlich verschwunden.

Jetzt aber hatte der Offizier das letzte Stück seines Weges zurück gelegt, und noch ehe die Vagabunden ihres Angreifers so recht ansichtig geworden, war er unter sie gefahren. Mit starker Faust den Ersten, der sich ihm entgegenstellte, zu Boden reißend, drang er bis in die Mitte des Haufens vor. All' sein Zorn schien sich auf den Frechen zu richten, welcher den Angriff gegen Elfriede versucht hatte. Zweimal sauste der schwere Stiel der Peitsche mit solcher Wucht auf den Kopf des Menschen nieder, daß er laut aufheulend zur Seite taumelte. Dann fielen die kräftigen Hiebe nach allen Seiten so hageldicht, daß die überraschten Raufbolde zunächst an nichts Anderes dachten, als daran, sich vor ihnen zu bergen. Die Uniform des Premierlieutenants und der Kavalleriesäbel an seiner Seite mochten wohl das Ihrige beitragen, das rohe Gesindel einzuschüchtern; und als nun auch Brüning's stattliche Gestalt mit eiligen Schritten näher kam, zog

es der ganze Haufe vor, sich wie auf ein gegebenes Zeichen aus dem Staube zu machen.

Es war nur natürlich, daß die Begrüßung, welche Hardenegg jetzt zu Theil wurde, von einer ganz anderen Art war, als die vorige Verabschiedung. Balthasar Stiller schüttelte ihm in überströmender Dankbarkeit beide Hände und nannte ihn einmal über das andere den Lebensretter seiner Kinder. Auch Elfriede hatte freundliche Worte des Dankes, und Margarethe, die nach überstandener Gefahr sehr schnell ihre unverwüstliche gute Laune wiedergefunden, erklärte feierlich, daß sie nun endlich wisse, wie der kühne Roland in der Schlacht von Ronceval ausgesehen.

Brüning war es, welcher diesen Huldigungen für Hardenegg ein Ende machte.

„Ich sehe da allerlei bedenkliche Schatten zwischen den Föhren," meinte er, „und wenn die Kerle dahinter kommen sollten, daß sie sich viel zu schnell haben in die Flucht schlagen lassen, so stehe ich für nichts. Sie müssen mit Ihren Damen natürlich unseren Wagen benützen, Herr Stiller, aber ich rathe Ihnen, keine Zeit zu verlieren."

Der Historienmaler sträubte sich ein wenig gegen das ritterliche Anerbieten des Bildhauers; aber um seiner Töchter willen mußte er es doch endlich annehmen. Erst als er sich anschickte, aufzusteigen, vermißte er seinen Sohn. Schon war sein Name wiederholt gerufen worden, als Ewald's schlanke Gestalt endlich aus dem Dunkel der Bäume hervorkam. Er hatte kein Wort des Dankes für den Offizier und weigerte sich mit befremdender Entschiedenheit, den Wagen zu benützen.

„Ich werde gehen," erklärte er, „denn ich fürchte mich durchaus nicht."

Aber in demselben Augenblick begann er zu schwanken, und sein Gesicht erschien im Mondenlichte leichenblaß. Brüning stützte ihn mit kräftigem Arm.

„Was ist Ihnen, Ewald?" fragte er. „Sie sind doch nicht verletzt?"

Wie im Zorn über sich selbst preßte der Jüngling die Zähne zusammen.

„O, es ist nichts; höchstens eine unbedeutende Schramme."

„Jedenfalls dürfen Sie nicht daran denken, den weiten Weg zu Fuß zu machen. Nehmen Sie Ihren Platz im Wagen ein, denn Ihr Zögern bringt den Damen vielleicht neue Gefahr."

Schweigend gehorchte Ewald der eindringlichen Mahnung. Stiller aber lehnte sich noch einmal über den Schlag, und rief Hardenegg zu: „Auf Wiedersehen, Herr Lieutenant! Ich hoffe bestimmt, Sie morgen in meinen bescheidenen vier Wänden zu begrüßen."

Dann zogen die feurigen Pferde an, und Hufschlag wie Rädergerassel verhallten bald in der Ferne.

Die beiden Freunde schritten anfänglich stumm neben einander her. Brüning's Vermuthung, daß die Wegelagerer noch einmal zum Angriff übergehen könnten, erwies sich als unbegründet, und ohne Behelligung erreichten sie die ersten Häuser der Stadt. Hier brach der Bildhauer endlich das etwas bedrückende Schweigen.

„Hattest Du nicht die Absicht, morgen zu reisen, Hardenegg?"

„Allerdings. Doch werde ich meinen Aufenthalt wahrscheinlich noch um einen oder zwei Tage verlängern."

„Und Du gedenkst der Familie Stiller wirklich einen Besuch zu machen?"

„Es würde wohl wie eine Unhöflichkeit aussehen, wenn ich es nach so liebenswürdiger Einladung unterließe."

„Trotzdem möchte ich Dich herzlich bitten, darauf zu verzichten."

Der Premierlieutenant runzelte ein wenig die Stirn.

„Ist das Dein Ernst, Brüning? Und Deine Gründe?"

„Du mußt sie errathen, denn sie liegen fast auf der Hand. Für diese jungen Mädchen ist der gute Ruf das kostbarste, wenn nicht das einzige Besitzthum."

„Und laufen sie etwa Gefahr, es durch meinen Besuch zu verlieren? Du scheinst eine nicht sehr vortheilhafte Meinung von mir zu hegen, mein lieber Brüning."

„Meine freundschaftliche Gesinnung für den alten Stiller zwingt mich, aufrichtig zu sein. Er hat seine Eigenheiten, aber er ist ein durchaus ehrenwerther Mann und vom Schicksal ohnedies hart genug mitgenommen. Ich würde es tief beklagen, wenn er nun auch noch Herzeleid an seiner eigenen Familie erfahren sollte."

„Die Besorgniß macht Deinem guten Herzen Ehre, aber Deine Ermahnungen richten sich wirklich an die falsche Adresse. Selbst wenn ich mich für die eine oder die andere der jungen Damen ein wenig interessiren sollte, werde ich darüber nicht vergessen, was ich dem Frieden ihres Herzens und ihres Hauses schuldig bin. — Und nun genug von diesem Thema, lieber Freund! Ich bin schon

zu lange erwachsen, um an solchen Ermahnungen, auch wenn sie gut gemeint sind, sonderlichen Geschmack zu finden."

Sie hatten bald das Hotel erreicht, in welchem Hardenegg abgestiegen war, und ihr Abschied war kürzer und frostiger als sonst. Seit dem Abenteuer auf der Landstraße war eine Verstimmung zwischen ihnen, welche sich nur nothdürftig hinter den äußeren Formen freundschaftlichen Verkehrs verbarg.

Zweites Kapitel.

Der Premierlieutenant v. Hardenegg lag am Nachmittag des folgenden Tages rauchend auf dem Sopha seines Hotelzimmers und durchlas zum zweiten Mal einen Brief, den er vor einer Stunde empfangen hatte. Seine Miene war verdrießlich, und selbst die dichten Rauchwolken, welche er in kurzen Zwischenräumen von sich blies, schienen die Aeußerungen einer schlechten Laune zu sein. Und doch hatte ihm das kleine, mit zierlichen, wenn auch etwas altmodischen Zügen beschriebene Blatt, das in seiner oberen Ecke mit einer goldenen Freiherrnkrone geschmückt war, im Grunde nicht einmal etwas Neues gebracht. Sein Inhalt lautete:

„Mein lieber Kurt!

Schon gestern hatte ich Deine Ankunft erwartet, und nun schreibst Du mir zu meiner unangenehmen Ueberraschung, daß Du Dich noch einige Tage bei Deinem ehemaligen Regimentskameraden Brüning aufzuhalten gedenkst. Ich bitte Dich angelegentlich, diesen Besuch

thunlichst abzukürzen, denn Deine Anwesenheit ist mir gerade jetzt dringend erwünscht. Schon die mütterliche Sehnsucht, Dich nach einer Trennung von fast einem Jahre wiederzusehen, sollte Dir als Erklärung dafür genügen; aber es sind auch noch andere gewichtige Gründe für mein Verlangen vorhanden. Der Graf und die Gräfin Bassewitz mit ihrer Tochter Hertha sind seit gestern meine Gäste, und ich glaube nicht, daß ich sie länger als auf wenige Tage hier zurückhalten kann. Sie wissen, daß Du Urlaub genommen hast, und es würde sie auf das Empfindlichste verletzen, wenn Du Dich nicht beeiltest, sie zu begrüßen. Du kennst den Reichthum des Grafen und weißt auch, wie schwer zugänglich er ist. Seit Monaten war ich auf alle erdenkliche Weise bemüht, diesen Besuch herbeizuführen, und es wäre geradezu unverantwortlich, wenn Du jetzt, wo ich das Ziel endlich erreicht habe, meine Absichten leichtfertig durchkreuzen wolltest. Die Andeutungen, welche ich der Gräfin bereits zu machen wagte, fanden eine über Erwarten günstige Aufnahme, denn sie erinnert sich Deiner recht gut, und ist sehr von Dir eingenommen. Es handelt sich in der Hauptsache also nur darum, den Grafen zu gewinnen, und das wird Dir bei Deinen persönlichen Eigenschaften gerade jetzt leicht genug werden. Eine förmliche und öffentliche Verlobung kann dann ja immerhin noch um eine kurze Zeit hinausgeschoben werden. Hat Bassewitz einmal sein Wort gegeben, so haben wir eine vollendete, nicht mehr rückgängig zu machende Thatsache. Comtesse Hertha zählt jetzt fünfzehn Jahre, aber sie ist ein bild-

schönes Kind und so gut entwickelt, daß sich bald genug die Freier einfinden werden, wenn Du es versäumst, ihnen zuvorzukommen. Was ihre Herzenseigenschaften anbetrifft, so vermag ich nicht recht klug aus ihr zu werden. Der Kern ist unzweifelhaft gut, aber in Bezug auf die äußere Form scheint durch die Erziehung Manches verabsäumt zu sein. Sie ist mitunter noch etwas unbändig und toll; und Graf Bassewitz findet darin offenbar durchaus nichts Anstößiges. Doch Du wirst ja selbst sehen, und das Beste ist jedenfalls, daß das Herz der kleinen Comtesse noch ganz unberührt ist. Du müßtest Deinem Vater sehr wenig gleichen, wenn Du sie nicht an einem einzigen Tage dahin bringen könntest, für Dich zu schwärmen

Muß ich Dir noch darlegen, welches Glück diese Verbindung für uns wäre? Comtesse Hertha ist des Grafen einziges Kind. Sie wird eine glänzende Mitgift erhalten und seine einzige Erbin sein. Damit wäre diesem entsetzlichen Hangen und Bangen für alle Zeiten ein Ende gemacht. Es ist ja möglich — und ich selber bin manchmal hoffnungsvoll genug, mich in diesen Glauben einzuwiegen — daß Dein Onkel Botho Hardenegg ohne Nachkommen zu Grunde gegangen ist, und daß niemals Jemand erscheinen wird, um auf seine Erbschaft Anspruch zu erheben. Aber es kommen dann wieder Stunden und Tage, an denen mich die bloße Vorstellung, es könne dennoch anders sein, fast zur Verzweiflung bringt. Denke nur daran, Kurt, was aus uns werden müßte, wenn das Schreckliche geschähe! Wir würden Bettler sein, und wer weiß, ob uns nicht noch Schlimmeres drohte. Ich will

das Andenken Deines Vaters nicht herabsetzen, aber er hat uns durch seine Freigebigkeit und durch seine weitherzige Lebensführung so weit gebracht, daß ein Umkehren auf dem betretenen Wege nicht mehr möglich war. Wie die Dinge jetzt liegen, kann Dich nur noch eine reiche, eine sehr reiche Heirath in den Stand setzen, allen Möglichkeiten mit Ruhe entgegen zu sehen. Ich habe für Dich gehandelt und Dir die Bahn geebnet, so weit ich es vermochte; nun aber ist es an Dir, den letzten, entscheidenden Schritt zu thun, und ich bin gewiß, daß Du die Früchte meines angestrengten Bemühens nicht in thörichtem Jugendübermuth bei Seite werfen wirst. So erwartet Dich denn mit zärtlicher, liebevoller Sehnsucht

Deine Mutter."

„Nichts als Heirathspläne und Gespensterfurcht!" brummte Hardenegg ärgerlich vor sich hin, indem er den Brief zusammenfaltete. „Als wenn ein Mensch verrückt genug sein könnte, dreißig Jahre zu warten, ehe er eine Erbschaft antritt, und als wenn meine Seligkeit davon abhinge, daß ich mich mit einem Kinde verlobe! Nein, verehrte Frau Mama, auf einen Tag mehr oder weniger wird es selbst diesem empfindlichen Grafen Bassewitz schwerlich ankommen."

Er klingelte nach seinem Diener und ließ sich von ihm beim Ankleiden helfen. Er wollte seinen Besuch bei der Familie Stiller nicht in Uniform machen, weil er wußte, daß man in der alten Residenz etwas kleinstädtische Gepflogenheiten hatte, und daß das Erscheinen eines Offiziers in der Wohnung des Historienmalers der Nachbarschaft

desselben vielleicht wirklich einigen Anlaß zu müßigem Gerede geben würde.

Brüning hatte sich während des ganzen Tages nicht blicken lassen, und obwohl Hardenegg darin einen Beweis dauernder Mißstimmung erkennen mußte, war ihm dies Fernbleiben des Freundes doch keineswegs unangenehm. Nichts wäre ihm so peinlich gewesen, als eine etwa aufgedrängte Begleitung des Bildhauers bei dem beabsichtigten Besuche.

Es begann eben zu dämmern, als er das unansehnliche, in einer schmalen Gasse belegene Haus betrat, welches ihm als Balthasar Stiller's Heim bezeichnet worden war. Es hatte drei Stockwerke, und im obersten sollte die Wohnung des Historienmalers liegen. Die alte, ausgetretene Wendeltreppe knarrte und ächzte unter den Schritten des Offiziers. Die ganze Umgebung trug das Gepräge der Dürftigkeit und Armuth. Um so lebhafter aber war Hardenegg's Ueberraschung, als er die Wohnung betrat, deren Thür ihm von Margarethe mit freundlichem Gruß geöffnet worden war. Wohl waren die Zimmer nur klein und niedrig, der altmodischen Bauart des Hauses entsprechend, aber ihre Einrichtung und Ausschmückung zeigte sich durchaus des warmen Lobes würdig, welches Brüning gestern dem Heim des sonderbaren alten Künstlers gespendet. Nicht nur die blinkende Sauberkeit rings umher war es, welche diesen freundlichen Eindruck hervorrief, sondern noch viel mehr die feinsinnige und geschmackvolle Anordnung all' der kleinen anspruchslosen Dinge, welche zur Ausstattung der Gemächer verwendet waren. Da war

nichts von jener mühsam nachgeahmten Vornehmheit, welche keine nähere Betrachtung verträgt, weil die wahre Armseligkeit überall unter der abgeschabten Vergoldung zum Vorschein kommt; je länger man in diesen traulichen Räumen weilte, desto heimischer und behaglicher mußte man sich vielmehr in ihnen fühlen, und selbst die weite Aussicht über ein Meer von Dächern und Schornsteinen vermochte kaum die Vorstellung zu erwecken, daß man sich eigentlich in einer Dachwohnung befinde.

„Sie glauben gar nicht, wie oft der Vater schon nach Ihnen gefragt hat," plauderte Margarethe. „Je länger er von dem gestrigen Ereigniß spricht, in desto schrecklicheren Farben malt er es sich aus, Ihr Heldenmuth erscheint ihm von geradezu sagenhafter Größe."

„Und Ihr Fräulein Schwester?" fragte Hardenegg, der sich vergebens nach Elfriede umgesehen hatte. „Der Schreck hat ihr doch nicht geschadet?"

„O nein! Sie ist ja die Muthigste und Standhafteste von uns Allen, wenn sie es auch nicht zur Schau trägt. Aber sie sitzt drinnen mit dem Kandidaten, und wenn die Beiden mit einander plaudern, vergessen sie oft Alles um sich her. Kommen Sie, Herr Lieutenant, wir wollen sie überraschen!"

Eine unangenehme Empfindung hatte Hardenegg durchzuckt, aber er mochte sich selber nicht gestehen, daß es eine Aufwallung von Eifersucht gewesen sei. Als Margarethe die Thür zu dem anstoßenden Zimmer öffnete, strömte ihm das Blut ungestümer zum Herzen, wie wenn er etwas Ungewöhnliches, Aufregendes erblicken müßte. Und doch

war das Bild, welches sich ihm darbot, von der unverfänglichsten Art. In der kleinen Fensternische saß Elfriede, die Hände im Schoße gefaltet, und die Strahlen der sinkenden Sonne erzeugten goldige Reflexe auf ihrem prächtigen Haar. Zwei Schritte von ihr entfernt aber lehnte am Pfeiler eines Schrankes ein junger Mann in schlichter dunkler Kleidung, dem ihr schönes Gesicht mit sinnendem Ausdruck voll zugewendet war. Hardenegg maß ihn von der Schwelle aus mit scharfem Blick. Wahrhaftig, wenn dies ein Nebenbuhler gewesen wäre, so hätte es kaum der Mühe gelohnt, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Seine Gestalt war hoch, aber ihr fehlte die Fülle, um imponirend zu wirken, und die Züge seines blassen, hageren Gesichtes konnten sicherlich keinen Anspruch darauf erheben, schön genannt zu werden. Schön und bedeutend war nur die breite, hoch gewölbte Stirn und der klare, warm leuchtende Blick der ernsten grauen Augen. Aber das waren geringfügige Vorzüge, die kaum darnach angethan sein konnten, das Herz eines Mädchens zu bezwingen.

Elfriede zeigte bei dem unerwarteten Anblick des Besuchers nicht die geringste Verwirrung. Sie erhob sich und hieß den Freiherrn, der wegen der Störung um Entschuldigung bat, mit ruhiger Freundlichkeit willkommen.

„Mein Vater ist noch in seinem Atelier, aber ich werde ihn sogleich benachrichtigen," sagte sie. „Erlauben Sie mir nur, Herr v. Hardenegg, Sie mit unserem Freunde, Herrn Kandidaten Johannes Werner, bekannt zu machen."

Der Offizier wollte sich mit einer steifen Verbeugung

abfinden, aber der Theologe redete ihn mit freimüthiger Offenheit an.

„Ihr Name hat in diesem Hause bereits einen guten Klang, mein Herr. Sie haben den trefflichen Menschen einen großen Dienst erwiesen."

Da Hardenegg sah, daß sie allein waren, bedachte er sich nicht, einen etwas spöttischen Ton anzunehmen.

„Es freut mich, Ihre Anerkennung dafür zu finden, Herr Kandidat," sagte er. „Sie sind, wenn ich recht verstanden habe, ein intimer Freund der Familie Stiller?"

„Die Nachbarschaft unserer Wohnungen machte mich mit ihnen bekannt, und ich habe hier sehr viel Wohlwollen und Theilnahme gefunden."

In seiner Ausdrucksweise wie im Klang seiner Stimme war nichts Erkünsteltes und gesucht Würdevolles, wie es jüngeren Theologen häufig eigen ist. Er sprach ruhig und freundlich, doch mit einer männlichen Sicherheit, die es stolz verschmähte, Hardenegg's versteckten Spott überhaupt zu bemerken. Der Offizier fühlte mit jedem Augenblick eine tiefere Abneigung gegen den neuen Bekannten und wandte ihm ziemlich unhöflich den Rücken, als Balthasar Stiller mit allen Anzeichen der Freude in das Zimmer trat.

„Ich hab's ja gewußt, daß Sie kommen müßten!" rief der Historienmaler in seiner geraden und etwas geräuschvollen Art. „Sie konnten uns nicht mit dieser drückenden Last unserer Dankesschuld sitzen lassen, das wäre gar nicht edelmüthig gewesen."

Hardenegg ließ es lächelnd geschehen, daß ihm der

sonderbare Alte die Hände schüttelte, als ob er sie aus den Gelenken reißen wollte. Dann aber bat er, es nunmehr des Dankes genug sein zu lassen, ein Verlangen, dem Balthasar Stiller sichtlich nur ungern nachkam. Margarethe mußte eine Flasche Wein hereinbringen, und der Freiherr bezwang sich, ein Glas des zweifelhaften Getränkes zu leeren, obgleich dasselbe eine recht bedenkliche Aehnlichkeit mit gefärbtem Essig zeigte. Dann sprach er höflich den Wunsch aus, das Atelier seines Wirthes kennen zu lernen. Der Historienmaler gerieth darüber sichtlich in einige Verlegenheit.

„Es wird Ihnen bei Lampenlicht keinen besonderen Eindruck machen," meinte er. „Ich habe da allerdings gerade ein fast vollendetes Bild auf der Staffelei; aber es ist sehr zweifelhaft, ob Sie Gefallen daran finden werden. Meine Kunst bewegt sich in einer anderen Richtung, als die platte und geistlose moderne Malerei; ich habe niemals meinen Ehrgeiz darein gesetzt, den Photographen in's Handwerk zu pfuschen."

Hardenegg verbeugte sich zustimmend.

„Sie theilen mir keine Neuigkeit mit, Herr Stiller. Und gerade deshalb würde ich es als eine besondere Vergünstigung betrachten, die Bekanntschaft Ihres neuen Werkes zu machen."

„Wirklich?" Der Maler räusperte sich und schaute seinem Gaste halb mißtrauisch, halb erfreut in's Gesicht. „Nun, wenn es so ist, kann ich natürlich nicht Nein sagen. Elfriede, nimm die Lampe! Du weißt ja am besten, wie es beleuchtet werden muß."

Das junge Mädchen gehorchte schweigend, aber es war ihr vom Gesicht abzulesen, daß sie es nicht gern that. Das Atelier war der kahlste und unfreundlichste Raum der ganzen Wohnung. An seiner Schwelle war Elfriedens Reich zu Ende, und der Gegensatz zu dem traulichen Charakter der anderen Zimmer zeigte sich denn auch auffallend genug. Die kahlen Wände und die rohe Balkendecke verkündeten sehr vernehmlich, daß die Kunst des alten Malers nach Brod gehen müsse. Trotzdem schien Stiller hier in seinem Allerheiligsten ganz von dem Stolze eines Mannes erfüllt, der sich seines Werthes voll bewußt und über alle kleinlichen Anfechtungen erhaben ist.

„Das ist das Bild!" sagte er kurz. „Ich nenne es: ‚Die Vision eines Heiligen.'"

Hardenegg trat vor die Staffelei, und ein einziger Blick auf das scheinbar fertige Werk genügte vollkommen, ihm zu erklären, warum Stiller's Gemälde keinen Käufer fänden. Sowohl die hagere, asketische Gestalt des vor einem Höhleneingange knienden Einsiedlers, als die Figuren einiger in den Wolken schwebenden Engel waren von jener eigenthümlichen hölzernen Steifheit und Unnatur, welche der Freiherr zuweilen auf den Bildern alter Meister gefunden und belächelt hatte. Es war, als habe der Maler in der Zeichnung wie in der Farbengebung mit ängstlicher Geflissenheit Alles vermieden, was dem wirklichen Aussehen der dargestellten Dinge nahekommen konnte, und Hardenegg würde kaum im Stande gewesen sein, ohne Erröthen ein Wort des Lobes hervorzubringen, wenn in dem sonderbaren Werke nicht trotzdem etwas gewesen wäre, das ihn anzog

und fesselte. Diejenige der himmlischen Erscheinungen, welche schärfer und deutlicher als die anderen aus den nebelhaften Wolkengebilden hervortrat, zeigte Elfriedens reine Züge, und in der lebendigen, fein durchgeistigten Darstellung dieses von reichem, goldblondem Haar wie von einem Heiligenschein umgebenen Kopfes hatte der Historienmaler den Beweis geliefert, daß er trotz all' seiner Marotten dennoch ein wirklicher Künstler sei. Hardenegg sah auf dem ganzen Bilde nichts mehr als dies liebliche Mädchenantlitz.

„Ein Meisterwerk!" sagte er im Tone vollster Aufrichtigkeit. „Wenn die Bewunderung eines Laien überhaupt einigen Werth für Sie hat, so seien Sie versichert, daß Ihnen die meinige im vollsten Maße gehört. Haben Sie bereits einen Käufer für das Bild?"

Balthasar Stiller's Augen leuchteten in fast kindlicher Freude. Er streichelte seinen grauen Bart und sagte nach einem kurzen Zögern mit etwas unsicherer Stimme: „Einen Käufer? Hm, es ist da allerdings ein — ein reicher Amerikaner, der mir schon früher —"

Er vollendete den Satz nicht, und der Zufall wollte, daß Hardenegg den ernsten, fast vorwurfsvollen Blick bemerkte, welchen Elfriede auf ihren Vater gerichtet hatte. Unzweifelhaft war es dieser Blick gewesen, der ihn verhindert, die unschuldige Lüge ganz auszusprechen. Rasch und geschickt ging der Freiherr über den peinlichen Moment hinweg.

„Wenn Sie noch nicht fest abgeschlossen haben," sagte er, „so gestatten Sie mir, dem Amerikaner zuvorzukommen.

Ich kaufe das Gemälde zu jedem Preise, der Ihnen angemessen erscheint!"

Die Lampe, welche Elfriede hielt, klirrte leise, wie wenn ihre Hände erzitterten. Der Historienmaler aber starrte den Sprechenden mit weit geöffneten Augen an, und über sein ehrliches Gesicht ging ein seltsames Zucken.

„Sie — Sie wollten das Bild kaufen?" fragte er. „Und das ist Ihr Ernst?"

„Gewiß! Ich werde es als eine große Güte ansehen, wenn Sie mir den Vorzug geben."

Stiller streckte ihm beide Hände entgegen.

„Sie sollen es haben," rief er, „Sie sollen es haben! Und Sie selber werden den Preis bestimmen. Ach, Sie können nicht ahnen, wie wohlthuend es ist, einmal einen wahren Kunstfreund zu finden!"

Die Aeußerungen seiner Dankbarkeit waren fast noch stürmischer, als nach dem Abenteuer der verflossenen Nacht. Plötzlich aber kam ihm ein Bedenken.

„Ich werde Ihnen das Gemälde nachschicken müssen," meinte er, „denn es fehlt noch Einiges an seiner Vollendung. „Früher als in sechs oder sieben Tagen kann ich es kaum abliefern."

Hardenegg antwortete nicht sogleich. Eine gewaltig lockende Versuchung trat unerwartet an ihn heran, und nach kurzem, Sekunden langem Kampfe war er ihr unterlegen.

„Da ich meine Abreise ohnedies um mehrere Tage verschieben wollte, kann ich die Fertigstellung des Werkes sehr wohl hier abwarten," sagte er hastig. „Es wird mich

höchlichst interessiren, Ihrer letzten Arbeit an dem Werke ein wenig zuzusehen."

Der Historienmaler, dessen Gemüth in Wahrheit von der Unbefangenheit eines Kindes war, gab mit Freuden seine Zustimmung, und als sie nun das Atelier verließen, strahlte aus seinen Mienen ein heller Widerschein der Glückseligkeit, welche sein Herz erfüllte.

Hardenegg's Hoffnung, daß sich der Kandidat Werner inzwischen entfernt haben möchte, hatte sich nicht verwirklicht. Derselbe befand sich vielmehr in angelegentlichem Gespräch mit Ewald Stiller, und der Freiherr bemerkte, daß Letzterer den linken Arm in einer Binde trug.

„Ist dies eine Folge des gestrigen Vorfalls?" fragte er. „Sind Sie ernstlich verwundet worden?"

Der Jüngling hatte sich auf die Anrede erhoben; aber der Blick, mit welchem er dem Premierlieutenant begegnete, war von fast feindseligem Trotz.

„Ja," erwiederte er, „ich erhielt bei dem Handgemenge eine ganz geringfügige Verletzung. Es ist nicht der Rede werth."

„Eine nette Geringfügigkeit!" brummte der Maler. „Wird Geld genug für den Doktor kosten. Ist Ihnen jemals solch' ein Eigensinn vorgekommen, Herr v. Hardenegg? Weigert sich der Junge gestern aus irgend einem verrückten Grunde rundweg, in Ihren Wagen zu steigen, und unterwegs wird er uns dann ohnmächtig vor Blutverlust. Einer der mörderischen Schurken hat ihm einen Stich in den Arm beigebracht, der ihm sicherlich den Garaus gemacht hätte, wenn er in die Brust gegangen

wäre. Und nun ist der Bursche nicht einmal im Bett zu halten, wie es der Arzt befohlen hat."

Hardenegg faßte den Jüngling, dem er gestern wenig Beachtung geschenkt, erst jetzt schärfer in's Auge und sah, daß seine Züge vollkommen denjenigen Elfriedens glichen. Nur das tief schwarze lockige Haar trug die Schuld daran, wenn diese Aehnlichkeit nicht sogleich auffällig hervortrat, und vielleicht auch ein eigenthümlich schmerzlicher und finsterer Ausdruck, welcher zu der Jugend des Knaben sehr wenig passen wollte. Dem Freiherrn hatte der ungewöhnliche Muth und die tapfere Selbstbeherrschung, welche Ewald gestern an den Tag gelegt, sehr wohl gefallen; er fühlte ein lebhaftes Interesse für den ernsten, schweigsamen Jüngling, und die offenkundige Zurückhaltung, wenn nicht Abneigung, welche dieser all' seinen Annäherungsversuchen entgegensetzte, war ihm desto unbegreiflicher.

Doch der Premierlieutenant dachte nicht daran, sich über die Launen eines Knaben lange den Kopf zu zerbrechen. All' seine Theilnahme galt ja nur der ältesten Tochter des Historienmalers, und wenn auch Elfriede sehr wenig Beifall für seine Artigkeiten zu haben schien, so gelang es ihm doch endlich, sie plaudernd in der kleinen Fensternische festzuhalten, ohne daß sich ein Dritter in ihre Unterhaltung eingedrängt hätte. Er sprach von gleichgiltigen Dingen, und das junge Mädchen hörte ihm mit sichtlicher Zerstreutheit zu; plötzlich aber hob sie ihre schönen Augen wie in ernster Frage zu ihm empor und sagte ganz unvermittelt: „Sind Sie ein Kunstliebhaber, Herr v. Hardenegg?"

Der Freiherr lächelte, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Das ist eine Gewissensfrage, Fräulein Stiller. Jedenfalls darf ich mich kaum rühmen, ein Kenner zu sein."

„Und doch gefiel Ihnen gerade das Bild meines Vaters so ausnehmend?"

„Allerdings — scheint Ihnen das so befremdlich?"

„Ehrlich gesprochen — ja. Seine Kunstrichtung findet sonst sehr schwer einen Bewunderer und noch schwerer einen Käufer. Wollen Sie mir eine einzige Frage mit rückhaltloser Offenheit beantworten, Herr v. Hardenegg?"

Der Freiherr verbeugte sich bejahend. Es war ihm nicht ganz behaglich bei diesem kleinen Verhör.

„Herr Brüning hat gestern mit Ihnen über unsere Verhältnisse gesprochen? Er hat Ihnen gesagt, daß meines Vaters Arbeiten wenig Anerkennung finden?"

„Es wird mir zu schwer, Sie zu belügen, mein Fräulein — ja, er äußerte sich in einem ähnlichen Sinne."

„Und Sie wollten nun aus Mitleid, um uns eine Wohlthat zu erweisen —"

Hardenegg fiel ihr hastig in die Rede.

„Nein, nein, Fräulein Elfriede! Glauben Sie mir auf mein Wort, daß mir jeder derartige Gedanke vollständig fern gelegen hat. Wie hätte es mir auch in den Sinn kommen sollen, Ihnen solche Beleidigung zuzufügen! Wenn Sie aber durchaus nach einem besonderen Beweggrunde suchen wollen," fügte er, näher an sie herantretend und seine Stimme bis zum Flüstern dämpfend, hinzu, „kann es Ihnen dann im Ernste schwer fallen, denselben zu er-

rathen? Habe ich doch auch auf dem ganzen Gemälde nichts Anderes gesehen, als das Antlitz jener holdseligen himmlischen Erscheinung —"

„Es ist sehr schwül hier im Zimmer, Herr v. Hardenegg," unterbrach ihn das junge Mädchen mit einem Ausdruck stolzer Gleichgiltigkeit. „Sie gestatten wohl, daß ich das Fenster ein wenig öffne?"

Der Freiherr preßte die Lippen zusammen. Diese immer wiederholten herben Zurückweisungen verletzten ihn, den verwöhnten Liebling der Frauen, in seiner Eigenliebe auf das Empfindlichste; aber sie reizten ihn zugleich immer heftiger, den spröden Stolz des schönen Mädchens zu brechen. Elfriede hatte die Flügel des Fensters, an welchem sie standen, geöffnet, und zugleich mit der würzigen, erquickenden Abendluft drangen die weichen, gesangreichen Töne einer Violine, welche in unmittelbarer Nachbarschaft gespielt werden mußte, zu ihnen herein. Während des kurzen Schweigens, das auf Elfriedens letzte Worte gefolgt war, lauschte Hardenegg diesen Klängen, und er war Musikfreund und Musikverständiger genug, um zu erkennen, daß das Instrument von dem unsichtbaren Künstler mit ungewöhnlicher Meisterschaft behandelt wurde.

„Welch' einen Virtuosen haben Sie da in Ihrer Nähe?" wandte er sich an den Historienmaler, der eben zu ihnen getreten war. „Ich habe selten einen vollendeteren Vortrag gehört, als diesen."

In demselben Augenblick erhob sich Ewald, der bis dahin an der Seite des Kandidaten gesessen hatte, und

verließ das Zimmer. Balthasar Stiller aber knurrte ärgerlich: „Sie sollten mich nicht um diese Nachbarschaft beneiden! Kein Mensch auf der ganzen Welt ist mir so verhaßt, als dieser verwünschte Geigenkratzer. Sie sollten ihn nur einmal sehen! Ich bin gewiß, daß er mindestens eine Mordthat auf dem Gewissen hat."

Hardenegg hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken.

„Wirklich? Ist es ein so gefährliches Individuum? Und kennen Sie auch seinen Namen?"

„Er ist ein Russe und heißt Kostomarow," mischte sich Margarethe ein. „Er wohnt da drüben im zweiten Stock, wo die Vorhänge so dicht vor das offene Fenster gezogen sind. Unheimlich genug sieht er aus, das ist wahr, und wenn man ihm auf einem einsamen Wege begegnet, muß man sich wohl vor ihm fürchten. Aber gar so schlimm ist er doch wohl nicht, und der Vater war im Anfang von seinem Spiel ebenso begeistert, wie wir Alle."

„Wollte der Himmel, daß ich an demselben Tage ausgezogen wäre, an welchem ich diese unglückselige Fiedel zum ersten Mal gehört! Wenn der Kerl nicht ein entwichener Zuchthaussträfling ist, so ist er das Gespenst des Rattenfängers von Hameln. Hat er es doch in wenigen Wochen zu Stande gebracht, meinen Ewald aus einem frischen, offenherzigen Burschen in einen müßigen Träumer und verstockten Trotzkopf zu verwandeln. Es sollte mich wahrhaftig nicht wundern, wenn der hinkende Teufel ihn eines Tages mit seiner Geige hinter sich her lockte in die Fremde und in's Elend."

Hier also lag die Erklärung für das unerfreuliche

Verhältniß, welches zwischen Vater und Sohn zu bestehen schien.

„So hat der junge Herr vielleicht eine besondere Vorliebe für die Kunst?“ fragte Hardenegg.

„Leider ja! Er hat von seiner seligen Mutter ein wenig Talent dafür geerbt, und seitdem der weißbärtige Russe seine Netze nach ihm ausgeworfen hat, ist er von der fixen Idee besessen, ein Künstler zu werden.“

„Halten Sie das für ein so großes Unglück, Herr Stiller?“

„Ob ich es für ein Unglück halte? Für das allergrößte, mein Herr, wahrhaftig, für das allergrößte! Aber mit meinem Willen wird es sicherlich niemals geschehen. Er soll den jammervollen Weg nicht gehen, den sein Vater gemacht hat. Ich kenne das Trauerspiel vom Erdenwallen eines wahren Künstlers aus eigener Erfahrung gut genug. In drei Monaten wird er das Gymnasium absolvirt haben, dann kommt er zu einem Kaufmann in die Lehre; das ist beschlossene Sache. Den Kaufleuten gehört heutzutage ja die ganze Welt.“

Der Gegenstand schien den alten Maler ungewöhnlich aufzuregen, und um ihm das weitere Anhören des verhaßten Geigenspiels zu ersparen, schloß Elfriede das Fenster.

Auch Hardenegg fühlte das Bedürfniß, zu einem anderen Thema überzugehen.

„Theilen auch Sie die musikalische Veranlagung Ihres Bruders?“ fragte er Margarethe. Diese aber schüttelte lachend das Köpfchen.

„O nein, ich bin leer ausgegangen bei der Vertheilung

der Gaben. Der ganze Inhalt des Füllhorns wurde über Ewald und Elfriede ausgeschüttet. Wenn Sie schön bitten, singt Ihnen meine Schwester eines von ihren himmlischen Liedern vor."

„Margarethe!" fiel Elfriede verweisend ein; aber sie konnte natürlich nicht mehr hindern, daß der Freiherr auf das Eindringlichste um die Gewährung des verheißenen Genusses bat. Und sie verschmähte es, sich lange dazu nöthigen zu lassen. Mit einer Freundlichkeit, welche Hardenegg auf's Neue sehr unangenehm berührte, wandte sie sich an den Kandidaten.

„Wollen Sie die Güte haben, Herr Werner, mich zu begleiten?"

Das Klavier in der Ecke des Zimmers war von altmodischem, sonderbar verschnörkeltem Bau, aber als der Kandidat mit kräftigem und doch weichem Anschlage in die Tasten griff, gab es volle und wohllautende Akkorde. Von ungleich süßerem, bestrickendem Reiz aber war die glockenreine Altstimme Elfriedens und die tief innerliche Beseelung ihres schlichten Vortrages. Sie sang einige schwermüthige Schumann'sche Kompositionen, und dem Freiherrn war es, als lerne er diese oft gehörten Lieder erst jetzt in ihrer ganzen Schönheit und Innigkeit kennen. In warmen und gut gewählten Worten drückte er seinen lebhaften Beifall aus.

„Ja, es ist eine Freude, sie zu hören," meinte Balthasar Stiller mit väterlichem Stolz. „Nun müßt Ihr uns aber auch ein Duett singen. Freund Werner's Bariton braucht die Zuhörer ebensowenig zu scheuen."

Und mit wachsendem Unbehagen mußte Hardenegg dem harmonischen Zusammenklange beider Stimmen lauschen. Wie geringschätzig er auch noch immer auf den hageren Kandidaten herabsah, er konnte sich doch nicht verhehlen, daß es ein voreiliges Urtheil gewesen sei, ihn für ganz unbedeutend zu halten. In der Art seines Gesanges, der ihm aus dem tiefsten Herzen hervorzuquellen schien, offenbarte sich jedenfalls ein warmes, durchgeistigtes Empfinden; und Elfriedens Auffassung der schönen Tondichtung ging so ganz in der seinigen auf, daß es jedem Anderen als einem Eifersüchtigen aufrichtiger Genuß sein mußte, ihnen zuzuhören. Der Freiherr aber hatte Mühe, auch jetzt noch den Ausdruck der Ehrlichkeit in seine anerkennenden Worte zu legen, und mit gerunzelter Stirn lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, als der Historienmaler nach Beendigung des ersten Stückes mit großer Entschiedenheit noch ein zweites verlangte.

Wahrscheinlich wäre seine Verstimmung eine noch tiefere gewesen, wenn er hätte ahnen können, in welchem Sinne seine Person den Gegenstand einer zur nämlichen Zeit geführten Unterhaltung bildete. Als Ewald vorhin bei der Erwähnung des russischen Geigenspielers das Zimmer verlassen hatte, war er so vorsichtig und geräuschlos als möglich durch sein Schlafkämmerchen und durch die Küche nach der Hintertreppe des Hauses geeilt. Erst nachdem er sich lauschend überzeugt hatte, daß ihm Keiner seiner Angehörigen folge, stieg er hinab. Die Straße war fast ganz in Dunkel gehüllt, denn aufsteigende Gewitterwolken hatten sich vor die Mondscheibe geschoben.

So war der Knabe sicher, daß er vom Fenster der väterlichen Wohnung aus nicht wahrgenommen werden könne. Trotzdem blieb er dicht an der Mauer des Hauses stehen, mit gespannter, fast sehnsüchtiger Aufmerksamkeit hinaufspähend zu jenem verhüllten Fenster, hinter welchem eben jetzt die letzten Geigentöne verstummten.

„Ich darf nicht zu ihm hinaufgehen," murmelte er, „denn ich habe es dem Vater versprochen. Aber wenn er zu mir herabkommt, wer kann mir einen Vorwurf daraus machen, daß ich mit ihm rede?"

Und nach einer kleinen Weile öffnete sich drüben auf der anderen Seite der Straße eine Thür. Ueber die schmale Gasse hinweg tönte eine rauhe, gleichsam verrostete Stimme: „Ewald — bist Du da?"

„Ja, Herr Kostomarow! Doch ich fürchte, daß man mich von oben sieht. Möchten Sie nicht zu mir herüberkommen?"

Ein eigenthümlicher Laut wie ein heiseres Lachen kam zurück. Dann löste sich aus dem Dunkel eine mächtige, aber gebeugte Gestalt, um auf einen Stock gestützt und merklich hinkend den Fahrweg zu überschreiten.

„Bist Du so furchtsam, mein Söhnchen, und so ungehorsam zugleich? Doch Du kannst ja nicht anders, denn Du bist noch zu schwach, einen offenen Kampf zu führen!"

Der so sprach, war ein Greis, auf welchen Balthasar Stiller's drastische Beschreibung in der That gut genug paßte. Namentlich hier in der ungewissen Beleuchtung der flackernden Straßenlaterne hatte sein gewaltiger Kopf

etwas Unheimliches und Geisterhaftes. Schneeweißes Haar und ein langer, dichter Bart von derselben Farbe umrahmten in wirrer Ueppigkeit ein hohles, erdfahles Antlitz, dessen scharfe Züge einen Ausdruck finsterer Härte hatten, obwohl sie dereinst vielleicht nicht unschön gewesen waren. Die von zahllosen Furchen bedeckte Stirn war ungewöhnlich stark entwickelt, und die tief liegenden Augen unter den buschigen weißen Brauen blitzten mit beinahe jugendlichem Feuer. Der Mann war anständig, wenn auch ohne besondere Sorgfalt gekleidet, und seine Sprache, die merkwürdiger Weise ganz frei war von jedem slavischen Anklang, war diejenige eines Gebildeten.

Er hatte Ewald seine knochige Hand gereicht, und der Jüngling ergriff sie mit ungestümer Lebhaftigkeit.

„Wie danke ich Ihnen, daß Sie gekommen sind, Herr Kostomarow! Sie sind so gütig gegen mich"

„Narrheit! Was ich thue, thue ich aus Eigennutz. Du wirst später einsehen, Knabe, daß alle sogenannten edlen und großen Handlungen des Menschen immer nur aus diesem Beweggrunde entspringen. — Aber was sind das für Geschichten, von denen ich durch meine Aufwärterin hörte? Man hat Euch überfallen, und Du bist verwundet?"

„Ganz unbedeutend. Es schmerzt ein wenig, aber es ist nicht gefährlich. Wissen Sie denn auch das Andere?"

„Welches Andere?"

„Nun, von dem großmüthigen Retter, der die Wegelagerer vertrieb?"

„Ja, das Weib schwatzte so etwas von einem Offizier. Was hat er denn Großes gethan?"

Der Jüngling kräuselte verächtlich die Oberlippe.

„Großes? — Nichts! Er war uns nachgefahren, um meiner Schwester Elfriede willen, und es war ihm eben recht, daß er so wohlfeil dazu kam, den Helden zu spielen. Hätte ich seine Stärke und eine Waffe an der Seite wie er, so wäre seine Hilfe wohl ziemlich überflüssig gewesen."

„Ich glaube Dir's, mein Junge, denn ich weiß, Du bist nicht feige. Um Deiner Schwester willen, sagst Du? Was für eine Bewandtniß hat's damit?"

Er fragte hastig, wie wenn er ein besonderes Interesse daran nähme.

„O, es war nicht schwer zu errathen. Bei dem Künstlerfest hatte er fortwährend versucht, sich in ihre Gesellschaft zu drängen, und es geschah sicherlich nur ihretwegen, daß er so herablassend und freundlich gegen den Vater war. Denn im Grunde des Herzens, das weiß ich, hat er sich doch nur über ihn lustig gemacht."

„Und Deine Schwester? Der vornehme Herr hat ihr natürlich ausnehmend gefallen!"

„Nein! Ich glaube gewiß, daß sie ihn nicht mag. Aber der Vater bewundert ihn wie ein übernatürliches Wesen. Und jetzt ist er schon seit zwei Stunden oben bei uns."

„Wer? Der Offizier? Er hat Deinen Vater besucht?"

„Ja, aber nicht in seiner Uniform. Wahrscheinlich schämt er sich, damit bis unter das Dach hinaufzusteigen. Gerade weil er sich so herablassend zeigt, schaut ihm der Hochmuth förmlich aus den Augen. Sie hätten nur sehen sollen, einen wie abscheulichen Stolz er gegen den Kandidaten Werner herauskehrte."

Wieder ließ Kostomarow jenes eigenthümliche heisere Lachen vernehmen, das um so unangenehmer klang, als sein Gesicht dabei völlig unbeweglich blieb.

„Ich kenne sie, die Gepflogenheiten dieser eleganten Herren," sagte er ingrimmig, „und der Himmel bewahre Dir Deinen Haß gegen ihre Hoffahrt und ihren Dünkel. Wer ein rechter Mann werden will, muß bei Zeiten lernen, sich aufzulehnen gegen das Joch, das ihm verrückte Ueberlieferungen auf die Schultern legen wollen. Und wie heißt er, der Bewunderer Deiner Schwester?"

„Es ist ein Freiherr v. Hardenegg!"

Die verschrumpfte Hand des Alten packte den Jüngling heftig an der Schulter.

„Hardenegg sagst Du? Das ist nicht wahr!"

„Unter diesem Namen stellte ihn der Bildhauer Brüning dem Vater vor. Kennen Sie ihn denn, Herr Kostomarow?"

Die rasche Aufwallung des Anderen schien schon wieder vorüber.

„Nein!" sagte er kurz und hart. „Ich kenne ihn nicht; aber es liegt mir vielleicht daran, ihn kennen zu lernen. Doch das kümmert Dich nicht. Man hat Dir also verboten, mich zu besuchen?"

„Ja! Ich habe es versprechen müssen. Ach, Herr Kostomarow, der Vater wird niemals zugeben, daß ich die Musik zu meinem Studium mache."

„So wirst Du es früher oder später gegen seinen Willen thun. Man soll das Gebot der Natur höher achten, als die kurzsichtige Weisheit der Menschen. Und

die Natur hat Dich dazu bestimmt, ein Künstler zu werden."

„Wenn ich Ihnen glauben dürfte! Es ist ein Glück, das ich kaum zu erträumen wage."

„Das Träumen magst Du auch ruhig bei Seite lassen. Ein Glück will erkämpft sein und errungen in harter Arbeit. Nur wenn Du dazu entschlossen bist, kannst Du auf mich zählen."

„O, ich will arbeiten und studiren Tag und Nacht. Aber was werden Sie thun, um mir zu helfen?"

„Frage nicht, so lange es noch nicht Zeit dazu ist. Das Schwatzen ist so wenig nütze, als das Luftschlösserbauen."

Sie waren während ihres Gespräches in den matt erleuchteten Eingang des Stiller'schen Hauses getreten. Nun hörten sie, wie in einem der oberen Stockwerke eine Thür geöffnet und wieder geschlossen wurde. Ein männlicher Schritt kam langsam die knarrende Wendeltreppe herab.

„Das ist der Herr v. Hardenegg," flüsterte Ewald, und Kostomarow schob den Knaben hastig bei Seite.

„So geh' hinauf!" befahl er. „Er soll Dich hier nicht sehen."

„Mag er doch!" erwiederte der Andere trotzig; aber die durchdringenden Augen des Alten blitzten ihn beinahe zornig an.

„Geh!" wiederholte er rauh. „Ich will es so."

Und diesmal wagte der Jüngling keinen Widerspruch mehr. Er verabschiedete sich mit stummem Händedruck und ging nach dem finsteren Hofe zu, um unbemerkt auf dem nämlichen Wege in die väterliche Wohnung zurück zu schlüpfen, auf welchem er sie vorhin verlassen hatte.

Kostomarow aber blieb in der offenen Hausthüre stehen, so daß der Herabkommende hart an ihm vorüber mußte. Ewald's Voraussetzung war eine richtige gewesen. Es war in der That Kurt v. Hardenegg, der jetzt seinen Besuch beendet hatte. Die seltsame Erscheinung des Alten, dessen Arm er im Vorbeigehen fast berührte, mußte ihm nothwendig auffallen, und vielleicht war er nach der Schilderung des Historienmalers nicht im Zweifel, wen er da vor sich habe. Sekunden lang ruhten die Blicke der beiden Männer, wie von einer geheimnißvollen Macht gefesselt, in einander. Dann trat der Offizier ohne Gruß auf die Straße hinaus, um in der Dunkelheit des eben ausbrechenden Gewitters zu verschwinden.

Der erste grelle Blitzstrahl übergoß Kostomarow's fahles Gesicht mit seinem bläulichen Lichte. Die harten Züge erschienen noch düsterer als zuvor. Der Alte fuhr mit der knochigen Hand über Stirn und Augen; dann packte er den knorrigen Krückstock mit eisernem Griff.

„Er ist es — es hat seine Richtigkeit!" murmelte er. „Nun, ich denke, wir werden noch einige Worte mit einander reden, mein Herr v. Hardenegg!"

Und langsam, unbekümmert um die ersten schweren Regentropfen, hinkte er über die Gasse zurück.

Drittes Kapitel.

Hardenegg hatte seiner Mutter geantwortet, daß er durch eine Verhinderung der gewichtigsten Art gezwungen sei, seine Heimkehr noch um mehrere Tage zu verschieben. Er glaubte die Sache damit abgethan; nun aber empfing

er ein Telegramm, das ihn in seinen Entschlüssen doch wieder wankend machte.

„Ich beschwöre Dich, zu kommen, ich fordere es von Dir. Hier steht Alles auf dem Spiel."

Das klang in der That dringend und ängstlich genug, und es stimmte den Freiherrn um so nachdenklicher, als er sehr wohl wußte, daß die Absenderin dieser Depesche im Allgemeinen wenig geneigt war, sich frauenhafter Uebertreibungen schuldig zu machen. Mußte er sich doch auch bei ruhiger Ueberlegung sagen, daß es kaum einen einzigen vernünftigen Grund für sein Hierbleiben gab. Wohl verhehlte er sich nicht, daß eine wachsende Leidenschaft für die schöne Tochter des Historienmalers mehr und mehr die Herrschaft über ihn gewann; aber gerade deshalb war es unzweifelhaft viel besser, wenn er sich sofort mit raschem Entschluß aus den Fesseln dieser thörichten Neigung befreite. Sein längeres Verweilen schien um so zweckloser, als er sich nach dem Verlauf der ersten Begegnungen kaum Hoffnung darauf machen durfte, die Gunst des jungen Mädchens zu gewinnen.

Auch am verflossenen Tage hatte er dem Maler einen Besuch gemacht; aber Stiller hatte ihn während der ganzen Dauer desselben im Atelier festgehalten, und Elfriede war ihm geflissentlich ausgewichen. Nur für die Dauer weniger Minuten hatte er sie in Gegenwart ihres Vaters und ihrer Schwester gesprochen, und die Unterhaltung war auch diesmal nicht über einen Austausch gleichgiltiger Redensarten hinausgekommen. Welchen Gewinn trug er davon, wenn sich das Nämliche noch vier=

oder fünfmal wiederholte? Gewiß, es war das Beste, wenn er seinem Diener auf der Stelle den Befehl gab, einzupacken; und doch fehlte ihm die Energie, diese Weisung zu ertheilen. Ein einziges Mal wenigstens mußte er sie noch sehen, ein einziges Mal noch mit der Daransetzung aller Hilfsmittel versuchen, das Eis ihrer spröden Zurückhaltung zu brechen.

„Ich komme bestimmt morgen," schrieb er auf ein Blatt Papier, aber als er eben die Hand nach der Glocke ausstreckte, um seinen Diener mit dem Telegramm auf die Post zu senden, wurde an die Thür des Zimmers geklopft.

„Da ist Jemand, der den Herrn Premierlieutenant zu sprechen wünscht," meldete der Kellner. „Ich glaube, er heißt Kostomarow."

Erstaunt blickte der Freiherr auf. Welche Angelegenheit konnte den Geigenspieler zu ihm führen?

„Ich lasse bitten," sagte er, nicht ohne Neugierde dem unerwarteten Besuch entgegensehend.

Der da eintrat, war in der That derselbe unheimliche Alte, den er vorgestern Abend in der Thüre des Stillerschen Hauses bemerkt hatte. Auch heute war sein Anzug nicht gerade gewählt zu nennen, und seine Manieren unterschieden sich jedenfalls sehr wesentlich von denjenigen, an welche der Premierlieutenant in seinem Umgangskreise gewöhnt war.

„Sind Sie Herr v. Hardenegg?" fragte Kostomarow kurz, indem er, auf seinen Stock gestützt, mitten im Zimmer stehen blieb. „Ich habe Sie aufgesucht, weil

ich vielleicht in der Lage bin, Ihnen einige interessante Mittheilungen zu machen."

Der Freiherr deutete auf einen Stuhl.

„Ich bin zu Ihrer Verfügung, mein Herr, obgleich ich die Vermuthung nicht unterdrücken kann, daß hier ein Mißverständniß oder ein Irrthum in der Person obwaltet."

„Das wird sich bald herausstellen. Sie sind ein Nachkomme des Freiherrn Kurt v. Hardenegg auf Buchwald?"

„Allerdings. Der Name, welchen Sie da nennen, ist derjenige meines verewigten Großvaters, und das Rittergut Buchwald ist heute mein Eigenthum."

Er fuhr wie in leichtem Erschrecken zusammen, als Kostomarow sein sonderbares innerliches Lachen vernehmen ließ, während das finstere Gesicht unbeweglich blieb.

„Ihr Eigenthum? Nun, dann wird es wohl seine Richtigkeit haben. War Ihr Vater der einzige Sohn des Freiherrn v. Hardenegg?"

Die Gesellschaft des Alten fing schon an, dem Premierlieutenant lästig zu werden, und er bemühte sich nicht, seine Ungeduld zu verbergen.

„Nein! Aber bevor Sie in Ihrem Verhör fortfahren, gestatten Sie auch mir wohl eine Frage. Was veranlaßt Sie, sich so angelegentlich für meine Familienverhältnisse zu interessiren?"

„Sie sollen es gleich hören," fuhr Kostomarow unbeirrt fort. „Ihr Vater hatte also noch einen Bruder — einen älteren Bruder, wenn ich recht berichtet wurde?"

„Allerdings. Beziehen sich Ihre interessanten Mittheilungen etwa auf diesen?"

Kurt fragte hastig, und ein Ausdruck unruhiger Spannung zeigte sich auf seinem Gesicht. Der Russe schien es nicht eben eilig zu haben, ihn aus derselben zu erlösen; seine durchdringenden Augen hefteten sich fest auf den Offizier, aber er ließ mehrere Sekunden verstreichen, ehe er antwortete:

„Vielleicht. Ich habe Jahre lang in enger Bekanntschaft mit einem Manne gelebt, der sich Botho v. Hardenegg nannte und vorgab, ein Sohn jenes Freiherrn Kurt auf Buchwald zu sein."

Der Premierlieutenant war nicht im Stande, seine zunehmende Erregung zu unterdrücken. Er stand auf und näherte sich dem steif dasitzenden Alten.

„Wenn das Wahrheit ist, mein Herr, so können mir Ihre Mittheilungen in der That von der höchsten Wichtigkeit werden. Wo lernten Sie meinen Oheim kennen — unter welchen Verhältnissen — und was ist aus ihm geworden?"

„Eins nach dem Anderen. Zuerst möchte ich von Ihnen eine Bestätigung dafür haben, daß er wirklich der Rechte gewesen ist. Wissen Sie, warum Ihr Oheim sein Vaterhaus und sein Vaterland verließ?"

Es war dem Freiherrn sichtlich unangenehm, diesen Punkt zu berühren.

„Ich war damals noch nicht auf der Welt," sagte er ausweichend, „aber ich glaube, daß eine Differenz mit seinen militärischen Vorgesetzten und eine Meinungsver-

schiedenheit zwischen ihm und seinem Vater in erster Linie die Schuld daran trug."

„Hm! Das würde so ziemlich übereinstimmen mit dem, was er mir erzählte. Und Sie wissen gar nicht, was aus ihm geworden ist?"

„Nein. So weit meine Kenntniß reicht, hat Botho v. Hardenegg nach seiner Abreise nie mehr eine Nachricht von sich gegeben. Er wird in meiner Familie seit Jahrzehnten als verschollen betrachtet."

„Als verschollen! Und es lebt auch wohl Niemand mehr, dem es eine Freude wäre, ihn von den Todten auferstehen zu sehen?"

Hardenegg runzelte die Stirn. „Ich weiß nicht, Herr Kostomarow, was Sie zu dieser Aeußerung berechtigt. Jedenfalls liegen Erörterungen dieser Art meiner Meinung nach außerhalb des Rahmens unseres Gesprächs."

Der Alte nickte zustimmend, ohne eine Miene zu verziehen.

„Sie haben Recht. Warum sollten Sie auf eine Frage eingehen, die ich mir selbst beantworten kann."

„Und die ohnedies wohl gegenstandslos ist. — Weilt denn mein Oheim noch unter den Lebenden?"

Kurt hatte sich bemüht, in einem gleichgiltigen Tone zu sprechen; aber das Beben der Finger, welche die Spitzen des wohlgepflegten Schnurrbarts drehten, ließ darauf schließen, daß es in seinem Inneren nicht ganz so ruhig aussah.

Kostomarow zog die Schultern in die Höhe.

„Ich kann's nicht sagen. Ich sah ihn zum letzten

Mal vor zwölf Jahren, als er schwer verwundet inmitten einer unendlichen Schneewüste lag."

„Das klingt sehr romantisch. Ich würde Ihnen in der That dankbar sein, mein Herr, wenn Sie mir nun endlich in einigem Zusammenhange erzählen wollten, was Sie von Botho Hardenegg und seinem Schicksal wissen."

„Dazu kam ich her. Viel Ausführlichkeit werden Sie freilich nicht verlangen, dazu fehlt mir's heute an Lust und an Athem. Auch möchten Ihnen die Einzelheiten aus der Geschichte Ihres Oheims vielleicht nicht recht erbaulich klingen. Ich vermuthe, daß sie in manchen Stücken einigermaßen abweichen von den — unzweifelhaft sehr ruhmreichen — Traditionen Ihres Geschlechts. Ich lernte ihn also in Sankt Petersburg kennen; wann es war, weiß ich nicht mehr genau. Er war damals, wie man es in Deutschland zu nennen pflegt, ein Mann in den besten Jahren; und ich habe Grund zu vermuthen, daß die Hauptstadt Rußlands nicht die erste Station auf seiner Wanderschaft war. Aber was er vorher getrieben, kümmert uns Beide nicht. Es ist auch gleichgiltig, wovon er sich in Sankt Petersburg ernährte. Möglich, daß er Unterricht ertheilte; möglich auch, daß er andere geheime Einnahmequellen hatte, oder daß er hungerte. Wir wohnten unter demselben Dache und tauschten zuweilen unsere Ansichten aus. Die seinigen waren etwas überspannt."

„Das ist sehr wahrscheinlich; denn wie hätte er sonst dazu kommen sollen, ohne zwingenden Grund gleich einem Ausgestoßenen in der Welt herumzuziehen?"

Herr Kostomarow lachte wieder, wenn man diese unartikulirten Kehllaute überhaupt ein Lachen nennen konnte.

„Ganz recht, wie hätte er sonst dazu kommen sollen! Und im heiligen Rußland war für diese überspannten Ansichten natürlich noch weniger Platz, als in seinem Vaterlande. Eines schönen Tages war er verschwunden."

„Sie verloren ihn aus den Augen?"

„Ja, denn in die Kasematten der Peter-Pauls-Festung, wohin man ihn gebracht hatte, dringt das Auge der Draußenstehenden nicht so leicht."

„In die Kasematten? Herr, sind Sie gewiß, daß es Wahrheit ist, was Sie da sagen?"

„Es gefällt Ihnen nicht? Das begreife ich vollkommen. Sagte ich denn nicht schon, daß dieser Freiherr v. Hardenegg die ehrwürdigen Ueberlieferungen seiner Familie ganz unverantwortlich mißachtete? Er war unter die Verschwörer gegangen, oder er wurde dessen doch wenigstens beschuldigt, und das war bei der Gerechtigkeitspflege des gesegneten Zarenreiches damals ein und dasselbe. Erst ein paar Jahre später hatte ich Gelegenheit, die alte Freundschaft zu erneuern."

„Vermuthlich war seine Unschuld erwiesen worden? Man hatte ihn freigelassen, nicht wahr?"

„Aus den Kasematten — ja! Aber der Ort, an welchem wir unser Wiedersehen feierten, war nicht viel besser. Es geschah tief unter der Erde in einem Bergwerke Sibiriens, und wir waren verhindert, uns die Hände zu schütteln, weil Jeder von uns zwei schwere Ketten trug."

Es war, als sei der Premierlieutenant vor Entsetzen verstummt; alle Farbe war aus seinem Gesicht entwichen. Herr Kostomarow aber schien in der Erinnerung an diese Dinge ein lebhaftes Behagen zu empfinden.

„Wir konnten Beide von Glück sagen, daß wir so gnädig davongekommen waren," fuhr er fort. „Es wurde Mancher kurzweg aufgeknüpft, dem man nicht mehr bewiesen hatte, als uns. Aber das Leben in einem sibirischen Bergwerk gehört nicht zu den angenehmen Dingen. Es waren da Einige unter uns, die sich nach Abwechslung sehnten, und mit Hilfe eines Aufsehers, der unsere Gesinnungen theilte, setzten wir unsere Flucht in's Werk."

„Das Alles klingt wie ein Märchen. Ich will an Ihren Worten nicht gerade zweifeln, denn was Sie da erzählen, liegt ja keineswegs außer aller Möglichkeit; aber ich werde doch einige Zeit brauchen, mich an diese abenteuerlichen Vorstellungen zu gewöhnen."

„Als Beweise für meine Wahrhaftigkeit habe ich freilich auch nichts Anderes, als mein ehrliches Gesicht und allenfalls noch dieses hier."

Er streifte gelassen den Aermel und die Manschette zurück, und deutete auf den tiefen, kreisrunden Einschnitt, welchen der Eisenring der Kette am Handgelenk seines hageren, sehnigen Armes zurückgelassen hatte. Mit einer leisen Regung des Grauens mußte sich Hardenegg an Balthasar Stiller's Aeußerung von dem entlassenen Zuchthaussträfling erinnern. Er machte eine abwehrende Bewegung, und Kostomarow sprach mit seiner rostigen, klanglosen Stimme weiter: „Es war trotz des Beistandes, den

wir gefunden hatten, nicht ganz leicht, denn die Häscher kamen uns über den Hals, ehe wir's erwartet hatten. Zweie von ihnen mußten in's Gras beißen, damit wenigstens Hardenegg und Kostomarow das Weite gewinnen konnten."

„Habe ich Sie recht verstanden? Sie hätten in Gemeinschaft mit meinem Oheim Ihre Verfolger erschlagen?"

„Sie haben mich recht verstanden."

„Also wirklich ein Mörder!" dachte Hardenegg. Es drängte ihn, der Unterhaltung mit diesem fürchterlichen Menschen ein Ende zu machen.

„Und weiter? Ihre Flucht gelang?"

„Die meinige — ja! Denn ich würde sonst nicht vor Ihnen sitzen. Was aus dem Anderen geworden ist, vermag ich nicht zu sagen. Wir irrten planlos umher, fast verhungert und mit halb erfrorenen Gliedern. Eines Tages hatten wir wieder ein paar von diesen verwünschten Soldaten hinter uns, und wenn Sie da in meiner Haut gesteckt hätten, Herr v. Hardenegg, so würden Sie ungefähr wissen, wie es dem armen Hasen um's Herz ist, den Sie auf einer Parforcejagd mit ritterlichem Heldenmuth zu Tode hetzen. In kurzen Zwischenräumen pfiffen uns die Kugeln um die Ohren, und obwohl die Kerle verteufelt schlecht schossen, konnten sie es doch länger aushalten, als wir. Der Andere wurde an meiner Seite niedergestreckt, und ein paar hundert Schritte weiter traf mich das gleiche Schicksal. Die Kugel war mir in die Hüfte geschlagen, aber ich war glücklich genug, mich bis zu einem Schlupfwinkel schleppen zu können, in welchem die Verfolger mich nicht entdeckten."

„Und Ihr Gefährte, jener — angebliche Botho Hardenegg?"

„Ich sagte Ihnen Alles, was ich weiß."

„So wäre er nach Ihrer Erzählung also unzweifelhaft todt?"

„Seinen letzten Seufzer habe ich nicht gehört. Die Lage war eben nicht darnach angethan, daß ich mich viel hätte mit ihm beschäftigen können."

Der Premierlieutenant begann im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Nichts in der Welt hätte ihm so überraschend kommen können, als diese Enthüllungen, und in seinem Innern führten Zweifel und Hoffnung noch einen heftigen Kampf. Vielleicht würde er die abenteuerliche Geschichte von dem Schicksal und dem Ende seines verschollenen Oheims ohne Bedenken in das Reich der Dichtung verwiesen haben, wenn er sie aus irgend einem anderen Munde vernommen hätte, als aus demjenigen dieses Kostomarow. Aber in dem charakteristischen Aeußern des Mannes und in seiner rauhen, unwirschen Art war ein unbestimmtes Etwas, das überzeugender und gewichtiger als tausend Bekräftigungen für die Wahrhaftigkeit seiner Erzählung sprach. Und welches Interesse hätte er schließlich auch an der Erfindung eines phantastischen Märchens haben sollen, durch welches er seine eigene Person nicht eben in die glänzendste Beleuchtung rückte. Sein Gebahren war keineswegs dasjenige eines Menschen, dem es um die Erlangung einer Belohnung zu thun ist. Aber gerade in diesem Umstand lag andererseits auch wieder eine Veranlassung zu zweifelnden Bedenken. Welcher andere Be-

weggrund konnte ihn denn hierher geführt haben, wenn nicht der Eigennutz? Darüber wenigstens glaubte sich Kurt Gewißheit verschaffen zu müssen.

„Sie sagen, daß dies Letzte — ich meine Ihre gemeinsame Flucht mit Herrn v. Hardenegg — bereits vor zwölf Jahren geschehen sei?"

„So ungefähr. Auf Tag und Stunde kann ich's nicht mehr berechnen."

„Und wenn Sie in dieser langen Zeit nicht ein einziges Mal Anlaß nahmen, der Familie Ihres Freundes und Leidensgefährten eine Mittheilung von seinem Schicksal zukommen zu lassen, wie erklärt es sich dann, daß Sie gerade mich jetzt Ihres Vertrauens würdigen?"

„Darauf zu antworten habe ich keinen Grund. Nehmen Sie an, daß ich's Ihnen erzählte, weil ich just in dem Augenblick, da der Zufall einen Hardenegg in meine Nähe führte, aufgelegt war, von den alten Dingen zu schwatzen."

„Und würden Sie mir gestatten, Ihnen meine Erkenntlichkeit für diese Eröffnungen in irgend einer greifbaren Gestalt zum Ausdruck zu bringen?"

„Das heißt, Sie wollen mich dafür bezahlen? Nun, ich werde mir vielleicht später einmal holen, was mir zukommt. Für heute ist mir's genug an dem Vergnügen, das ich Ihnen durch meine Geschichte bereitet habe."

Das hatte einen eigenthümlich höhnischen Klang, aber in den starren wie aus Stein gehauenen Zügen des Greises war nichts zu lesen, das wie eine Erklärung ausgesehen hätte für diesen Hohn. Sich auf seinen Stock stützend, stand Kostomarow langsam auf und hinkte zur Thür. Der

Freiherr begleitete ihn, aber er gewann es nicht über sich, ihm die Hand zu bieten. Ehe er auf die Klinke drückte, kehrte der Russe sich noch einmal um.

„Ein schönes Mädchen, dieses Fräulein Elfriede, nicht wahr?“ fragte er ganz unvermittelt.

Kurt wich einen Schritt zurück.

„Ich weiß nicht, mein Herr, von wem Sie sprechen!“ erwiederte er stolz.

„Haben Sie sie bereits vergessen? Nun, um so besser, um so besser! Es sind keine Lorbeeren für Sie zu holen da oben unter dem Dache. Aber Sie könnten sich da sehr leicht Jemanden zum Feinde machen, mit dem Sie viel besser Frieden halten. Es ist gut gemeint, was ich Ihnen da sage; glauben Sie mir's! Adieu!“

Diese sonderbaren Abschiedsworte waren für den Premierlieutenant von so verblüffender Wirkung, daß er in der ersten Ueberraschung gar nicht dazu kam, den Alten zurück zu halten und eine Erklärung von ihm zu fordern. Kostomarow war bereits mit schweren Schritten die Treppe hinabgestiegen, als Hardenegg über den Sinn seiner versteckten Drohung halbwegs klar geworden war. Und er bereute kaum, dieselbe ohne Antwort gelassen zu haben. Offenbar hatte es ja mit dem Verstande dieses Greises nicht mehr seine volle Richtigkeit, und es wäre ein sehr unfruchtbares Beginnen gewesen, ihn wegen einer unsinnigen, vielleicht von verrückter Eifersucht eingegebenen Aeußerung zur Rede zu stellen.

Wenn er es aber mit einem halb Wahnwitzigen zu thun gehabt hatte, durfte er ihm dann überhaupt Glauben

schenken? Der Freiherr schwankte noch immer; aber er entschied sich nach kurzer Ungewißheit dafür, die Frage zu bejahen. Die Geschichte Kostomarow's konnte unmöglich ganz und gar aus der Luft gegriffen sein, und wenn sie auch nur zu einem kleinen Theile der Wirklichkeit entsprach, so lag darin doch eine sichere Gewähr, daß Botho v. Hardenegg nicht mehr unter den Lebenden weilte. Und dieser Umstand allein war es, der für den Premierlieutenant eine große, eine fast unermeßliche Wichtigkeit hatte. Ihm galt es gleich, in welchem Winkel der Erde der ältere Bruder seines Vaters umgekommen war. Wenn er nur die Gewißheit hegen durfte, daß Jener nimmermehr zurückkehren würde, um Anspruch zu erheben auf sein rechtmäßiges Erbe. In Wahrheit hatte Kurt ja niemals ernstlich an die Möglichkeit einer solchen Rückkehr geglaubt; aber die Bestätigung, welche er in dieser Stunde empfangen hatte, gab ihm doch ein sehr angenehmes Gefühl vollkommener Sicherheit.

Und wie er nun an den Tisch herantrat, auf welchem noch immer seine vorhin mit innerem Widerstreben abgefaßte Depesche lag, da durchzuckte ihn ein neuer, fast freudiger Gedanke. Was kümmerten ihn Graf Bassewitz und seine unreife Tochter, wenn die Beweggründe, aus denen seine Mutter diese Verbindung wünschte, hinfällig geworden waren? Was konnte ihn jetzt noch hindern, das allerliebste Abenteuer mit der Tochter des Malers zu irgend einem Ende zu führen und ihre stolze Sprödigkeit mit Hilfe eines wohl überlegten Kriegsplanes zu besiegen? Wahrhaftig, dieser Kostomarow war mit seiner Erzählung

gerade zur rechten Zeit gekommen; er hatte sich seinen Dank in viel höherem Maße verdient, als er selber es ahnen mochte.

Lächelnd zerriß der Premierlieutenant das Blatt mit der Zusage seiner sofortigen Abreise, und statt ihrer trug der Diener eine Depesche auf das Telegraphenamt, welche in aller Kürze lautete:

„Die Erfüllung Deines Wunsches ist unmöglich, Grund zur Beunruhigung nicht vorhanden, denn ich erhielt soeben die Bestätigung von Botho Hardenegg's längst erfolgtem Tode. Mündlich mehr.

Dein Sohn."

Die bangen Sorgen, welche zuweilen noch gleich unheimlichen gespenstigen Schatten das glänzende Dasein des vornehmen jungen Offiziers verdunkelt hatten, waren seiner Ueberzeugung nach mit diesem Tage für immer zerstreut.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tischtuch.

Novelle

von

E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

Mit blaugrünen, klaren Wellen, die noch einen frischen Berghauch mit sich tragen, rauscht der Fluß an den altersgrauen Thürmen und verwitterten Häusern der kleinen Stadt Wallheim vorüber. Ueber den Straßen lastet eine schwermüthige Ruhe, wie sie jenen Stätten eigen, die eine lange Vergangenheit haben. Es weht kühl aus den großen Thorbogen; in den tiefliegenden Verkaufsläden herrscht eine modrige Luft; wenn ein Wagen über das holperige Pflaster rollt, so dröhnt es laut durch die Gassen, als wecke das ungewohnte Geräusch einen mürrischen Widerhall. Aber vor den bemoosten, zerfallenden Stadtmauern liegt blühendes Land; in der Ferne sieht man an klaren Tagen die Berge emporragen, und in den ernsten, alten Häusern wohnt lachendes junges Volk, das an die Gegenwart glaubt und vergißt, daß es auf dem Schutt vieler Jahrhunderte herumtritt.

Die Beamtenfamilien, welche sich in dem Städtchen

aufhalten müssen, nehmen meist außerhalb der Thore Wohnung und genießen den Vortheil luftigerer Räume und eines Stückchen Gartenlandes am Hause. An Sommertagen prangt hier üppige Rosenfülle, und süßer Blumenduft schwebt wie Jugendhauch um das düstere, dunkle Häusergerümpel.

In einem der anmuthigsten Wohnsitze im Grünen wohnte die betagte Landrichterswittwe Karoline Buchenhag mit ihrer hübschen Tochter. Die Frau hatte spät geheirathet und war früh gealtert. Ihr Gesicht erschien so welk und faltig neben den glatten Wangen ihrer Tochter, ihre Gestalt so gebeugt und gebrechlich neben deren schlankem Wuchs, daß man sie für die Großmutter des Mädchens hätte halten können.

Ludmilla war eine Blondine mit hellen Augen, feinen Zügen und zarten Farben, deren Aussehen von ihrer Seelenstimmung wesentlich beeinflußt wurde. Wenn eine freudige Erregung ihr Gesicht belebte, besaß es einen unwiderstehlichen Liebreiz; leise Ermüdung, flüchtiger Kummer schon machte sie erblassen und raubte ihren Augen den Glanz.

Ludmilla hatte keine traurige Jugend. Frau Karolinens Wesen war viel weniger grämlich, als ihre Erscheinung, und sie gönnte ihrem Kinde von Herzen jede frohe Stunde. Man lebte gesellig in dem kleinen Beamtenkreise, aber ohne die Ansprüche an prunkvolle Gastfreundschaft, welche in großen Städten den Verkehr immer mehr zu einem Luxus stempeln, den nur die Reichen sich gestatten dürfen. Das Gasthaus war der Vereinigungs-

platz. Die Stammgesellschaft im „Bären", zu der sämmtliche Honoratioren gehörten, lud bei allen festlichen Gelegenheiten die Damen ein. Ein Musikkränzchen halte seine Probe- und Vortragsabende, es fehlte nicht an Tanzunterhaltungen, und im Sommer wurden gemeinschaftliche Ausflüge in die Umgegend unternommen. Die Mädchen durften freilich keine allzu großen Ansprüche an die Herrenwelt machen. Die älteren Beamten waren entweder verheirathet, verlobt oder von einer heimlichen Liebe in Anspruch genommen. Nur der Assessor, ein schüchterner, kleiner Mensch, der Amtsrichter, der grausamlich schielte, und die blutjungen Forstassistenten konnten als frei und tanzlustig für die Mädchen in Betracht kommen.

Kein Wunder denn, daß es im Damenkreise einige Aufregung hervorrief, als eines Abends ein auffallend hübscher junger Mann im Musikkränzchen erschien. Der Oberamtsrichter hatte ihn eingeführt und stellte ihn als seinen Vetter vor: Robert Hellnert, Student der Rechtswissenschaft aus München, der während der Ferien im Städtchen bleiben wollte.

Der junge Mann zeigte anfänglich ein bedeutendes Selbstbewußtsein und glaubte es seiner großstädtischen Bildung schuldig zu sein, mit ironischem Hochmuth auf die Provinzschönen und auf die Vergnügungen des „kleinen Nestes" herabzublicken. Er fühlte sich aber von Ludmilla bald ernster gefesselt, als er sich gestehen mochte. Sie hatte so liebe blaue Augen, und wenn sie ihn ansah, dann spürte er in seinem Herzen eine wehmüthige Empfindung, die gar nicht in seinen flotten Studentenübermuth hinein-

paßte, und die doch so süß war, daß er immer wieder Sehnsucht hatte nach dem holden Schmerz und nach dem seelenvollen feuchten Blick, der ihn wachrief.

Es war auch keine Gefahr, daß er Ludmilla vergessen konnte; denn nachdem er zwei Abende lang ihr mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als den anderen Mädchen, und bei einem Spaziergang nur für sie Blumen gepflückt hatte, schwirrte ihr Name beständig um sein Ohr, und gereizte und gutmüthige Neckerei that ihr Möglichstes, um die zarten Fäden, die sich um die beiden jungen Menschenkinder schlangen, durch Berührung zu verstärken und jeder neuen Begegnung eine gesteigerte Wichtigkeit zu verleihen. Ludmilla fühlte sich immer freudiger durchströmt von dem Bewußtsein ihrer achtzehn Jahre. Das Wohlgefallen, das sie erweckte, wirkte belebend auf sie wie Sonnenschein. Sie hatte nun ganz kokette Töne in ihrer Stimme und in ihrem Lachen und wiegte den feinen Kopf recht selbstbewußt auf den zarten Schultern. Ihrer eigentlichen Natur nach war sie schweigsam, aber Robert's Nähe schuf ihr eine leise Trunkenheit und machte ihr die Lippen beredt.

Der Student weilte seit ein paar Wochen in dem Städtchen, und das Ende seiner Ferienzeit nahte heran, als man einen langbesprochenen Ausflug in den nächsten Wald unternahm, in großer Gesellschaft mit Müttern und Kindern. Man wollte Schwämme suchen, und die älteren Damen trugen außer verschiedenen Tüchern und Shawls auch große Körbe mit, die sie mit dem wohlschmeckenden Produkt des Waldbodens zu füllen hofften. Für die

Jüngeren handelte es sich freilich mehr darum, möglichst frei in die grüne Wildniß hinein zu laufen. Sobald man daher dem Bann der Stadt entrückt und über die Brücke geschritten war, blieb das würdige Alter weit hinter dem leichtfüßigeren jungen Volk zurück, und in zerstreuten Gruppen flatterten die hellen Mädchenkleider durch das Waldesgrün.

Robert und Ludmilla gingen Seite an Seite. Sie waren bereits in jenes Stadium der Neigung getreten, in welchem man der Neckerei Trotz bietet, der beobachtenden Augen nicht achtet, ihrer vergißt, wie der fremden Menschen überhaupt.

Ein wunderbar schöner Tag. Da und dort auf den Wiesen stand schon eine Herbstzeitlose, und Himmel und Ferne umfloß jene leuchtende Klarheit, die der Sommer nicht besitzt. Die Beiden sahen nicht die weißen Fäden, die wie eine melancholische Mahnung des Vergehens durch die Luft schwebten. Die Sonne schien so hell, und ihre Herzen waren so jung, daß sie ihnen bis auf den Grund scheinen und sie bis in die Tiefen durchwärmen konnte.

Ludmilla hatte ein zierliches Täschlein am Arme hängen, und wenn Robert mit seinen scharfen Augen einen bräunlichen Steinpilz entdeckte, dann bückte er sich rasch und brachte ihn ihr, und dabei berührten sich ihre Hände und seine Finger streiften leise über den schlanken Arm, an dem das Täschlein hing. Sie hatten Beide das Gefühl, daß sie sich viel, unendlich viel zu sagen wüßten, und doch schwiegen sie, lachten nur manchmal über ein Nichts, über einen Vogel, der durch die Zweige huschte, über einen

verwitterten Baumstrunk, der ihnen wie ein groteskes Gesicht erschien. Der Amtsrichter, der Ludmilla stets seine besondere Verehrung gewidmet, hatte ihr gleich beim Zusammentreffen ein Sträußchen überbracht und bemerkt, er wisse die besten Plätze, wo Steinpilze wüchsen, und die Dame, die sich seiner Führung anvertrauen wolle, würde die reichste Ausbeute gewinnen. Aber das Mädchen wollte nicht verstehen, daß die Einladung ihr galt, und als Robert gleich darauf mit einer eifersüchtigen Bemerkung auf die Blumen des Amtsrichters anspielte, zerpflückte sie lachend die Rosen und Nelken und ließ die Blätter fortflattern in die Luft.

Robert brach ihr ein Vergißmeinnicht, das an einem Bächlein wuchs; sie steckte es an die Brust. Das berauschte ihn vollends; denn nichts vermag der Eitelkeit eines jungen Mannes süßer zu schmeicheln, als wenn er sich einem älteren, ihm an Stellung überlegenen, vorgezogen sieht. Muthwillig sprangen sie über das Wellengeriesel, das ihnen den Weg sperren wollte, und in der Unruhe, die ihr Gemüth durchzitterte, schritten sie immer rascher dahin.

Plötzlich sahen sie sich allein. Alle lauten Stimmen waren verklungen, kein Lachen drang mehr durch die Zweige; wie ein feierliches Heiligthum umfing sie der Wald. Sie wurden sich der Einsamkeit bewußt in wonniger Beklemmung. Die Wangen des Mädchens glühten, und verwirrt lief sie von dem Begleiter weg und spähte zurück in das sonnendurchflimmerte Grün. Nur die Blätter rauschten, nur ein leises Echo gab wie ein spottender Kobold ihren Ruf zurück.

An einer kleinen Lichtung wucherte Brombeergesträuch mit tiefschwarzen reifen Beeren. Sie bog die Zweige empor, um dieselben zu pflücken. Robert trat wieder an ihre Seite und half ihr, sich von den dornigen Ranken befreien, die sich in ihr leichtes Kleid hakten. Ihre Gesichter kamen sich nahe, wie nie zuvor. Sie mußten sich forschend betrachten, so neu erschienen sie sich in dieser Nähe. Aber die Augen konnten nicht mehr von einander lassen, die Zweige entglitten ihren Händen; wie von Schwindel erfaßt, sahen sie nur ein unendliches wogendes blaues Meer vor sich, wie mit Sirenenstimmen flüsterte die Natur. Sie wußten nichts mehr von der Welt vor übermächtigem Sehnen, den kleinen Luftraum zu verdrängen, der als Schranke zwischen ihnen lag. Und endlich waren sie ganz von dem wonnigen Wirbel umbraust; sie hielten sich umschlungen und küßten sich mit jugendtrunkenen, glücktrunkenen Lippen.

Dann kam das alte, selige Fragengestammel: „Liebst Du mich wirklich?"

„Vom Herzensgrunde! Und Du — bist Du mir denn gut?"

„O ja, gewiß, auch ich —"

Aber das Mädchen erwachte zuerst zur Besinnung und schämte sich des Kusses, den sie so rasch gegeben, der in ihrer jungfräulichen Existenz so viel bedeutete. Sie schlug die Hände vor das Gesicht in trauriger Reue.

„O, es war so Unrecht von mir! Ich hätte Ihnen mein Herz nicht so offen zeigen dürfen. Was werden Sie von mir denken! Oder vielleicht lachen Sie gar über

das thörichte Ding, das sich willig von Ihnen küssen ließ! Und ich kann doch nicht dafür, daß ich — daß ich Sie so lieb habe!"

Es waren Thränen in ihrer Stimme, Thränen in ihren Augen, aber sie flossen nicht über die Wangen herab, denn er hatte ihr mit sanfter Gewalt die Hände von dem Gesicht gezogen. Der junge Frauenmund, der ihm zum ersten Male das Bekenntniß der Liebe stammelte, dünkte ihm das Schönste, Begehrenswertheste, was die Erde in ihrem weiten Rund zu bieten vermag, und er rief in begeisterter Ueberzeugung: „Zweifle nicht an meiner Gesinnung, Ludmilla! Nie wird eine Andere mein, als Du! Ich bin leider kein reicher Mann. O wäre ich es, dann könntest Du in kurzer Frist mein Weib sein! Ich darf nicht ausdenken, wie schön das wäre. Denn, wie es nun einmal ist, werden wohl Jahre dahin gehen. Ich muß lange noch lernen, arbeiten, bis es mir vergönnt ist, Dich heimzuführen. Versprich mir, daß Du warten willst, daß Du mir Deine Treue gelobst, wie ich Dir die meine trotz alledem."

Er hatte während der letzten sonnigen Wochen nicht einmal darüber nachgedacht, wie diese junge Neigung enden würde. Eine Verlobung hatte ihm niemals klar vor Augen geschwebt. Nun hatte der Waldeszauber es ihm angethan, der seligste Moment seines Lebens ihm im Sturm die bindenden Worte von den Lippen gerissen. Für Ludmilla hatte die Frage: „Liebt er Dich ernstlich? Für's Leben?" vom Anfange an im Vordergrunde gestanden. Sie hatte gehofft, gezweifelt, gebangt. Und nun war es eitel Licht um sie, jeder Zweifel geschwunden, jede Reue.

„Wie gerne will ich warten! Wir sind ja Beide so jung. Es muß so schön sein, ein Ziel vor Augen zu haben, dem jeder Tag uns näher bringt. Andere Menschen sind traurig, wenn die Zeit vergeht. Wir aber, wir freuen uns."

„Schatz! Geliebte!" rief er, mit glühendem Entzücken sie an sich ziehend. „Wenn Du mich mit so lieben Augen anschaust, dann weiß ich freilich nicht, wie ich's tragen soll, mich von Dir wieder zu trennen, Dich zu missen so lang, so lang! Aber es wird gehen müssen, und ich werde fleißig sein, sparsam und fleißig. Und wir schreiben uns recht oft, nicht wahr, meine süße Braut?"

Sie schloß wie in überwältigender Seligkeit die Augen, und er küßte sie noch einmal in ganz feierlichem Ernst.

Dann gingen sie zurück durch den Wald, Hand in Hand, bis sie wieder Menschenstimmen hörten.

„Wir wollen die Verlobung noch geheim halten," bat er. „Versprich mir's, Ludmilla, es ist besser so."

„Auch vor der Mutter?" frug sie erschrocken.

„Schweig auch vor ihr eine Weile noch, ich bitte Dich."

Man hatte im Eifer des Suchens und Findens die Abwesenheit der Beiden nicht bemerkt. Den Anderen war die Zeit kurz erschienen, welche für die zwei Menschenkinder ein Schicksal in sich schloß. Man lachte wohl über das halbleere Täschchen, das Ludmilla mitbrachte, bald aber verstummte die Neckerei vor dem Ausdruck, der auf den Zügen des Mädchens lag und ihr eine Hoheit gab, als schwebe sie in lichteren Regionen. Es war das Glück, das sie verklärte, das große, jauchzende Glück, das so meeres-

tief, so unerschöpflich scheint mit achtzehn Jahren. Wie hübsch er war, während er in freudiger Erregung an ihrer Seite schritt, wie begeistert seine Augen die ihren suchten, mit welcher List er manchmal, unbemerkt von den Anderen, nach ihrer Hand zu haschen wußte!

Als man den Wald verließ, erstrahlte das weite Land bis an die fernen Berge in Glanz und Goldschimmer. Die selige Stimmung dieser Stunde prägte sich Ludmilla unverlöschbar in's Herz.

Ein paar Tage später mußten sie sich trennen und mit herbem Abschiedsweh die Schmerzenssteuer für den Herzensjubel dieses ersten Findens bezahlen. —

Robert fand es recht öde in seiner Studentenstube, als er wieder in die Stadt zurückgekehrt war. Er stellte Ludmilla's Bild auf den Tisch, ihr Abschiedssträußchen daneben; diese beiden köstlichen Angedenken an die verflossenen Sonntage sollten ihm Gesellschaft leisten, ihn ermuntern, wenn er sich nun sogleich an die Bücher setzte. Aber es war zu viel Unruhe in ihm; es wollte mit der Arbeit nicht gehen. Er lief endlich in die Kneipe. Hier schlug ihm der alte Tabaksqualm entgegen, der ihn an so manche toll durchzechte Nacht erinnerte. Sie sangen wieder das alte schneidige Goethe'sche Lied, bei dem er so oft übermüthig mitgebrüllt hatte:

„Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun,
D'rum Brüderchen: ergo bibamus!
Die Gläser sie klingen, Gespräche sie ruh'n,
Beherziget: ergo bibamus!"

Er sang auch heute mit: er trank auch heute so manches

Mal das Seidel mit dem gemalten Deckel leer, das ihm sein Leibfuchs dedizirt hatte, aber in die richtige Kneipstimmung kam er nicht mehr. Sein Jugendübermuth, der bisher toll geschäumt und gesprudelt hatte, war plötzlich von einer ernsteren Macht zurückgedämmt worden. Den Altersgenossen, die mit leichtem Sinn und frivolem Augenzwinkern auf ihre Liebchen anstießen — Eintagsflammen, die sie morgen vergessen würden — fühlte er sich durch seine tiefere Empfindung entfremdet. Der bereits gefaßte Entschluß, sich schon jetzt aus dem Verbindungsleben zurückzuziehen, ward ihm weniger schwer, als er geglaubt.

Zweien der liebsten Kameraden vertraute er sein Geheimniß an. Der eine, der kühlere, weltkundigere, rief: „Du bist ein Narr!", der andere, von weicherer Art, beneidete ihn. Mit diesem, mit Hans Oltrecht, hielt er allein noch die alten Beziehungen aufrecht. Die übrigen rückten ihm ferner, je mehr er dem Leichtsinn, dem Muthwillen den Rücken kehrte. —

Inzwischen sanken die Herbstnebel auf das stille alte Städtchen herab, und in dem Garten, in dem ein paar helle Mädchenaugen sehnsuchtsvoll nach jener Richtung blickten, in der die Residenzstadt lag, verblühten die Astern und dürre Blätter deckten den Boden. Ludmilla hatte ihr Geheimniß nicht mit Worten ausgeplaudert, aber sie hatte es durch ihr Benehmen verrathen. Sie wollte nicht mehr tanzen, sie zog sich von aller Geselligkeit zurück. Das genügte in dem kleinen Bekanntenkreis als vorläufige Verlobungsanzeige. Für die jungen Mädchen hatte Ludmilla einen Nimbus, den ihr Manche mißgönnten; die Eltern

aber zuckten die Achseln und meinten, sie hätten zu solcher Thorheit niemals ihre Einwilligung gegeben.

„Eine Thorheit!“ das sagte auch Ludmilla's Mutter, als sie den kleinen Reif an der Hand ihrer Tochter bemerkte, den Robert ihr beim Abschied an den Finger gesteckt und den sie nur heimlich des Abends trug. Aber zu einem energischen Widerstand hatte sie nicht die Kraft. Im Punkte der Liebe sind die Frauen alle fromme Gläubige, alte wie junge. Frau Karoline schmeichelte sich, daß ja ein Wunder geschehen, der Student durch eine hervorragende Leistung plötzlich eine sehr einträgliche Stellung bekommen, daß er eine Erbschaft machen könne, und ließ es denn stumm geschehen, daß Ludmilla ihre Aussteuer anfing. Das Mädchen wußte: sie hatte Zeit. Die kunstvollsten Häkeleien und Stickereien, die schwierigsten Muster, bei denen man Stich für Stich zählen mußte, waren ihr willkommen. Für ihre Liebesgedanken blieben ja noch genug freie Augenblicke, wenn sie Tage lang am Fenster saß, während der Schnee herabsank und mit ihm noch tiefere Stille das Städtchen einhüllte, als führe es nur noch ein Scheinleben, ohne Geräusch, ohne laute Athemzüge.

Im Sommer kam Robert wieder. Sie gingen nun als erklärtes Brautpaar Arm in Arm. Man ließ sie allein. Der prickelnde Reiz, der in dem Erhaschen eines unbelauschten Augenblickes liegt, war dadurch ihrer Liebe abhanden gekommen, aber sie verlebten sonnige Wochen, kaum von leichten Wölkchen durchzogen.

Neuer Abschied, neue Trennung. Robert war noch immer Student.

Der Wäscheschrank, in dem Ludmilla das Ergebniß ihres Fleißes aufbewahrte, füllte sich. Sie sah ein, daß das mühevollste Nähen rascher von statten gehe, als die Aneignung all' des Wissens, das ein junger Mann für seinen Beruf benöthigt. Den Fleiß des ganzen Winters wollte sie denn auf ein Tischtuch verwenden, das ein Kunstwerk und das Kleinod ihrer Aussteuer werden sollte, ein Familienerbstück für Generationen. Sie hatte in die Hauptstadt um die Zeichnung geschrieben, die Chamisso's Gedicht: „Frauenleben und Liebe" illustriren sollte, in vertheilten Gruppen, um die sich Brombeerranken schlangen. Es mußten gerade Brombeeren sein, darauf bestand sie fest. Und an dem ersten Tage des Glücks, wenn sie im eigenen Heim mit Robert am eigenen Tische sitzen würde, dann wollte sie das Tuch aufbreiten in seliger Erfüllung des langen Sehnens, das sie hineinstickte.

Die Zeit dünkte ihr endlos bis zum nächsten Wiedersehen, denn Robert machte im Sommer das Universitätsexamen; dann wollte sein Vater ihn auf eine größere Reise mitnehmen. Es würde die Eltern, die ohnedies über seine frühe Verlobung grollten, vollends erzürnt haben, wenn er das ihm zugedachte Vergnügen abgelehnt hätte, um seine Braut zu besuchen. So blieben ihm nur wenige Tage für Wallheim, ehe er als Rechtspraktikant bei dem Gericht der Residenzstadt eintrat. Die schöne Zeit der langen Universitätsferien war ja nun für immer vorüber.

Ludmilla frug sich manchmal, wie sie's denn tragen würde, Jahr für Jahr dahinschwinden zu sehen, freudlos,

fern von ihm. Daß warten süß sei, sie glaubte es nicht mehr, wie damals an der Brombeerhecke.

Er fand ihre Wangen bleicher, ihre Gestalt schmaler, als er wiederkam. Aber ihre Lippen rötheten sich unter seinen Küssen, und seine Nähe gab ihren Augen das sanfte Feuer zurück. Im Winter aber fing ihre Mutter ernstlich zu kränkeln an, wurde bettlägerig und bedurfte der aufopferndsten Pflege.

Robert ging in der Stadt seinen Berufsgeschäften nach, und um ihn her brauste das rasche, genußfrohe Leben. Er war nach dem Urtheil seiner Kameraden ein rechter Philister geworden. Oft hatte er zwar gewaltige Sehnsucht nach irgend einem dummen Streich, der für einen frischen jungen Mann ja fast Lebensbedürfniß ist. Aber gerade, weil ihm sein Vater so höhnisch zugerufen hatte: „Mit zwanzig Jahren hast Du Dich verlobt! Dummer Junge, Du weißt ja noch gar nicht, was Du willst!" gerade deshalb hielt er sich energisch jeder Versuchung fern, die seine Treue für Ludmilla hätte in's Wanken bringen können: er wollte zeigen, daß er wußte, was er wollte.

Seine Mutter war die einzige Beschützerin seiner Neigung. Sie freute sich, daß ihr Sohn durch eine ernste Liebe gegen die Verführungen der Großstadt gefeit wurde, daß er seine Abende zu Hause verbrachte und mit größter Pflichttreue sein Amt versah. Pünktlich fuhr er jeden Morgen um acht Uhr mit dem Pferdebahnwagen in sein Bureau. Meist traf er dabei unterwegs mit einigen jungen Damen zusammen, welche die Theaterschule besuchten, aus-

gelassene Mädchen, die beständig kicherten und schwatzten. Er saß so oft den jungen Gesichtern gegenüber, daß er sie Zug für Zug kannte; besonders eine reizende Brünette war ihm gleich das erste Mal aufgefallen. Ihre Freundinnen nannten sie Dolly. Sie hatte in ihren Bewegungen eine Anmuth, in ihren Formen eine schmiegsame Weichheit wie ein junges Kätzchen, das man immerfort betrachten kann; ihr rundes Gesicht mit dem feinen Näschen und den vollen rothen Lippen war stets wechselnd im Ausdruck, und in einem unruhigen Gefunkel huschten die braunen Augen hin und her.

Der junge Mann, der den Mädchen täglich zur selben Stunde begegnete, war ihnen schließlich ein Bekannter geworden, ohne daß sie ein Wort mit einander getauscht. Dolly's beweglicher Mund grüßte ihn mit einem halben Lächeln, wenn er einstieg, und Robert errieth wohl, daß die Theaterschülerinnen über ihn ihre Bemerkungen austauschten; aber eine unbestimmte Ahnung sagte ihm, daß diese freundlicher Natur seien. Er amüsirte sich, die lustigen Kinder zu beobachten; unter Tags dachte er nicht mehr an sie.

Einmal wollte der Zufall, daß Dolly ohne Gefährtin in den Wagen kam, und gleich darauf, als der Kondukteur ihr das Billet reichte, in voller Verwirrung in ihrer Tasche herumsuchte.

„Ach Gott, ich habe kein Portemonnaie! Wie entsetzlich! Ich werde es verloren haben."

Der Kondukteur, über ihre Bestürzung lächelnd, versicherte, daß er die Dame ja kenne und daß sie morgen bezahlen

könne, aber Robert hatte sich dem Mädchen bereits genähert.

„Wenn ich mir erlauben darf, Ihnen meine Börse zur Verfügung zu stellen —" sagte er höflich.

Sie schlug die Augen zu ihm auf, aus denen bereits das Vergnügen lachte, daß der kleine Zwischenfall ihrem täglichen Fahrgenossen endlich die Zunge gelöst hatte.

„Ich wage nicht, von einem Fremden —" stammelte sie mit koketter Befangenheit.

Er stellte sich ihr vor.

„Vom Sehen kennen wir uns schon ziemlich lange, nicht wahr, mein Fräulein?"

„Ja, ich glaube wirklich, daß Sie in der Pferdebahn wohnen. weil man Sie immer hier trifft!" erwiederte sie lachend. „Ich nehme also ein Darlehen von zwanzig Pfennigen an; aber Sie müssen mir Ihre Adresse sagen, damit ich sie Ihnen heute noch zurückerstatten kann."

„Das hat Zeit bis morgen, mein Fräulein!"

„Nein, Herr Gläubiger! Morgen werde ich nicht in die Schule fahren und ich könnte den Druck dieser großen Schuld nicht länger ertragen."

Sie sprach das mit einer drolligen, lustigen Miene, die für ihn etwas unwiderstehlich Erheiterndes hatte, und sie setzten das lachende Gespräch fort bis an die Theaterschule.

Am nächsten Morgen erhielt Robert ein Couvert, mit grotesken schwarzen Figürchen verziert, mit einer etwas nachlässigen Handschrift beschrieben. In demselben lagen zwei Zehnpfennigmarken und ein Billet zu der demnächst stattfindenden Aufführung der Theaterschule.

„Sie haben uns so oft auf dem Wege nach unserm Tempel gesehen," schrieb ihm Fräulein Dorothea Stein, „bitte, betrachten Sie uns einmal in demselben und bringen Sie viel Andacht mit und ein paar kräftige, Beifall klatschende Hände."

Er war anfänglich sehr abgeneigt, die Karte zu benützen. Seine Braut hatte ihm einen unerfreulichen Brief geschrieben, in dem viel von der Krankheit ihrer Mutter die Rede war, einen jener Briefe, die in Verstimmung abgefaßt, auch in das Gemüth des Empfängers Verstimmung hineintragen. Allmählig steigerte sich sein Mißmuth dergestalt, daß er darnach verlangte, ihn abzuschütteln und in fremder Umgebung sich selbst zu vergessen. So ging er in das Schülerinnentheater.

Man gab die „Grille" von der Birch-Pfeiffer. Dolly spielte die Titelrolle. Sie war entschieden sehr begabt. Eine Beweglichkeit, ein Temperament, wie für die Bühne geschaffen. Aber es fehlte ihr der richtige Ernst für die Kunst. Die Scenen, die ihrem Wesen sympathisch waren, führte sie entzückend aus, andere verdarb sie mit launenhafter Gleichgiltigkeit. Auch waren ihre Augen beständig mit den Zuschauern beschäftigt und sandten Funkengarben auf die anwesenden Herren. Robert wurde besonders oft von solchen Funken getroffen, und der zurück gedämmte Jugendleichtsinn erwachte plötzlich in ihm, als habe ihn ein verwandtes Element berührt. Er näherte sich dem Mädchen nach dem Schlusse der Aufführung, um ihr mit ein paar Komplimenten den Dank für die Einladung auszusprechen, und ehe er recht wußte, wie ihm geschah, war

er in ihren Kreis hereingezogen und ihrer Mutter vorgestellt, und mußte mitkommen zu dem kleinen Fest, mit dem man den Abend beschließen wollte. Er war lange nicht mehr in so toller Gesellschaft gewesen. Man trank zwar nur einen wässerigen Punsch, den er als Student verächtlich als „Limonade“ bezeichnet haben würde, aber es war doch Alles berauscht, berauscht von Jugend, von Festfreude, von Zukunftserwartungen.

Robert erschien sich anfänglich als der einzig Nüchterne, aber allmählig machte sein künstlich großgezogener Ernst einer fröhlicheren Stimmung Platz. Warum sollte er nicht auch vergnügt sein? Wahrlich, das war thörichte Treue, die sich nicht einmal vergönnen wollte, sich jung zu fühlen. Die jungen Mädchen fanden, daß er ein ausnehmend hübscher Mensch sei, wenn seine Augen lustig aufblitzten, und verhehlten ihm bei dem freien Ton, der in der Gesellschaft herrschte, ihr Wohlgefallen nicht. Dolly widersprach ihm beständig und überschüttete ihn mit kleinen Bosheiten, aber sie hielt sich doch mit Vorliebe in seiner Nähe auf, und ihr Lachen hatte etwas ungemein Ansteckendes.

Er wurde dringend aufgefordert, die Damen zu besuchen und zuweilen bei ihnen Thee zu trinken. Robert's Mutter war höchlichst überrascht, als ihr Sohn, der bisher so brav bei ihr zu Hause geblieben war, nun öfters des Abends fortging mit dem Bemerken, er sei eingeladen, bei Frau Stein. Auf ihre Frage: „Wer ist diese Frau Stein?“ gab er halb verlegen den Bescheid: „die Wittwe eines Künstlers, eine feine Dame,“ und brach das Gespräch rasch wieder ab.

In der That machte ihm Frau Stein trotz ihrer statt-

lichen Erscheinung und ihrer tadellosen Manieren keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Aber man amüsirte sich gut in ihrem kleinen Salon. Junge Musiker, Schauspieler und Dolly's Freundinnen fanden sich an dem Theetische ein und nahmen vorlieb mit dem, was eben vorhanden war. Wenn er sich erinnerte, welche Vorbereitungen sein Kommen stets im Hause seiner Braut hervorgerufen und wie hundertmal sich die Frau Landrichterin wegen dieses und jenes von ihm kaum bemerkten Mangels entschuldigt hatte, so fand er es höchst behaglich, daß hier die Gastfreundschaft so ungezwungen und lustig gehandhabt wurde.

Nur Eines drückte ihn dem neuen Bekanntenkreise gegenüber: er hatte niemals seiner Verlobung Erwähnung gethan. Nicht aus Scheu. Bei der sich stets in Scherzen bewegenden Unterhaltung war für eine ernste Mittheilung keine rechte Gelegenheit gewesen. Er glaubte auch, daß es den jungen Theaterschülerinnen gleichgiltig sei, ob sein Herz frei war oder nicht; sie schienen nur nach Unterhaltung, nicht nach Liebe zu verlangen.

Nach einer Weile aber fiel ihm auf, daß Dolly ihm nun häufig allein in der Pferdebahn gegenübersaß, daß ihre Freundinnen an den Abenden ausblieben, an denen er sie zu besuchen versprach, und so manches Alleinsein zwischen ihnen möglich wurde. Und wenn er von solcher Begegnung heimkehrte, war es ihm immer, als hätten die blauen Augen Ludmilla's, deren Bild er nun auch über seinem Bette hängen hatte, ein Recht, ihn vorwurfsvoll anzuschauen.

Er vermied den Salon der Frau Stein. Dolly grüßte

ihn schmollend, wenn sie im Pferdebahnwagen zusammentrafen.

Aber er langweilte sich an den häuslichen Familienabenden. Nach einer Weile zog es ihn doch wieder an den lustigen Theetisch; nur nahm er seinen Freund Hans Oltrecht mit. Derselbe wurde herzlich aufgenommen. Um Robert für sein langes Ausbleiben zu strafen, beachtete Dolly ihn kaum und zeigte sich von gewinnender Liebenswürdigkeit gegen seinen Freund. Dem braven Menschen stieg diese Auszeichnung zu Kopf. Hans verliebte sich in Dolly bis über die Ohren. Das amüsirte sie anfänglich sehr; bald aber fand sie, daß die sentimentale Miene schlecht zu seinem breiten, plumpen Gesichte stehe, und fing an, den schüchternen, seiner Häßlichkeit sich wohl bewußten jungen Mann zu bespötteln und auszulachen.

Für Hans war es die erste Liebe und ging ihm tief. Er lief umher wie von den Dämonen gepeitscht. Robert warnte ihn vor dem Mädchen, nannte sie eine schlimme Kokette und verordnete ihm als Seelenarzt, die Nähe der braunen Hexe zu meiden. Es ist ja so leicht, Vernunftpredigten zu halten, wenn sie einem Andern gelten.

Aber Robert hatte Mitleid mit dem Kameraden, dem ein so weiches Herz aus den grauen Augen leuchtete. Als er wieder einmal mit Dolly allein zusammen traf, machte er ihr Vorstellungen, wie häßlich sie sich gegen den guten lieben Menschen benommen habe. Er sprach scherzhaft, wie immer, aber gegen ihre Gewohnheit wehrte sie sich nicht sofort mit ihrem spitzen Zünglein gegen den Tadel, sondern hörte ihm schweigsam zu und sah ihn unverwandt an.

Das verwirrte ihn. In dem Gemach herrschte schon halbe Dämmerung. Aus dem Halbdunkel hob sich das weiche Gesicht des Mädchens. Sie hatte die Arme zurückgebogen und lehnte sich an das Klavier. Er sah, wie heftige Athemzüge ihre Brust hoben, und mitten im Satze stockte er mit einem Male.

„Bitte, sagen Sie mir, was hätte ich thun sollen, um Ihren Vorwürfen zu entgehen?" begann sie, demüthig wie ein gescholtenes Kind, die Wimpern über die Augen herabsenkend, aus denen tausend Teufelchen sprühten. „Ihren Freund lieben? Ihn heirathen? Wären Sie dann mit mir zufrieden gewesen?"

„Nein!" rief er fast zornig; denn in diesem Augenblicke ärgerte ihn der bloße Gedanke, daß sie irgend wen lieben, heirathen könne. „Aber warum mußten Sie ihm den Kopf verdrehen?"

„Wie habe ich das gemacht? Ich weiß es nicht. Ich war nicht anders gegen ihn, als gegen Alle. Kann ich dafür, daß sein Kopf nicht fester saß? Ich habe mit Ihnen viel mehr schon gelacht und geplaudert, habe Sie oft gerade so freundlich angeschaut, aber Sie — Sie haben mich doch nicht lieb gehabt. Nein, nicht wahr, gar nicht?"

Sie war noch einen Schritt vorgetreten; nun stand sie dicht vor ihm, und die Augen, die sonst so koboldartigen, spottenden Augen hatten mit einem Male einen ganz rührenden Ausdruck der Hingebung. War's Wahrheit, war's Komödie oder ein Gemisch von beidem, es wirkte mächtig auf ihn. Seine Treue wankte. Er brachte das Wort nicht heraus, das er doch endlich hätte sagen müssen:

„Ich darf Sie ja nicht lieb haben, ich gehöre einer Andern."

Sie aber fuhr mit einem leisen Auflachen fort: „Hans Oltrecht, bah! Ja, wenn er sich Ihr Gesicht borgen könnte, wenn er aussähe wie Sie, dann — dann hätte es vielleicht sein können, daß ich lieb zu ihm gewesen wäre, denn Ihnen möchte ich gar zu gerne den Kopf verdrehen!"

„Ich fürchte, das ist Ihnen besser gelungen, als gut ist!" rief er, sich mit letzter Kraft ihres berückenden Zaubers erwehrend. „Hören Sie mich an; ich schulde Ihnen das Bekenntniß —"

„Nein, nein!" unterbrach sie ihn. „Ich will nichts hören. Ich weiß ganz genau, was Sie mir sagen wollen. Sie seien ein zu junger Mann, um sich zu binden, müßten sich erst eine Existenz gründen, dürften vorerst nicht an Liebe denken! Aber ich versichere Ihnen, ich will gar nicht geheirathet sein!" Sie stampfte energisch mit dem Füßchen, während es ihr feucht in den Augen schimmerte. „Ich bin die Letzte, die für eine armselige Heirath schwärmte; dazu bin ich zu anspruchsvoll, zu klug und eine zu große Feindin vom Flicken und Strümpfestricken. Aber bei aller Vernunft — kann ich's meinen Augen wehren, wenn ihnen ein junger Rechtspraktikant gefällt, so unpraktisch das auch ist? Ich möchte ja nur einmal, ein einzig Mal von Ihren Lippen das Wort hören, daß Sie mir gut sein könnten, daß Sie mich lieb haben würden, wenn wir Beide reicher wären, oder wenn man weniger Geld zum Leben brauchte. Darin läge ja noch kein Unrecht, nicht wahr?"

„Doch, Fräulein Dolly! Für mich wäre dieses Ge-

ständniß ein Unrecht, denn ich schulde meine Liebe und Treue einem guten, lieben Mädchen, mit dem ich mich vor ein paar Jahren heimlich verlobt habe."

„Verlobt! Sie? In Ihrer Jugend?" rief sie halb erstaunt, halb zornig. „Und darüber sprachen Sie nie ein Wort?"

„Weil ich nach einer solchen Erklärung so oft durch die Frage verblüfft wurde: Und wann heirathen Sie? Und weil das doch in so weiter Ferne liegt, daß Sie mich wahrscheinlich den ‚ewigen Hochzeiter' genannt hätten."

„Und weil es Ihnen wohl that, sich frei zu fühlen. — Seien Sie doch ehrlich!" fügte sie leidenschaftlich hinzu und wendete sich mit finsteren Brauen und schmollendem Munde von ihm ab.

„Seien Sie mir nicht böse, Fräulein Dolly," bat er. „Es kam so — so ganz von selbst, daß ich schwieg —" Sein beschämter, flehender Ton brachte in ihrer leichtbeweglichen Laune sofort einen Umschwung hervor.

„Nein, böse bin ich Ihnen nicht," sagte sie halb traurig, halb lachend. „Aufrichtig gestanden — ich habe eher Mitleid mit Ihnen, Mitleid mit Ihrer Braut, die wohl die Männer recht wenig kennt, und zu allerletzt — ein wenig Mitleid mit mir selbst!"

Sie bat ihn nicht, zu bleiben, als er bald darauf seinen Hut nahm; sie hatte ihn auch nicht so dringend zum Wiederkommen aufgefordert wie sonst. Als er durch die hellerleuchteten, von regem Leben durchflutheten Straßen nach Hause ging, einem öden Abende entgegen, während alle die Menschen, die an ihm vorüberkamen, einem

heiteren Ziele zuzustreben schienen, da fühlte er zum ersten Male seine Verlobung wie eine Kette, die er am Fuße trug. Ein braunes Köpfchen stand, halb traurig, halb trotzig vor seinem Geist, und ein rother, schwellender Mund sagte halb verächtlich: „Ich habe eher Mitleid mit Ihnen."

— — — — — — — — — — — —

Drüben im alten Städtchen aber saß die Braut neben dem Lehnstuhl der kranken, beständig seufzenden Mutter. Eintönig gingen die Tage dahin, wie ein Pensum, das erledigt sein muß, langsam und doch in der Erinnerung leer wie eine graue Fluth. Ihre einzige Erholung war's, den Schrank mit der Aussteuer zu öffnen und über die nach Veilchen duftenden, mit rosa Bändchen umwundenen Päckchen hinzustreichen oder ihr Tischtuch wieder auszubreiten und von den Tagen des Glückes zu träumen.

Die Leinwand, in die sie so viel Sehnsuchtsgedanken hineingearbeitet, war gleichsam ihre Vertraute geworden, und es war ihr, als müsse die Leinwand mit ihr erröthen, als eines Tages ein neu in das Städtchen versetzter Forstmeister, der an die heimliche Brautschaft Ludmilla's nicht glauben wollte, um ihre Hand anhielt, und ihre Mutter ihr allen Ernstes rieth, den Antrag anzunehmen. Die alte Frau hatte in ihrer Krankheit die Schwungkraft der Seele verloren: sie glaubte nun an kein Wunder mehr. Sie fühlte sich dahinschwinden und sah ihr Kind unversorgt. Sie begriff nicht, daß es Ludmilla nicht um einen Mann, daß es ihr um Robert zu thun war, und sie quälte das Mädchen mit ihrem Geseufze über die unabsehbare Brautschaft.

Sie that ihrer Tochter nichts Gutes damit: Ludmilla verlor die Jugendfrische in dem steten Kampf für ihre Liebe. Sie gewöhnte sich auch immer mehr daran, zu schweigen und ihre Gedanken in sich zu verschließen, so daß sie fast Mühe hatte, Worte zu finden, wenn Robert dann und wann zu Besuch kam. Der Mann, an dem ihr ganzes Denken hing, erschien ihr dann beinahe fremd; sie mußte ihn am ersten Tage verwundert, staunend ansehen. Er war so männlich, so stattlich geworden; er hatte nun einen vollen braunen Bart und vor ihrer Erinnerung stand er stets wie der zwanzigjährige Student mit dem ersten Flaum auf der Lippe und der schlanken Jünglingsgestalt. Wenn sich der hübsche braune Männerkopf aber nun zu ihr herabneigte, dann fühlte auch sie eine wildere Gluth als ehedem in ihren Adern emporschlagen; sie war nur zu scheu, zu wenig zungengewandt, um ihm zu zeigen, was sie empfand. Sie schien nüchtern, während es in ihr stürmte.

O, und die Großstadt hatte so manche Versuchung für Robert, auch nachdem Dolly ihm durch die Heirath mit einem reichen jungen Mann fernegerückt worden war. Manchmal kam er sich vor wie ein Fisch, dem der Angelhaken im Fleische sitzt und der sich wundschlägt, um die Freiheit zu gewinnen. Ihm aber steckte der Angelhaken im Herzen; und wie er auch rang, er vermochte nicht, sich loszureißen. —

Frau Karoline Buchenhag war aus dem Leben geschieden, ohne die bräutliche Myrte auf dem Scheitel ihrer Tochter gesehen zu haben. Ludmilla nahm eine entfernte Verwandte zu sich, ein armes, altes Wesen, das

sich kümmerlich als Dienende in fremden Häusern herumgedrückt hatte, und in der Gesellschaft der bescheidenen „Kathrin“ lebte sie weiter in dem kleinen Häuschen und harrte auf das Glück. Endlich kam der Tag, an dem Robert das letzte entscheidende Examen hinter sich hatte, und endlich konnte er ihr schreiben: „Ich habe meine erste Anstellung als dritter Staatsanwalt und in wenigen Wochen komme ich und hole mein treues Lieb — mein Weib!“

Ihn selber machte es froh und glücklich, daß er nun das eigene Heim sich rüsten durfte, aber von dem Sturm, den die endliche Erfüllung ihrer Träume in Ludmilla's Seele hervorrief, hatte er doch keinen Begriff. Endlich sollte sie in seiner Nähe weilen, ihn haben, ihn halten, ihm sagen dürfen, wie sie seiner begehrt — die endlosen Jahre, eine ganze Jugend lang!

Nun erschien ihr das lang Erwartete wie ein Wunder. In schlaflosen Nächten malte sie sich aus, mit welcher Gluth er sie begrüßen würde; zitternd vor Aufregung jauchzte sie dem Wiedersehen entgegen. Aber sie fühlte sich enttäuscht, als er kam. Er suchte nicht die einsamsten Wege wie ehedem, da er so erfinderisch gewesen, den störenden Bekannten auszuweichen. Nun streckte er Allen die Hände entgegen, hatte für Jeden ein freundliches Wort; und auch wenn sie allein waren, kam nicht der ersehnte Moment leidenschaftlichen Jubels. Es gab eine Menge geschäftlicher Fragen zu erörtern. Er fand Ludmilla's Ton oftmals ungeduldig, gereizt und ärgerte sich. Er ahnte ja nicht, welche Unrast in ihr hämmerte nach den Jahren der stillen Ergebung.

Robert wohnte bis zur Trauung bei seinem Vetter, dem Oberamtsrichter, dessen Töchterchen, das, als Robert sich verlobte, noch ein Kind gewesen, eben als blühendes, erwachsenes Mädchen aus der Pension gekommen war. Ludmilla empfand einen eifersüchtigen Stich, als ihr Bräutigam ganz entzückt von der reizenden „Cousinenknospe" erzählte, von der er sich ausgebeten, daß sie ihn Du und Onkel nennen sollte.

Es war einige Tage vor der Hochzeit; Robert's Eltern wurden am Abende erwartet, und Ludmilla wollte einen Strauß ihrer schönsten Rosen in das Zimmer tragen, das bei dem Oberamtsrichter für den Besuch bestimmt worden war. Sie nahm den kürzesten Weg und trat durch eine kleine Pforte in den großen Garten, der zu dem Hause führte. Es duftete so süß in dem Laubengang, die Luft war so köstlich in dem lichtdurchflimmerten Schatten, und in ihr war eine stürmische Freude, die ein geheimes Bangen begleitete.

Ein Mädchenlachen klang an ihr Ohr. Sie spähte durch die üppigen Ranken des wilden Weines in den Garten hinaus und sah Robert vor einem schlanken Kirschbäumchen stehen, an dem eine Leiter lehnte. Auf der Leiter aber saß mit einem Körbchen in der Hand die kleine Base, die sich die ersten reifen Kirschen gepflückt hatte und behaglich unter dem Blätterdach verzehrte. Zuweilen warf sie dem Untenstehenden eine Handvoll herab, und er lohnte ihr mit einer lustigen Antwort, die Ludmilla nicht verstand. Sie hörte nur das Lachen. Dann erst erhob sich das Mädchen von ihrem luftigen Sitz und wollte herab-

steigen; aber Robert versperrte ihr mit ausgebreiteten Armen den Weg.

„Wer hier vorbei will, muß Zoll zahlen!“ rief er und küßte das Mädchen auf die Wange, da sie mit einem Schrei sich von ihm abwendend, ihm die Lippen entzog.

„Warte, Du ungezogener Onkel, das erzähl' ich Deiner Braut! Fräulein Ludmilla wird sehr erfreut sein, wenn Du drei Tage vor der Hochzeit fremde Damen küssest!“

„Fremde Damen?“ lachte er übermüthig. „Der kleine Backfisch will auch schon eine Dame sein! Geh!“ und er drehte das Mädchen im Kreis herum, bis sie schwindelig wurde und um Gnade rief. Sie waren bei dem Spiel ganz nahe an den Laubengang herangekommen, durch dessen Lücken ein Paar unruhige, leidenschaftliche Frauenaugen hinausspähten.

„Du bist ja ein gar lustiger Onkel!“ sagte Röschen, sich die Haare aus den erhitzten Wangen streichend. „Ich hatte Dich mir ganz anders gedacht, viel würdiger, viel gesetzter; denn weißt Du, Fräulein Ludmilla ist schon viel mehr Respektsperson wie Du! Du kommst mir viel jünger vor als sie, Onkel. Komm, wir wollen einmal um die Wette laufen! Hasch' mich, Onkel Robert, hasch' mich!“

Sie flog mit einem schelmisch auffordernden Seitenblick den Kiesweg entlang; er ihr nach mit jugendlichem Ungestüm.

Ludmilla stand noch immer in dem Laubengang und starrte regungslos vor sich hin. Die kleine Scene wirkte auf sie wie ein Blitzstrahl, der ein tiefes Dunkel schrecklich

erhellt; sie fühlte erst nur eine dumpfe Betäubung. Und dann kam eine Angst, eine namenlose Angst. Sie dachte nicht an die Blumen, die sie in der Hand hielt; sie lief nur heim, heim in ihr Stübchen. Sie achtete nicht darauf, wo sie die Rosen hinwarf. Mit leidenschaftlich zitternden Händen ergriff sie den Spiegel, der über ihrer Kommode hing und trug ihn an's Fenster, in's grelle Tageslicht. Zum ersten Male schaute sie auf ihr Gesicht mit Augen der Kritik, in scharfer Selbstprüfung. War sie wirklich alt geworden, während sie träumend wie eine verwunschene Prinzessin auf den Kuß des Erweckers geharrt hatte? Hatten die acht Jahre sich in ihr Gesicht stärker eingegraben, als in das seine? Diese Möglichkeit war ihr nie in den Sinn gekommen. Aber nun, ja nun sah sie's mit erschreckender Klarheit: das Scheinleben hatte sie welk gemacht vor der Zeit. Um die Augen lagen Schatten und Striche; sie waren farbloser, von müdem Blick; die Wangen hatten die Rundung verloren, um den Mund sich leise Fältchen gezogen.

Mit plötzlich sie überfluthender Erinnerung sah sie sich als blühendes, achtzehnjähriges Mädchen, und nun wußte sie mit einem Male, warum Robert kühl und nüchtern blieb in ihrer Nähe, warum er das Glück, das ihn einst toll gemacht hätte, nun so ruhig herankommen sah.

Es war ihr, als zerbröckelte sich vor ihren Augen eine ganze Welt, und sie sinke haltlos auf Trümmer nieder in tiefe Nacht. —

Als er zu ihr kam, saß sie am Fenster, die Hände im Schoß übereinander gedrückt. Die alte Glocke im

Thurm wurde zum Abendgebet geläutet und klang dumpf und feierlich wie ein Ruf der Vergangenheit in das sommerliche Land hinaus. In dieser Stunde hatte Ludmilla sonst meist die wildeste Sehnsucht nach dem Geliebten erfaßt. Und nun stand er vor ihr, legte ihr die Hand auf die Schulter, und es war ihr doch weh und wund, wie nie zuvor.

„Warum so düster, Ludmilla?" frug er freundlich. Sie antwortete nicht. Er zog sich einen Stuhl an den ihren heran und nahm ihre Hand. Nun wendete sie das Gesicht zu ihm mit todestraurigen Augen, vor denen er erschrak. Bebend, angstvoll war ihre Stimme:

„Sag' mir offen, Robert, ganz offen und ehrlich: liebst Du mich noch? Oder ist es wirklich zu spät zum Glück? Habe ich die Jugend verloren und mit ihr Dein Herz, weil ich so lange, lange warten mußte?"

Er war bleich geworden und vermied ihre Augen.

„Wie kommst Du zu der Frage, Ludmilla?" erwiederte er ernst, fast ungeduldig. „Ich meine, wer einem Weibe den höchsten Beweis der Liebe gab, wer Jahre lange Treue, Jahre langes Entbehren auf sich nahm um ihretwillen, der bedarf keiner Betheuerungen in Worten?"

„Das ist's ja eben," fuhr sie mit gesenkten Blicken fort und strich mit zitternden Händen über die Decke des Tischchens vor ihr. „Wenn das Opfer Dir zu groß erschiene! Wenn ich es Dir nicht mehr lohnen könnte! — O sag' mir, Robert, bin ich Dir noch dieselbe, wie damals, an dem seligen Herbsttage vor dem Brombeerstrauche, als Du mir Dein Wort verpfändetest? Bin ich dieselbe noch für Dich?"

Ihre Angst rührte ihn tief; es zuckte ihr so wehmüthig um die Lippen. Aber ihr Gesicht war so fahl, so welk in dem grellen Abendsonnenstrahl, ihre Gestalt so dürftig und hager in dem schlichten Kattunkleide: wie er sich auch bemühte, er brachte keinen warmen Ton der Leidenschaft über die Lippen. Das beste Stück seiner Seele gehörte ihr; aber die Gluth, mit der er sie einst in die Arme geschlossen, er fand sie nicht mehr. Er war zu ehrlich, um zu heucheln.

„Sei vernünftig, Ludmilla. Auch ich bin ja nicht mehr derselbe, wie damals. Wir waren Kinder, nun sind wir gereifte Menschen. Die bewährte Neigung, die wir für einander haben, ist dauerhafter als leidenschaftliches Strohfeuer."

Er gab sich redliche Mühe, ihre Zweifel zu beruhigen, aber sie las ihm die unausgesprochenen Gedanken von der Stirne. Sie fühlte, daß etwas wie Mitleid aus seinem Tone klang. Und dieses Mitleid war ihr wie ein Hohn des Geschicks, das sie so lange genarrt hatte vor dem Ziele, und es sie nun endlich erreichen ließ ohne Glanz und Schimmer — wie eine Bettlerin. Eine wilde Empörung schlug in ihr empor, eine wahre Vernichtungsraserei.

„O ich verstehe Dich, Robert!" rief sie, so außer sich, daß er entsetzt auf das verwandelte Mädchen blickte, „ich verstehe Dich viel besser, als Du glaubst! Was Dich an mich knüpft, es ist nur Deine Ehre. Dein Pflichtgefühl hat Dich ausharren lassen, während Du nach Freiheit verschmachtet bist. — Aber der Gedanke drückt mich zu

Boden. Nein, lieber ein Ende, als so — so aus Gnade, aus Erbarmen Dein werden. Noch ist es ja nicht zu spät, noch kannst Du ja gehen von mir. Hier, hier ist der Ring — der alte Ring! Nimm ihn zurück, nimm ihn zurück!"

Sie streifte das schlichte Reiflein von der Hand, das sie acht Jahre lang getragen hatte. Wie entgeistert blickte sie noch einmal auf ihn, und er war wie gelähmt. Das Herz blutete ihm; aber den Naturlaut der Leidenschaft, den überzeugenden Ruf der Sehnsucht, mit dem er sie in diesem Augenblick hätte in die Arme schließen müssen, die Flammenküsse, die jeden Zweifel in ihr erstickt hätten — er fand sie nicht.

Ehe er noch ein erlösendes Wort über die Lippen zu bringen vermochte, hatte sie das Gemach verlassen.

Vor ihm auf dem Tischchen lag der Ring. Der kleine Ring, wie leicht er wog! Und welche Centnerlast er doch für ihn geworden war. Vor seiner Phantasie zogen in lockenden Bildern die Freuden vorüber, denen er den Rücken gekehrt hatte um dieses Reifes willen. Er sah wieder Dolly's Gesichtchen sich zu ihm neigen und fühlte auf's Neue die Pein seines Verzichts. Immer mehr erschien er sich als Dulder, als Held, und grollte, daß Ludmilla noch nicht zufrieden war mit alledem. Wenn er sie beim Wort nähme, flüsterte sein Egoismus, wenn er den Bruch gelten ließ! Dann war die schwere Kette gelöst. O, einmal wieder in Freiheit, begehren, wünschen, wählen dürfen!

Versuchend, verführend stand einen Augenblick das

Leben offen vor ihm da und raunte ihm zu: Wirf Dich in meine Fluthen zu schrankenlosem Genießen!

Aber er sah sich um in dem Stübchen, und die böse Lockung verblaßte. Der kleine Raum schien ihm förmlich zuzuflüstern, welche Fülle von Herzensliebe sich hier für ihn angehäuft hatte. Er wußte wieder, daß nicht er allein ein Opfer der Entsagung gebracht, daß sie die größere Geduld, die größere Treue gehabt. Nein, zur Märtyrerin sollte sie nicht werden; er mußte diese Entzweiung schlichten, mußte das gute Wort finden, das sie beruhigte.

Sie hatte sich in ihre Schlafstube geflüchtet und saß hier todtenblaß, thränenlos. Die leidenschaftliche Erregung verrauschte. Sie fühlte ordentlich die Leere an dem Finger, den so lange der Reif umschlossen; aber in das Herz kroch die Leere mit einer Eiseskälte, und nun wußte sie, wenn er den Ring und sein Wort zurücknahm, dann war's Verdammniß, Tod für sie. Den Inhalt eines ganzen Lebens — man kann ihn nicht wegwerfen in einem stürmischen Moment.

Sie horchte hinaus, es blieb so still. War er fort? Sie hatte ja selbst das Band zerrissen, das ihn an sie knüpfte. Vielleicht stürmte er erleichtert fort in die weite große Stadt, und sie blieb verlassen, einsam in dem öden Haus, und die Menschen zeigten mit dem Finger auf sie, und es war kein Ziel mehr für ihr Leben, als ein einsamer Tod. Nein, besser war's, die Seine zu werden, auch wenn er sie nicht liebte, wenn er sie nur in seiner Nähe duldete, und sie sorgen durfte für ihn. In ihrer Herzensangst, ihn zu verlieren, bettelte sie in Gedanken um sein Mitleid.

Da kam ein Schritt über den Flur, der Schritt, bei dem ihr immer das Herz höher klopfte. Er pochte an der Thüre. Von ihr wich der Schmerzenskrampf, als sie mit erstickter Stimme „Herein“ rief. Er sah sie bittend an mit seinen guten, hübschen Augen.

„Ludmilla, das war nicht Dein Ernst. Wir gehören ja zusammen.“ Und er breitete die Arme aus. Er schämte sich, daß der Ton nicht feuriger klingen wollte. Sie aber fühlte nur, daß sie leben dürfe, und ging auf ihn zu in demüthiger Dankbarkeit und schlang die Arme um seinen Hals wie ein Versinkender, der einen sicheren Halt gefunden, und küßte ihn mit fiebernden Lippen.

Dann saßen sie lange, Hand in Hand, auf dem Bänkchen im Garten. Vor ihnen lag nur sommerlich blühende Einsamkeit; an dem weiten Himmel verglomm die letzte Tageshelle. Aus der Ferne aber klang die Stimme eines Wanderers, der in der Dämmerung dahinschritt, und der Abendwind trug ihnen die Worte des Schubert'schen Liedes zu:

„Wo bist du, mein geliebtes Land?
Gesucht, geahnt, und nie gekannt!
Das Land, das Land, so hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Rosen blüh'n?
Wo meine Freunde wandelnd geh'n,
Wo meine Todten aufersteh'n?
Das Land, das meine Sprache spricht,
O Land, wo bist Du?
Ich wandle still, bin wenig froh
Und immer fragt mein Seufzer: wo?
Im Geisterhauch tönt's mir zurück:
Dort, wo Du nicht bist, dort ist das Glück!“

Sie lauschten, eng aneinander gedrückt, dem ernsten Gesang, der wie ein heißer Sehnsuchtsschrei aus der wunderbar stillen Landschaft zu ihnen drang. Von Ludmilla wich in der wonnigen Dunkelheit die gewohnte Schen. Sie legte ihren Kopf auf Robert's Schulter und sah ihn mit seligen Augen an. „Mir klingt im Geisterhauch ein anderes Wort," flüsterte sie leidenschaftlich. „Da, wo Du bist, da ist das Glück!"

In dieser Stunde war kein trennender Gedanke zwischen ihnen. Die Liebe, die er gefunden, erfüllte ihn ganz, die Welt mit ihren wilden Wünschen schien ihm so fern, so weit, so klein!

Zwei Tage später war die Hochzeit. Robert führte seine Frau nach Wien. Es schmerzte sie, daß der ungewohnte Lärm, das ruhelose Treiben der Großstadt ihr den Kopf so wirr und müde machten, daß sie nur halberwacht, im Taumel, an Robert's Arm durch die Straßen schritt. Der bunte Wechsel der Erscheinungen kostete ihren an Ruhe und Gleichmäßigkeit gewöhnten Sinnen eine beständige Anstrengung. Sie folgte Robert ohne Widerspruch, wohin er sie führte; aber zu einem wirklichen Genuß an dem Geschauten blieb ihr keine Kraft. Es verstimmte ihn, daß sie in Gallerien, im Theater, in Museen niemals ein Entzücken verrieth, und insgeheim nannte er sie stumpfsinnig und interesselos, während sie wie betäubt war von Eindrücken.

Sie flüsterte ihrem Herzen zu: „Hab' Geduld, immer noch Geduld! Es kommt der Tag der Heimkehr, der Tag

an dem wir im stillen eigenen Heim neben einander sitzen! Dann breite ich das Tischtuch auf, um die Feststunde zu feiern. Dann ist aller Lärm verklungen, und dann wird mein Kopf nicht mehr so gedankenmüde sein, meine Zunge nicht so arm an Worten."

Wie ein Kind auf den Weihnachtsbaum freute sie sich auf ihre eigenen vier Wände und auf den Tag der Heimkehr.

Doch als sie in den Bahnhof eingefahren waren, stand neben den sie bewillkommenden Eltern auch der Oberamtsrichter, Robert's Vetter, mit Frau und Tochter.

Robert schüttelte den Verwandten auf's Herzlichste die Hände. „Welch' guter Einfall, einmal nach der Stadt zu kommen!" rief er erfreut. „Morgen habe ich noch Urlaub. Ich kann Euch unsere Herrlichkeiten zeigen. Ludmilla ist ja auch noch fremd hier."

Die arme Ludmilla! Sie durfte nicht weinen, wie Kinder thun, wenn der langersehnte Weihnachtsbaum nicht brennen soll. Die Stunde der Heimkehr, die sie sich seit Jahren mit den leuchtendsten Farben ausgemalt hatte, war ihr verdorben, vergällt; und doch mußte sie höflich sein gegen die Verwandten ihres Mannes, mußte lächelnd zustimmen, als ein gemeinschaftlicher Abend ausgemacht wurde, als Röschen rief: „Nicht wahr, Onkel Robert, wir holen Euch gleich nach dem Frühstück ab!"

Ludmilla harrte umsonst auf ein weiches, feierliches Wort des Willkomms von ihrem Gatten, als sie die Räume betraten, in denen nun ihr Leben sich abspielen sollte. Er war nur mit dem Programm für den nächsten Tag beschäftigt.

„Vorerst führe ich den Vetter mit seinen Damen in die Gallerie," sagte er beim Frühstück, in alten Katalogen blätternd.

„Ich dächte, wir wären in den letzten Wochen oft genug in Gallerien gewesen," konnte Ludmilla zu bemerken sich nicht versagen.

„Wenn Dich unsere Kunstschätze nicht interessiren, kannst Du ja zu Hause bleiben, Schatz," erwiederte Robert, etwas gereizt.

Ihr aber trat die ganze Bitterkeit, die dieser Verwandtenbesuch ihr verursachte, auf die Lippen, als sie nun rief: „Es wäre Dir wahrscheinlich sehr lieb, wenn Du allein mit Röschen in der Stadt herumgehen dürftest und Deinen Arm für sie frei hättest!"

Er sah von dem Buche auf. „Ich glaube gar, Du bist eifersüchtig — eifersüchtig auf das Kind!" lachte er. Dann aber fügte er ernster und strenger hinzu, als er je vorher zu ihr gesprochen hatte: „Merk' Dir's, Ludmilla, für alle Zukunft: mich mit kleinlicher Eifersucht plagen, das wäre das Schlimmste, was Du thun könntest für unseren Frieden, für unser Glück!"

Sie erwiederte nichts. Sie prägte sich die Worte in's Herz. Aber das war nicht die Feststimmung, die sie von diesem Morgen erhofft. Ihr Tischtuch war zu gut für diesen Tag. Es mußte noch länger im Schranke liegen, bis das richtige Vollglück des Alleinseins kam.

Als man am Nachmittag mit den Verwandten beim Kaffee saß, kam Hans Oltrecht zu Besuch, der die Frau seines Freundes gleich am ersten Tage kennen lernen wollte.

Hans hatte sich bereits einen Ruf als Rechtsanwalt begründet. Er war nun nicht mehr schüchtern und linkisch in seinem Benehmen; ein großer Bart gab seinem Gesichte männlichen Ernst und milderte die Unregelmäßigkeit der Züge.

„Ein liebenswürdiger Mann!“ sagte der Oberamtsrichter und seine Gattin in einem Athem, als der Rechtsanwalt sich wieder empfohlen hatte.

„Ich habe mich noch nie mit einem Herrn so gut unterhalten!“ rief Röschen und ward dunkelroth.

Bald darauf wiederholte Hans seinen Besuch, traf das Ehepaar allein und äußerte sein Entzücken über das reizende Töchterchen des Oberamtsrichters.

„O, das Wohlgefallen ist gegenseitig gewesen!“ bemerkte Ludmilla.

„Wirklich?“ rief Hans lebhaft. „Ach, wie könnte ein Mensch, wie ich, vor so hübschen Augen Gnade finden?“ Und er sah fragend auf Robert. Dieser aber schwieg mit einem ziemlich mißmuthigen Gesicht.

Durch diese Zurückhaltung ihres Gatten gestachelt, fuhr Ludmilla fort: „Ich versichere Sie, Röschen schwärmt von Ihnen; so oft wir zusammen sind, sucht sie das Gespräch auf Sie zu lenken.“

„Du siehst, meine Frau ist wie alle Frauen; so bald sie den Ehering am Finger tragen, wünschen sie zu kuppeln,“ spottete Robert, ungeduldig über die Wendung des Gesprächs.

Hans lachte. Aber Ludmilla's Worte waren ihm tief gegangen und hatten den schüchternen Keim einer zweiten



Liebe mit Sonnenschein übergossen. Er hatte nun dem hübschen Röschen gegenüber den nöthigen Muth, um so mehr Muth, als bei der Neigung für die wohlerzogene Beamtentochter Kopf und Herz im Einklang waren und nicht, wie bei seiner ersten Liebe zu Dolly, die Vernunft zur Vorsicht warnte.

Der kleine Roman entwickelte sich rasch. Hans ließ sich keine Mühe reuen, um mit Oberamtsrichters zusammen zu treffen; Röschen verhehlte nicht, daß sie ihm gut sei, Robert konnte dem Charakter seines Freundes ein rühmendes Zeugniß ausstellen; so war die Verlobung nur eine Frage der Zeit, der die Betheiligten freudig entgegensahen. Robert freilich warnte vor Ueberstürzung und behauptete, Röschen sei zum Heirathen viel zu jung.

Nur Ludmilla errieth, daß er einen gewissen Neid auf Hans empfand, und sie gestand sich nun, daß es unklug von ihr gewesen sei, diese Neigung zu fördern. Es mußte ihren Gatten ja zu einem Vergleich herausfordern, wenn der häßliche Hans, von dem er stets mit einer Art Mitleid gesprochen, eine so viel reizendere, blühendere, jüngere Frau bekam, als er.

Aber die Dinge nahmen ihren Verlauf. Röschen kehrte als Hans Oltrecht's Verlobte in das Städtchen zurück; in drei Monaten sollte die Hochzeit sein.

Die Verwandten waren fort. Aber Robert und Ludmilla's Ehe war schon zu sehr in das Alltagsgeleise getreten, um noch eine rechte Weihestimmung aufkommen zu lassen. Sie mußten nun Besuche machen; für die meisten Menschen ein zweifelhaftes Vergnügen, für Ludmilla eine

Qual. Sie bemerkte erst im Verkehr mit den Beamtenfrauen, welchen sie vorgestellt wurde, wie fremd sie den Interessen der Großstadt sei. In dem gleichgiltigsten Gespräche wurden Dinge berührt, von denen sie nichts verstand, Personen erwähnt, von denen sie nie gehört. Robert wußte immer Bescheid und plauderte in der witzigsten Weise; sie saß stumm neben ihm. Durch die unbedeutende Rolle, zu der sie sich verurtheilt sah, verlor sie alles Selbstvertrauen. Alle Frauen schienen ihr klüger, gewandter, amüsanter, als sie selbst, und von Jeder fürchtete sie, daß sie Robert besser gefallen müsse, als die eigene.

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß sie im Pferdebahnwagen eine jener Bemerkungen anhörte, mit welchen man über fremde Menschen abzuurtheilen pflegt, oft völlig gedankenlos, nur weil ein bischen Bosheit die Unterhaltung belebt. Ein Herr, der mit der Reisetasche über der Schulter von der Bahn zu kommen schien, begrüßte die neben Ludmilla sitzende Dame. Sie sprachen von verschiedenen Bekannten, plötzlich schlug der jungen Frau ihr Name, der ihres Gatten an das Ohr.

„Wie geht's denn dem Robert Hellnert? Ich las seine Ernennung zum Staatsanwalt. Hat er denn endlich geheirathet?"

„Ja leider!" lachte die Dame. „Eine unbegreifliche Parthie! Eine Landschöne, aber von sehr verblühter Schönheit. Ohne alle Gewandtheit im Benehmen. So hörte ich wenigstens. Ich hatte noch nicht das Vergnügen, dem wunderlichen Ehepaar zu begegnen. Es ist schade um den jungen Mann, er hätte in den besten Familien an=



klopfen können und hat sich sein Leben nun so grausam verpfuscht."

Es glich einem Hohne des Zufalls, daß die Dame ihr Gespräch unterbrach, weil sie ein Marienkäferchen bemerkte, das sich in den Wagen verirrt hatte und hier Gefahr lief, zertreten zu werden. Sie zerfloß in Mitleid für das Thierchen, während sie eben einem Menschenkind den letzten Glauben an das Glück geraubt und einer armen Seele die Flügel versengt hatte.

Von dem Tage an blieb Ludmilla scheu und verschüchtert; sie war nicht zu bewegen, eine der Einladungen anzunehmen, die man ihr zuschickte, und verschloß sich mit einer wahren Angst in ihr Heim. Aber Frieden fand sie hier nicht. Der Gruß einer vorübergehenden Dame, Robert's längeres Ausbleiben reichten hin, ihr Seelenmartern zu erwecken. Sie war förmlich erfinderisch, sich ein Interesse ihres Gatten an einem anderen weiblichen Wesen zusammenzudichten, und quälte sich mit beständigem Mißtrauen. Seiner Warnung eingedenk, hütete sie sich, ihm ihre Eifersucht zu verrathen; aber diese zehrte an ihr wie eine chronische Krankheit. Robert befleißigte sich der größten Nachsicht und Schonung gegen seine Frau, da er ihren körperlichen Zustand als die Ursache ihres gedrückten Wesens erachtete. Doch ihre beständige Duldermiene verleidete ihm sein Heim, und er ging nun mehr in Herrengesellschaften, als während seiner Bräutigamszeit.

Nach Jahresfrist kam ein Töchterchen zur Welt. Ludmilla ward ruhiger, heiterer in ihrem Mutterglück. Nun fühlte sie das Band zwischen sich und Robert unzerreiß-

bar fest geknüpft; nun hatte sie ein Wesen, dem sie unentbehrlich war und dem sie sich hingeben durfte mit ganzer Seele, ohne durch Zweifel an ihrer eigenen Person in dem Ausdruck ihrer Wärme niedergehalten zu werden.

Eine frauliche Fülle trat in ihrer Erscheinung an die Stelle der altjüngferlichen Eckigkeit, und ihre Schönheit blühte wieder auf.

Auch Robert freute sich seines Kindes und der sonnigeren Miene seiner Frau. Ludmilla dachte wieder an das Produkt ihres stillen Fleißes und ihrer langen Sehnsucht, an das Tischtuch, mit dem sie den Tag ihres Vollglücks feiern wollte. Der Tag schien heranzurücken wie in rosigem Dämmerschein.

Eines Nachmittags aber trank Robert seinen Kaffee in einer Konditorei, die ihre Tische und Stühle unter den schattigen Bäumen des Hofgartens aufgestellt hatte. Er rauchte hier gerne seine Cigarre, ehe er in das Bureau ging, und betrachtete die vorübergehenden, geputzten Menschen. Vor ihm, an einem einsamen Tischchen saß eine sehr elegante Dame, die besonders auffiel, theils weil sie allein war, theils weil sie eine helle Toilette vom modernsten Schnitte trug, und ein großer, mit reichen Federn geschmückter Hut ihr flott auf dem jugendlichen Kopfe saß.

Robert konnte sie nur im Rücken sehen. Aber er bemerkte, daß die an einem nahen Tischchen sich unterhaltenden Offiziere die Dame mit einem Interesse betrachteten, das nur eine ungewöhnliche Frauenschönheit hervorzurufen vermag. Robert wollte eben aufstehen, als die Einsame den Kopf wendete. Ihre Blicke begegneten

sich, sie grüßten sich, erst in freudiger Ueberraschung mit den Augen, ehe er den Hut zog.

Es war Dolly! Aber nicht mehr der braune Wildfang mit der halb unbewußten Grazie, nein, ein stolzes, vollerblühtes Weib, dem der Glaube an die eigene Macht sieghaft aus den Augen blitzte.

Er war befangener als sie, als er das Wort an sie richtete. Sie bat ihn, mit der liebenswürdigsten Vertraulichkeit, als hätten sie sich erst gestern getrennt, eine Weile neben ihr Platz zu nehmen, bis sie ihr Eis verzehrt habe, und erkundigte sich lächelnd nach seinem Leben, ob er verheirathet, schon Familienvater sei, während sie zierlich das Erdbeereis zwischen die blinkenden Zähnchen schob. Er gab nur einsilbige Antworten, denn er mußte sie beständig betrachten. Wie reizend sie war bis in das kleinste Detail ihrer Erscheinung! Er gestand sich zum ersten Male, daß der Anzug einer schönen Frau ein Kunstwerk sein könne.

„Leben Sie hier, gnädige Frau?" frug er nach einer Weile. „Es sollte mich dann wundern, daß ich Ihnen niemals vorher begegnete."

„Ich bin erst seit Kurzem wieder hier."

„Aber Sie gedenken doch länger zu bleiben."

„Ueber diesen Punkt kann ich nicht genaue Auskunft geben, da ich es selbst nicht weiß. Es gefällt mir sehr gut bis jetzt, aber —"

„Aber Sie sind natürlich nicht völlig Herrin Ihrer Zeit und müssen sich den Wünschen Ihres Gatten fügen," unterbrach er sie lächelnd.

„O nein, durchaus nicht!“ erwiederte sie, ohne den leichten Ton ihrer Unterhaltung zu ändern. „Ich kann mehr als je thun, was mir gefällt. Ich lebe seit einem Jahre von meinem Gatten getrennt.“

„Ihre Ehe ist keine glückliche gewesen? Das thut mir leid aus tiefstem Herzen,“ sagte er ernst.

„O, ich entbinde Sie dieser tragischen Miene. Meine Ehe war gar nicht so schlimm, als Sie denken. Nicht glückloser, als viele andere Ehen. Mein Mann und ich sind nur sehr ehrlich; wir haben uns eines Tages gestanden, daß unsere Charaktere nicht zusammenstimmten und daß wir keine Veranlassung hätten, uns gegenseitig zu ärgern und zu langweilen. So trennten wir uns denn, aber ganz in Freundschaft, ohne Groll und Bitterkeit.“

Sie hatte, während sie sprach, eine Münze auf den Tisch gelegt und die Handschuhe zurecht gezupft. Nun griff sie nach ihrem spitzenbesetzten Sonnenschirm und stand auf.

„Sie begleiten mich doch?“ sagte sie.

Die Kälte, mit der sie von ihrer Ehe sprach, hatte ihn empört; aber es schmeichelte doch seiner Eitelkeit, an der Seite der schönen Frau, der von allen Seiten bewundernde Blicke folgten, dahin zu gehen. Er trennte sich auch nicht von ihr, als sie nun aus dem Park heraus traten, obwohl seine Bureaustunde längst überschritten war. Wie das Wölkchen Wohlgeruch, das um ihre Kleider schwebte, entströmte ihrem Wesen ein Fluidum, das ihn zu der ersten, leichten Pflichtvergessenheit verführte.

Sie plauderte von den großen Städten, in welchen sie



vorübergehend geweilt, von Festlichkeiten der eleganten Welt, die sie mitgemacht hatte; aber sie that's nicht in schwerfälligem Erzählerton, sondern gab ihm stets Gelegenheit, seine Bemerkungen einzuflechten. Es trat ihm plötzlich wieder in das Bewußtsein, daß er seit Jahren sehr langweilig gelebt habe. Als sie endlich, ihn verabschiedend, vor einem Modemagazin stehen blieb, frug sie, ob sie seine Frau besuchen dürfe.

Er hatte an diese Möglichkeit nicht gedacht, sie erschreckte ihn. Seine schlichte, einfache Frau, die etwas von der Schwermuth ihres kleinen Heimathortes im Wesen hatte, und diese hochmoderne, lächelnde Dame mit all' ihrem großstädtischen Raffinement: Wesen aus zweierlei Welten, für die es keine Brücke der Vereinigung gab!

Er suchte nach Ausflüchten; er würde sich zwar sehr freuen, die gnädige Frau in seinem Heim zu begrüßen. Seine Gattin sei nur wirklich etwas scheu, besonders neuen Bekannten gegenüber, außerdem jetzt viel mit dem Kinde beschäftigt.

Um Dolly's Lippen huschte ein leises Lächeln des Spottes, des Triumphes.

„Aber Sie vergessen doch nicht unsere alte Freundschaft und suchen mich auf? Ich wohne wieder mit meiner Mutter zusammen. Sie wissen doch meinen jetzigen Namen: Redenhofen." Sie sah ihn mit einem hinreißend liebenswürdigen Ausdruck in das etwas verlegene Gesicht und gab ihm ihre Adresse.

Noch am Abend war sein Wesen von leiser Trunkenheit durchprickelt. Aber Ludmilla, die sonst ein Nichts

geängstigt hatte, ahnte heute nicht, welche Gefahr an ihr Glück herangerückt kam. Sie war mit ihrem Kinde beschäftigt, das ein wenig fieberte. Robert behauptete, seine Nerven könnten das klägliche Schreien nicht mehr ertragen, und lief fort; die innere Unruhe jagte ihn aus dem Hause. Er schämte sich, daß er seiner Frau die Begegnung mit Dolly verschwiegen hatte, und er brachte doch den Namen vor ihr nicht über die Lippen, obwohl er nicht zögerte, den versprochenen Besuch zu machen.

Er traf die Damen nun nicht mehr wie ehedem in einem bescheidenen kleinen Zimmer. Sie hatten eine Flucht von eleganten Gemächern, mit der phantastischen Willkür eingerichtet, welche die Mode gestattet. Die Gastfreundschaft wurde noch immer mit einer gewissen Ungebundenheit gehandhabt; nur war nun der Tisch stets auf das Reichlichste besetzt.

Bei ruhigem Nachdenken würde es vielleicht Robert's sittliche Entrüstung erregt haben, die junge Frau ordentlich schwelgen zu sehen in dem Reichthum eines Mannes, dem sie nicht mehr angehören wollte, von dem sie sich gänzlich losgelöst hatte. Aber Dolly's Erscheinung bezauberte ihn dergestalt, daß er für eine klare Kritik nicht mehr die nöthige Ruhe besaß. — Er suchte immer öfter ihre Gesellschaft auf. Sie war nicht blos eine Meisterin der Konversation, sie war auch eine feine Menschenkennerin geworden und wußte, daß jeder Mann es liebt, in seiner Eitelkeit geschmeichelt zu werden. Mit größter Geschicklichkeit entlockte sie Robert das Geständniß, daß er in müßigen Stunden kleine schriftstellerische Versuche mache,

Humoresken, die er zuweilen in einem Herrenkreise zum besten gab, und ruhte nicht, bis er ihr die Blätter gebracht. Nachdem sie dieselben gelesen, begrüßte sie ihn mit begeistertem Entzücken.

„Es ist jammerschade, daß Sie Ihr reizendes Talent vergraben! Welcher Humor! Welch' pikanter Styl! Bitte, überlassen Sie mir die köstlichen kleinen Feuilletons nur auf kurze Weile. Ich habe so viele Beziehungen in literarischen Kreisen und werde Sorge tragen, daß Sie in Ihrer Bescheidenheit Ihr Licht nicht länger unter den Scheffel stellen."

Dolly war überhaupt nicht mehr schnippisch gegen ihn, wie in ihrer Mädchenzeit; nein, einschmeichelnd lieb, immer dankbar, wenn er kam, immer in sonnigster Laune. Er traf meist Besuch, wenn er sich in ihrem Salon einfand; Bekannte aus früherer Zeit, auch neue, mitunter recht amüsante Menschen; aber wie viele auch anwesend sein mochten, er wurde von Dolly als Ehrengast begrüßt.

Vor Ludmilla hatte er diesen Verkehr bisher geheim gehalten; er gab vor, seine Abende in Herrengesellschaft zu verbringen. Aber sie war nicht frei von Argwohn. Manchmal legte sie ihm das Kind auf den Arm und sah ihn mit flehenden Augen an, die zu sagen schienen: hier ist Deine Heimath. Entfremde uns Deine Seele nicht! Aber über ihre Lippen kam kein Wort des Vorwurfs, wenn er sie nun immer öfter, immer länger allein ließ.

Ohne daß er es selbst merkte, wirkte Dolly's leichte Lebensauffassung auf ihn wie ein Gift. Er erschien sich immer mehr als ein wunderlicher Heiliger in der modernen

Welt, weil er für einen Kuß mit zwanzig Jahren lebenslange Treue auf sich genommen, und schalt sich einen altmodischen Philister, der die Beziehungen zwischen Mann und Weib viel zu schwerfällig auffaßt.

Immerhin drückte ihn die Heuchelei, in welche er sich vor Ludmilla verstrickt hatte, und als bald darauf das Stück eines in Dolly's Salon verkehrenden Dichters aufgeführt wurde, bat er seine Frau, ihn in's Theater zu begleiten, fest entschlossen, ihr während der Vorstellung, mit dem Operngucker vor den Augen, die neuen Damenbekannten zu zeigen und möglichst harmlos hinzuwerfen, daß ihn literarischer Ehrgeiz in die Gesellschaft geführt habe, und daß nächstens sein erstes Feuilleton gedruckt werden würde.

Aber Ludmilla vereitelte seinen Plan. Sie wollte das Kind nicht der Magd überlassen und hatte kein Interesse für ein Stück aus dem Alterthum von einem modernen Verfasser. „Es seien ja doch nur Menschen von heutzutage, die in alten Gewändern steckten," meinte sie.

Robert konnte ihr nicht Unrecht geben, aber er ärgerte sich, daß sie ihm die passende Gelegenheit raubte, endlich ein Wort über Dolly zu erwähnen.

Das Stück hatte mäßigen Erfolg. Die Bekannten des Dichters klatschten Beifall, das übrige Publikum verhielt sich gleichgiltig. Dolly, die allein in ihrer Loge saß, machte ein enttäuschtes Gesicht, als sie im Foyer auf Robert zukam.

„Ich hätte mehr von unserem Dichter erwartet," sagte sie. „Er sprach so stolz von seinem Werke. Wirklich, lieber Freund, an Ihrer Bescheidenheit könnte sich Mancher ein Beispiel nehmen."

Er wehrte sich lachend gegen jeden Vergleich, der einen Dilettanten wie ihn ja nur beschämen müsse.

Sie hing sich an seinen Arm. „Sie müssen mit mir kommen. Ich versprach Mama, ihr Gesellschaft mitzubringen, und meine Laune hat wirklich in diesem unklassischen Alterthum gelitten. Es ist Ihre Freundespflicht, mich zu zerstreuen."

Sie hatte eine blaßrosa Hülle um den Kopf geschlungen, die wie rosig glitzernder Wellenschaum um ihr zu ihm emporgerichtetes Gesicht wogte.

„Denken Sie, gestern habe ich Sie mit Ihrer Frau gesehen. Sie kamen an dem Laden vorüber, an dem ich eben meine Einkäufe machte. Ich guckte durch's Fenster. Ihre Frau ist ja sehr nett."

Es lag eine boshafte Berechnung in diesem Lob; es klang so mitleidig, es verkleinerte Ludmilla mehr als die schärfste Kritik, und Robert war nicht gewappnet gegen das feine Gift.

„Wollen wir nicht einen Wagen nehmen?" frug Dolly, als sie auf der Straße standen. „Ich bin so müde." Sie lehnte sich schwer auf seinen Arm.

Eine Beklemmung faßte ihn bei dem Gedanken, in dem engen Raum allein zu bleiben mit dem schönen Weibe. Aber er fürchtete sich vor ihrem hellen Spottlachen, wenn er floh vor der Gefahr. Die Gefahr war ja auch so verlockend.

Als sich die Wagenthüre hinter ihnen geschlossen hatte, die bereiften Scheiben sie von der Außenwelt absperrten, und nur ein wechselnder Lichtschimmer auf das rosig

umhüllte Frauenhaupt fiel, als ihr weiter, weicher Mantel sich an seine Kniee schmiegte, und der Duft der gelben Rosen, die Dolly am Kleide trug, ganz berauschend den Raum füllte, da war's um seine Vernunft geschehen.

„Sagen Sie mir, wie ist es möglich — wie hat der Mann, dem Sie angehörten, Sie von sich lassen können?" fragte er erregt.

Sie gab sich den Anschein, als bemerke sie seine schwüle Stimmung nicht, als höre sie nicht den leidenschaftlich erregten Ton seiner Worte. Mit einem kurzen Auflachen erwiederte sie: „O, das ist leicht zu erklären; ich war eben sehr unfreundlich gegen ihn. Es verdroß ihn, daß ich beständig sagte: ‚Bitte, geh' fort von mir! Rühre mich nicht an!' Er that mir leid, denn unter Menschen konnte ich ihn ganz gut leiden; und es war nicht meine Schuld, daß seine Nähe, ein Alleinsein mit ihm mir einen Schauder verursachte, der nur wuchs von Tag zu Tag. O ich begreife vollkommen, daß ihm die Trennung, die Freiheit wie eine Erlösung erschien."

„Sie hatten Ihren Gatten gar nicht lieb, auch im Anfang nicht?" frug Robert etwas angefröstelt.

„O doch! Er war mir gar nicht unsympathisch. Erst in der Ehe kam die Abneigung. Als ich ihn heirathete, glaubte ich, daß ich überhaupt für keinen Mann mehr Wärme empfinden würde, als für ihn, nachdem der Eine, Einzige, dem mein Herz entgegengeschlagen, mich verschmäht hatte."

Sie hatte ihm den Kopf voll zugewendet; er sah in dem Dämmerlicht ihre Augen leuchten, er fühlte den Hauch ihrer Lippen.

„Jenen Einen, Einzigen, ich habe ihn viel weniger begriffen," fuhr sie fort und sah ihn unverwandt an. „Und wenn später so Mancher mich schön fand und so Mancher sich bereit zeigte, für mich und um meinetwillen eine rechte Thorheit zu begehen, dann dachte ich an ihn und wunderte mich. Ich hätte so wenig von ihm gefordert. Nicht sein Leben, nicht seine Treue. Ich hätte ihm so gerne den ersten Kuß meiner Lippen geschenkt und nichts dafür gewollt, als ein bischen Liebe! Ich möchte wissen, ob er niemals bereute, daß er so hart und kalt gegen mich blieb. Sagen Sie mir, Robert, haben Sie es niemals bereut?"

„Ich, Dolly, ich?" rief er, und seine Pulse schlugen, und eine heiße Fluth löschte ihm alle Erinnerung fort an Treue und Herzensliebe.

„Ja Sie, Sie waren der Kalte, Abscheuliche!" sagte sie, noch immer in ihrem leichten Ton, so spielend, als ahne sie nicht, welche Gluth sie entfachte.

„So bin ich ein Thor gewesen, ein Verblendeter! Und so will ich mir jetzt den Kuß von diesen Lippen holen, der mir bestimmt war!"

Er riß sie an sich — wie eine glühende Welle schmiegte sich die weiche Gestalt in seine Arme.

Sein Heim, seine Vergangenheit, Weib und Kind, sie waren versunken, vergessen.

Der Wagen hielt. Wie ein Berauschter, der alle Selbstbeherrschung aufbietet, um seinen Zustand zu verbergen, schritt er die Treppe empor und trat, Frau Stein begrüßend, in den Salon. Er wußte nicht, was er sprach; er redete völlig mechanisch.

Die Damen blieben nicht allein. Der Dichter des Stückes kam nach einer Weile, um sich über die höfliche Ablehnung des Publikums vor theilnehmenden Seelen auszusprechen. Robert hörte einen Schwall von Worten: Intriguen, Kabalen, Ungerechtigkeiten, Mangel an Verständniß! — Es klang so fern, so fern. Er schwieg und blickte auf Dolly und sog ihre Nähe in sich ein mit allen Sinnen.

Als er sich verabschiedete, begleitete sie ihn in das Vorzimmer. „Ich bin traurig, gequält von Gewissensbissen," sagte sie. „Nun gehen Sie nach Hause zu Ihrer ahnungslosen Frau, und ich bin die Zerstörerin Ihrer Ehe, Ihres Friedens! Nein, nein! Das darf nimmermehr geschehen! Sie sollen nicht wieder kommen, hören Sie, nicht morgen, nicht übermorgen, eine lange, lange Zeit nicht, bis die Vernunft Sie wieder beherrscht — uns Beide!"

O sie wußte wohl, daß sie ihm die Thüre verweigern und ihren Anblick versagen durfte, daß er ihr nun nicht mehr entfliehen konnte, und daß die Sehnsucht sie vollends zur Siegerin machen würde in dem Kampfe zwischen seiner Pflicht und seiner Leidenschaft.

Ludmilla duldete still, aber sie sah die Entfremdung wachsen zwischen sich und ihrem Gatten. Instinktmäßig fühlte sie, daß ein fremdes, feindseliges Etwas ihn ihr entriß; aber wie konnte sie dagegen kämpfen, da es ihr in ein dunkles Geheimniß gehüllt blieb? Robert hatte gar nicht die Kraft, ihr seine Unruhe, seine Zerstreutheit,

das Fieber zu verbergen, das in ihm raste. Es wäre besser gewesen, sie hätte ihre stolze Scheu überwunden und sein Herz zu wecken, zu rühren versucht. Aber sie ließ ihn allein, allein mit dem bösen Zauber, der ihm von Dolly's verführerischen Lippen in's Blut gedrungen war. Er kämpfte, er rang, aber das Gefühl der Pflicht unterlag dem neuen, ihn immer heißer verzehrenden Verlangen, und wenn er sich tausendmal die Frage vorlegte: was soll das Ende dieser Leidenschaft sein? so ward die düstere Antwort, die seine Vernunft ihm gab, doch tausendmal verdrängt von dem Wunsche: wann seh' ich Dolly wieder, wann seh' ich sie wieder?

Trotz ihres Verbots lief er am zweiten Tage in ihre Wohnung. Es ward ihm der Bescheid, die Damen seien ausgegangen. Die Unmöglichkeit, sich der schönen Frau zu nähern, machte ihn toll; er war im Bureau kaum im Stande, seine Gedanken zu sammeln. Am Abende des nächsten Tages versuchte er zum zweiten Male einen Besuch. Hätte er hinter die Vorhänge zu blicken vermocht, er würde gesehen haben, mit welchem Muthwillen Dolly kicherte und wie triumphirend sie in die Hände klatschte, als sie ihn wieder über die Straße schreiten sah. Er ward nicht eingelassen.

Die Damen seien mit den Vorbereitungen für den morgigen Ballabend beschäftigt, eben probire die Schneiderin das Kostüm an, berichtete ihm das Dienstmädchen.

Morgen also würde sie tanzen — mit Anderen! Andere würden sie im Arme halten und ihr süße Worte in's Ohr flüstern. Er ertrug den Gedanken nicht. Am nächsten

Tage kramte er in seinem Schrank und suchte nach seinem Frack. Er fand ihn nicht. Ludmilla hatte das selten gebrauchte Kleidungsstück in einen anderen Raum gebracht, um es sorgsamer vor den Motten zu schützen. Er mußte ihr also gestehen, daß er auf den Ball gehen wolle. Er schreckte auch davor nicht mehr zurück. Er hatte seine Zunge und sein Gesicht bereits an das Lügen gewöhnt.

Seine Freunde hätten ihn aufgefordert, für ein Stündchen den schön geschmückten Ballsaal aufzusuchen, gab er vor. Das Fest sei ja zu einem wohlthätigen Zweck. Er bedaure, daß er nicht früher gehört, wie hübsch es werden sollte; Ludmilla hätte ihn sonst begleiten müssen. Nun freilich wäre es wohl zu spät, eine Dame käme ja nicht so rasch mit ihrer Toilette zu Stande.

Ludmilla sah ihn an mit ernsten, vorwurfsvollen Augen. Ein Zug wie leise Verachtung huschte ihr um die Lippen, und er fühlte, daß er diese Verachtung verdiene.

„Gib Dir keine Mühe," sagte sie. „Ich weiß sehr wohl, daß Du meiner nicht bedarfst!"

„Was fällt Dir ein?" erwiederte er möglichst unbefangen. Aber das Blut stieg ihm in die Wangen, als sie nun beharrlich schwieg und ihm mit ernstem, blassem Gesicht die Sachen zurecht legte, deren er bedurfte.

Er ging früher als sonst in sein Bureau, aber er arbeitete wenig.

Und Ludmilla saß neben dem spielenden Kinde, das leise lallend den gestrickten Hampelmann in den ungeschickten Fingerchen herumzerrte. Die Arbeit sank ihr in den Schoß.



Ihr Weh war so groß, ihr Herz so wund, daß ihr auch der Anblick des kleinen rosigen Wesens kein Trost sein konnte. Ein Sturm des Mitleids erfaßte sie mit dem Kind, dem sie das Leben geschenkt. Es war ja auch ein Mädchen, ein Weib, das eines Tages seine Seele fortgeben würde an einen Mann, um sie verrathen, zertreten zu lassen.

Ein Frauenloos! Es schien ihr mit einem Male so erbärmlich.

Dann grübelte sie wieder über den Ball. Das geheimnißvolle Etwas, das ihr den Gatten entfremdete, stand in einer Frauengestalt vor ihr, aber doch nur in unbekannten, verschleierten Umrissen.

Bei Gott, sie mußte das Weib sehen, das ihr das lang ersehnte Glück vernichtete!

Sie rief die Magd zu dem Kinde und nahm Hut und Mantel. Es war bereits dunkel geworden, ein früher, kalter Winterabend. Im Schein der Gaslaternen las sie an der nächsten Ecke den großen gelben Zettel: Ball zum Besten der Armen im königlichen Theaterhause.

Der Parquet- und Bühnenraum war für die eigentlichen Ballbesucher, die Logen für die Zuschauer bestimmt. In dem Schmerzensfieber, das die Eifersucht ihr erregte, fand sie den Muth, eine Eintrittskarte zu lösen. Es war nur noch ein bescheidener Platz im dritten Logenrang zu bekommen, aber sie wollte ja nicht gesehen werden, nur beobachten, nur Gewißheit erlangen.

Robert kam vom Bureau eher als sonst nach Hause, zog sich um und schickte dann nach einem Wagen. Lud-

milla richtete einige Fragen an ihn: ob es ein Maskenball sei, zu dem er ginge, ob die Damen das Gesicht verschleiert trügen? Er bemerkte in seiner Zerstreutheit, in seiner Ungeduld nicht, wie hastig sie sprach, wie erregt ihr Wesen war. Er hielt sie für beruhigt, da sie nicht mehr trotzig schwieg.

Sobald er das Haus verlassen hatte, gab sie der Dienerin den Befehl, bis zu ihrer Rückkehr bei dem Kinde zu wachen, da sie in eine Abendgesellschaft gehen wolle.

Es war ihr so angstvoll zu Muthe, als sie das Seidenkleid anzog, das sie sich zu ihrer Aussteuer gekauft hatte, so angstvoll, als sie endlich die Treppen des Theaterraumes emporstieg. Man wies sie an ihren Platz. Der eigenthümlich schwüle Hauch, der einem Ballsaal entströmt, ein Gemisch von Tannen- und Blumenduft, von parfümirten Kleidern und heißem Menschenathem schlug ihr entgegen. Der Anblick der bewegten Menge machte sie am Anfange vollständig verwirrt, sie konnte keine einzelne Gestalt festhalten. Sie sah nur Brillanten blitzen und ein Gewirr von bunten, leuchtenden Stoffen sich ineinander schlingen. Die im Parquetraum sich bewegenden Paare waren größtentheils kostümirt; die Herren, die im Frack erschienen waren, trugen als Maskenzeichen eine phantastische Kopfbedeckung.

Lange spähte sie umsonst nach ihrem Gatten. Endlich entdeckte sie ihn. Sie athmete auf: er war allein, stand still an seinem Platze und blickte umher. Am Ende hatte ihr altes Mißtrauen sie irre geführt, vielleicht war er wirklich nur hierher gekommen, um in harmlosem Schauen das bunte Bild an sich vorüberziehen zu lassen.

Sie hielt den Operngucker vor die Augen und betrachtete ihn unverwandt. Ihr Herz hämmerte wieder unruhiger. Sie bemerkte, daß seine Augen immer forschender, suchender das Gewühl durchdrangen, daß er nicht beachtete, was um ihn her vorging, weil er nur nach einem Ziele schaute. Um die Eingangsthüre irrten seine Blicke; nun wußte sie es: er schien zu warten.

Sie wartete mit ihm, ihr galt es: Befreiung oder Vernichtung.

Nun hob er den Kopf, nun leuchteten seine Augen auf, nun schob er sich, keines Widerstands achtend, zwischen den auf und ab wogenden Paaren hindurch. Dann blieb er ihr verschwunden, als hätten die Menschenfluthen ihn verschlungen. Endlich tauchte er wieder auf, ihr Herz stand still: das Verdammungsurtheil war dem armen Herzen gesprochen. Eine Frauengestalt hing an Robert's Arm, sie sah's, wie seine Augen entzückt auf ihr ruhten. Sie sah's, wie blendend schön sie war. Weißer Atlaß floß ihr an dem schlanken Leibe nieder; auf dem lockigen Haar saß ihr ein großer weißer Hut mit breiten, weißen Straußenfedern, Perlen schimmerten an ihrem Kleid; aber kein Schmuck verdeckte den feinen Hals. Ludmilla dünkte sich so klein, so häßlich mit einem Male, als wäre ihre eigene Erscheinung ganz in stumpfes, trübes Grau getaucht, während um das lächelnde Weib da unten Lichtmassen flutheten. Jeder Kampfesmuth verließ sie; nun wußte sie, daß Alles verloren sei, ihr Gatte, ihr Glück — das kurze, lang erwartete Glück.

Sie konnte nicht länger mit ansehen, wie er sich an das Ohr der schönen Frau heran neigte, sie konnte den

Ausdruck seines Gesichtes nicht mehr ertragen. Sie ließ den Operngucker niedersinken in den Schoß. Nun war nur noch ein wirres Flimmern und Wogen vor ihren Augen, ein in Strahlen zerstiebendes Gefunkel, denn Thränen legten sich ihr wie ein dichter Schleier über die genußfrohe Welt zu ihren Füßen. Sie sah sich angstvoll um, ob Niemand ihrer achtete. Man würde lachen über sie, wenn man sie weinen sah, während das Orchester den tollsten Walzer spielte.

Sie zwang sich mit aller Kraft zu einem gelassenen Antlitz; Vergessenheit suchend blickte sie auf die Menschen an ihrer Seite, auf die sie bisher nicht geachtet hatte. Zu ihrer Verwunderung hatte das neben ihr sitzende, sehr junge Mädchen auch nasse Augen. Frauenthränen fließen ja aus so verschiedenem Anlaß. Das gute Kind weinte, weil ihre Mutter sich weigerte, zum zweiten Male in den Saal hinabzugehen. Man hatte die Erlaubniß, von den Rängen aus den Ballraum aufzusuchen, wenn man ein Maskenzeichen löste und die Halbmaske vorband.

„Um keinen Preis lasse ich mich zum zweiten Male in der Hitze und dem Gedränge da unten herumdrücken, und allein darfst Du auch nicht in den Saal," sagte die Mutter des weinenden Mädchens. „Wenn Du eine Begleitung findest, meinetwegen." Darauf flüsterten die Beiden eine Weile.

Ludmilla schrak zusammen, als sich plötzlich eine Hand auf ihren Arm legte; sie war bereits der Umgebung wieder entrückt und wühlte in ihren Schmerzen.

„Gnädige Frau, verzeihen Sie, wenn ich Sie anspreche,"

sagte das Mädchen an ihrer Seite schüchtern, aber mit einer lieben Stimme. „Werden Sie im Laufe des Abends vielleicht einmal in den Saal hinuntergehen? Die Bühne ist so schön in der Nähe, so schön geschmückt. Und dürfte ich mich Ihnen dann anschließen?“

Ein Schauder lief Ludmilla über den Rücken bei diesem Vorschlag. Es lockte sie, sich das Messer vollends in die Brust zu stoßen; den Verrath des Gatten in der Nähe zu schauen, den Ton seiner Stimme zu hören, wenn er mit jener Anderen sprach; die volle Gewißheit zu finden ihres Unglücks.

„Ich würde Sie gerne begleiten,“ erwiederte sie und sie hatte Mühe, ihre Stimme zu beherrschen, denn sie zitterte in allen Nerven, „aber ich besitze keine Maske und weiß auch nicht, ob ich mit dem dunklen Kleide in den Saal treten kann.“

„In schwarzem Atlaß — warum nicht?“ mischte sich nun die Mutter in das Gespräch. „Die eleganten Dominos sind immer dunkel. Statt der Halbmaske brauchen Sie nur Ihr Spitzentuch über den Kopf zu ziehen, sehen Sie so — doppelt, wie einen Schleier. Ich warne Sie nur vor der Hitze, die Sie da unten ausstehen werden.“

Ludmilla hatte sich erhoben. Sie wollte den Leidensgang antreten. Wie eine Büßende hüllte sie sich in die schwarzen Spitzen, während das junge Mädchen sich das weiße Lärvchen auf die wieder lustig glänzenden Augen setzte und vor Ungeduld zappelte.

„Ich möchte so gerne einen Walzer tanzen!“ flüsterte sie der Begleiterin zu, als sie in den Saal traten. „Ich



habe nämlich einen — Bekannten hier, der schon lange auf mich wartet. Nach der Tour treffe ich dann wieder hier an der Eingangsthüre mit Ihnen zusammen. O, ich bin Ihnen so dankbar, daß ich mich Ihnen anschließen durfte."

Gleich darauf war sie am Arm eines hübschen jungen Menschen fortgewirbelt. Mit einem Seufzer sah Ludmilla ihr nach. Es war ihr, als sähe sie sich selbst im ersten Liebestaumel: das Anfangskapitel war so süß gewesen, und das Ende so namenlos bitter!

Ein Schwindel faßte sie, als sie nun so allein in Mitte des lachenden, lärmenden Treibens stand. Der Schleier vor den Augen verwirrte sie vollends, und es war ihr, als müsse sie ersticken in der drückenden Schwüle. Wie Ebbe und Fluth wogten die Paare zum Tanz und wieder zurück; sie wurde willenlos fortgeschoben und folgte nur instinktmäßig der Richtung, in der sie ihren Gatten hatte verschwinden sehen. Eine kühlere Luft wehte ihr entgegen, als sie sich aus dem Bereich der Logen entfernte und in den hohen luftigen Bühnenraum gelangte, der in einen Garten verwandelt war mit Lauben und Ruhebänken, mit einer im Hintergrunde angebrachten Terrasse, von der aus man in eine hübsch beleuchtete sommerliche Landschaft hinausblickte. Zwischen den gemalten Bäumen standen überall Gruppen schöner Frauen und galanter Herren; Dominos huschten wie kleine, bunte Kobolde neckend, kichernd, mit hohen Stimmchen Frag' und Antwort gebend, an den lachenden Männern vorüber; verliebte Paare gingen eng aneinander geschmiegt, wie trunken durch die Coulissen.

Die reiferen Menschen, welche die Ballfreuden mehr mit Kopf und Herz als mit den Füßen genossen, hatten sich hierher zurückgezogen.

In wachsender Beklemmung glitt Ludmilla weiter; ein paarmal wendeten sich neugierige Augen auf die einsame schwarze Gestalt, einmal rief ein junger Mann ihr zu: „Warum so allein, schöner Domino?" und, von Schrecken erfaßt, eilte sie fort. Dann stand sie plötzlich wie festgewurzelt. Vor ihr, im Hintergrunde der Bühne, auf einer Ruhebank saß ihr Gatte, das schöne weiße Weib an seiner Seite. Sie wendeten ihr den Rücken zu, aber sie konnte jede ihrer Bewegungen verfolgen. Sie hörte sie flüstern, leise, vertraulich, leidenschaftlich. Wie im Hohn klangen in stürmischem Allegro die Blechinstrumente, die den Schluß des Walzers spielten, während das Herz einer unglücklichen Frau in Stücke ging.

Noch aber war ihr Leidensmuth nicht erschöpft. Nur tiefer das Messer in die Wunde, nur tiefer! — Sie ging zwei Schritte vorwärts. Nun konnte sie auch verstehen, was sie sprachen. So kindlich harmlos klang das Lachen der schönen Dame: „Heute sind Sie toll, Robert, und morgen kommt die Reue, der Katzenjammer! Dann streuen Sie Asche auf Ihr Haupt und nennen mich eine böse Schlange."

„Dolly! Woher nehmen Sie den Muth zu scherzen, nach Allem, was ich Ihnen gesagt habe?"

„Ich scherze nicht!" rief sie, erhob sich von der Bank und stand vor ihm, den Kopf ein wenig zurückgeworfen, mit den blitzenden Augen ihn beherrschend. „Nein! Ich

sage im vollen Ernst: kehren Sie um, heute noch! Gehen Sie nach Hause, trinken Sie Wasser statt Champagner und lassen Sie mich!"

„Wenn ich Sie lassen könnte, Dolly, wäre ich dann hier?" rief er aufspringend. Die weiteren Worte waren nicht vernehmbar. Er sprach sie leise, dicht an dem Ohr der schönen Frau. Aber sie ließ sich wieder an seiner Seite nieder.

Ludmilla schleppte sich fort. Sie wußte genug. Eine wilde Raserei war in ihr. Sie hätte den Kronleuchter herunterreißen mögen, daß er schmetternd zu Boden gestürzt und in einem Flammenmeer Alle begraben hätte: die kokette Frau und den treulosen Gatten, sie selbst und diese ganze verderbte Welt, die ihr wie die große Verführerin erschien.

Nach diesem Fieber der Empörung kam eine tiefe Erschlaffung. Sie vergaß das ihrer Begleitung anvertraute junge Mädchen; sie wankte die Treppe empor, um ihren Mantel zu holen und schaute die Frau, die sie nach ihrer Tochter frug, mit verständnißlosen Augen an. So verstört war ihr Gesicht, daß der besorgten Mutter die Vorwürfe auf den Lippen erstarben.

Es war noch nicht Mitternacht, als Ludmilla ihre Wohnung wieder betrat. Das Kind lag still in seinem Bettchen, die Magd war eingeschlafen auf dem Sopha und schaute traumverwirrt um sich, als die Herrin sie weckte.

„Es ist jetzt nicht Zeit zum Schlafen. Sie können morgen nachholen, was Sie heute versäumen. Sie müssen mir packen helfen; das Nöthigste für mich und das Kind."

„Gnädige Frau wollen verreisen? Plötzlich? Mitten in der Nacht?“ frug die Magd, welche die Ueberraschung wieder wach machte.

„Ich habe eine Nachricht erhalten — eine Verwandte ist krank,“ warf Ludmilla hin, mit abgewendetem Gesicht.

„Aber wollen gnädige Frau das Kind nicht lieber hier lassen? Die Nachtluft könnte ihm schaden.“

„Nein! Von dem Kinde kann ich mich nicht trennen, keine Stunde!“

Mit unruhigen Händen packte sie ihren Koffer; zuletzt öffnete sie noch einmal den Schrank und nahm ihr Tischtuch heraus. Sie hätte es am liebsten den Flammen preisgegeben; es langsam vernichten, verglimmen sehen, wie der Traum und die Hoffnung vernichtet waren, die ihr einst dieses Stück so lieb, so bedeutungsvoll gemacht hatten. —

Gegen Morgen, als schon das Tagestreiben in den Straßen begonnen hatte, Milchwagen durch den Nebel klingelten und hinter den Fenstern Lichter angezündet wurden, kam Robert von dem Balle nach Hause. Er war todmüde und froh, seiner Frau nicht schon in die Augen sehen zu müssen. Er trat in sein Schlafgemach, das er seit der Geburt des Kindes allein bewohnte, und schlief in der großen Stille, bis das späte Licht des Wintermorgens hereindrang. Nun fiel ihm auf, daß aus dem Nebenzimmer kein Laut an sein Ohr drang, kein Kinderstimmchen, das ihn sonst früh zu wecken pflegte, kein leises Auf- und Abschreiten weichbeschuhter Füße, kein Feuergeknister.

Er zog sich an und öffnete die Thür: Frost und Einsamkeit, wo sonst warmes Leben gewesen. Bestürzt eilte er in den Flur, aber gleich nach der ersten Bewegung der Ueberraschung kam ihm der Gedanke: Ludmilla wußte Alles! Sie war fort!

Dieser Entscheidungsschritt riß ihn aus seinen verworrenen Empfindungen empor, wie einen Nachtwandler, der bisher nicht rechts und links geblickt: nun sah er den Abgrund zu seinen Füßen.

Er hatte sich noch nicht gefragt, ob Ludmilla ihn ohne Bedienung gelassen, als die Magd eintrat und ihm wie sonst das Frühstück brachte. Der Duft des Kaffee's, der ihn an so manche gemeinsame Morgenstunde gemahnte, weckte ihm erst den vollen Begriff seiner neuen Vereinsamung. Er bemühte sich, eine gefaßte Miene zu zeigen, als die Dienerin nun bemerkte: „Sie wissen doch, daß die gnädige Frau zu einer kranken Verwandten gerufen worden ist?"

„Ich weiß," log er rasch entschlossen. „Mit welchem Zuge ist meine Frau fort?"

„Ich mußte um vier Uhr einen Wagen holen."

Sie fürchtete, Dir noch einmal in die Augen sehen zu müssen! rief sein Gewissen ihm zu.

„Meine Frau gab Ihnen keine weiteren Aufträge an mich?"

„Nein, Herr Staatsanwalt. Die Schlüssel lägen auf dem Schreibtische, sagte sie, sonst nichts."

Als das Mädchen, das ihn mit argwöhnischen Augen betrachtete, das Zimmer verlassen hatte, griff er sofort

nach den Schlüsseln. Vielleicht fand sich ein Brief von Ludmilla. Er suchte lange unter den Papieren, in den Schubladen.

Nein; sie war stumm von ihm gegangen.

Sein armes Weib! Grenzenloses Mitleid überfluthete sein Herz. Er grübelte nach; weniger über das Unrecht, das er gegen Ludmilla begangen, als über die Art, wie sie dasselbe erfahren haben mochte. Um eines bloßen Argwohns willen würde sie doch nicht mitten in der Nacht das Haus verlassen haben!

Wenn sie ihn gestern beobachtet hätte! Das Blut stieg ihm in die Stirne. Bei dem Gedanken an den Ball erwachte auf's Neue das Fieber, das der Ernst dieses Morgens zurückgedrängt hatte. Er sah wieder die sinnebethörende, weiße Gestalt vor sich schweben, er empfand den prickelnden Reiz ihrer Bewegungen. Er ballte die Hände und biß die Zähne auf einander in eifersüchtiger Wuth, wenn er sich zurückrief, wie übermüthig sie ihn mit ihrer Koketterie mit Anderen geneckt hatte, und fühlte dann wieder einen kurzen, heißen Blick ihrer strahlenden Augen, der ihm eine tiefe, geheimnißvolle Gluth verrieth.

Und wenn er selbst gewußt hätte, daß die Blicke seiner Frau auf ihm ruhten, er hätte sich gestern nicht von Dolly's Anblick loszureißen vermocht, so wenig er heute Reue empfinden konnte über ein Verlangen, das ihn erfaßt hatte mit einer dämonischen Gewalt. Das Mitleid mit Ludmilla, die Sehnsucht nach seinem Kinde, es waren nur noch herbe Tropfen, die einen lodernden Brand nicht löschten.

Er bezwang sich aber und mied Dolly den einen Tag. Sie schickte ihm am Abende ein Billet: „Nicht wahr, der prophezeite Katzenjammer ist eingetreten? Beiliegend ein Mittel, Ihre Laune zu bessern, nebst meinem bewundernden Gruß."

Er fand in der in dem Briefumschlag eingeschlossenen Zeitung ein Feuilleton aus seiner Feder.

Seine erste gedruckte Arbeit gefiel ihm natürlich ausnehmend gut. Selbst Dolly's Schriftzüge erheiterten und erfrischten sein schwerfließendes Blut. Er freute sich auch, nun vor sich selbst einen zwingenden Grund zu haben, am nächsten Tage der Beschützerin seiner Muse einen Besuch abzustatten.

Am anderen Morgen aber kam ein Brief von Ludmilla, der ihm das Herz in den Tiefen erschütterte.

„Du wirst ohne Worte verstanden haben, Robert, warum ich von Dir fortgegangen bin. Dein Gewissen hat Dir wohl gesagt, daß ich erfahren habe, was Du mir lange geheim gehalten. Aber Du ahnst gewiß nicht, daß ich mit eigenen Augen jene Andere sah, die Dich mir genommen hat, meinem heiligen Rechte an Dir zum Trotz. Ich weiß nicht, ob sie klüger und besser ist als ich; ich glaube nicht, daß sie Dich mehr lieben kann; aber ich sah es wohl: sie ist tausendmal schöner als Dein verblühtes, blasses Weib, und Schönheit ist wohl stärker als Liebe und Treue. Ich hätte Dir kein Wort zu schreiben vermocht, als ich in der Verzweiflung meine Sachen zusammenraffte und aus unserem Heim fortfloh. Es war ein Uebermaß der Bitterkeit und des Zornes in

mir, das gar keinen Ausdruck findet. Aber hier, in meinem alten Häuschen, in meiner stillen Heimathsstadt, da habe ich mich besonnen. Eins ist mir klar geworden: ich darf den Haß gegen Dich nicht in mir aufkommen lassen. Denn in meiner ganzen Vergangenheit bist nur Du und immer Du. Es gibt keinen Winkel meiner Erinnerung, in dem mich nicht irgend ein Gedanke an Dich gemahnte, und wenn Du mir zum Feind wirst, dann muß ich jede Stunde hassen und verfluchen, die ich gelebt habe. Ich will, ich darf darum nicht bitter werden gegen Dich. Ich könnte Dich fragen: warum gabst Du mir damals den Verlobungsring wieder, den ich bereits vom Finger gezogen, wenn Du uns nur Beide elend machen wolltest? — Aber nein, nein! Es ist doch besser, daß Du mich damals nicht verlassen hast; denn mein Leben wäre ja sonst ganz öde und leer geblieben, und mein Herz ganz arm, weil ich dann mein Kind nicht hätte. Ich will mir täglich vorsagen, daß Du gut zu mir sein wolltest, und daß nur eine Macht über Dich kam, die stärker ist als Dein Wille. Ich will nicht Dir grollen, sondern dem Schicksal, das mich nicht Dein werden ließ mit achtzehn Jahren, damals, als ich Dir so lieb gewesen bin. Meine jungen Wangen und mein helleres Lachen hätten Dich wohl besser beglücken, und meine frischeren Augen Dich festhalten können an meiner Seite. — Nur Eines darfst Du nicht von mir begehren, daß ich in Deiner Nähe bleibe, während Deine Wünsche mich fortjagen. Laß mich hier in dem alten Heim. Und wenn es unumgänglich nöthig ist für Dein Glück, daß Du Dich gänzlich von

mir lossagst: so thu's! Sage den Gerichten, ich habe Dich verlassen — böswillig verlassen, und sie werden Dich freigeben. Nur sei barmherzig: nimm mir das Letzte nicht, mein Kind."

Die sanfte Großmuth Ludmilla's weckte ihm eine unendlich drückende Bewunderung. Sein erster Impuls war, nach Wallheim zu eilen und seine Frau, sein Kind zurück zu fordern.

„Welches Recht hattest Du, aus Deinem Hause fortzulaufen?" wollte er ihr sagen. „Weil ich einer schönen Frau den Hof machte? Glaub' mir, es gäbe wenig ungelöste Ehen, wenn jede Gattin über diesen Punkt so strenge dächte!"

Dann aber stellte er sich vor, wie Ludmilla ihm mit ihren stillen, traurigen Augen fest in das Gesicht schauen, wie diese Augen ihn mehr noch als die Lippen fragen würden: „Steht nicht Dein ganzer Sinn nach dem fremden Weibe? Kannst Du in Wahrheit gestehen, daß Du völlig frei von dieser Leidenschaft zu mir zurückkehrst?"

Auf's Neue begann dann die unwürdige Heuchelei — nein, nein! Eines konnte seine Frau wenigstens von ihm fordern: Offenheit! Er mußte nachdenken über sich selbst, zur Klarheit kommen. — Aber gab es denn Klarheit in so verwickelten Empfindungen? Hier gebunden, dort gebunden. Es packte ihn mit einem Male der Zorn über sich selbst, über das Schicksal, über die Liebe, über die ganze Welt. Er wollte sich selbst vergessen, sich in die Arbeit stürzen, ganz Aktenmensch werden und jeden Gedanken an Weiberliebe sich fern halten.

Das ging auch ein paar Tage lang. Am Sonntage aber kam ein Besuch, der eine Wandlung in seiner Stimmung hervorrief: Hans und Röschen Oltrecht, die eben von der Hochzeitsreise zurückkehrten. Ihre Vermählung war durch einen Trauerfall verzögert worden, und sie hatten erst im Winter geheirathet; nun kamen sie von der sonnigen Riviera, Sonnenschein im Herzen, Glück in den Augen, das seligste, verliebteste junge Paar, das sich nur denken ließ. Die junge Frau frug etwas schüchtern und verlegen nach Ludmilla; sie hatte wohl von Hause bereits Andeutungen über deren räthselhafte Rückkehr nach Wallheim erhalten. Robert antwortete ausweichend, aber Röschen half ihm rasch über die etwas schwüle Pause hinweg, nannte ihn den reizendsten Goldonkel, dem sie ihren lieben Hans verdanke; und Hans sah lächelnd, seelenvergnügt auf ihr rosiges Gesichtchen, als staune er noch immer, daß er diesen holden Schatz sein eigen nennen dürfe.

Robert konnte sich eines leisen Neidgefühls nicht erwehren, und die Liebe, auf die er ein paar Tage lang wie ein eisgrauer Philosoph geschmäht hatte, erschien ihm wieder das Einzige, was das Leben erträglich machen kann.

Als er Abends aus dem Bureau trat, graute ihm eben so sehr vor seinem langweiligen Heim wie vor dem raucherfüllten Restaurant, und es fiel ihm plötzlich ein, daß er für den Abend eine Einladung zu einem „Thee" in einer sehr üppig lebenden Bankiersfamilie erhalten habe. Der Kreis dieser Geldmenschen war ihm nicht besonders sympathisch, und er hatte nur eine halbe Zusage gegeben, aber auf dem Maskenballe hatte ihm Dolly das Ver-

sprechen abgeschmeichelt, sich dieser Gesellschaft, bei der sie erscheinen würde, nicht fern zu halten. Es war ihm gerade recht, daß zu langem Besinnen keine Zeit übrig blieb, daß er in Hast nach Hause eilen und sich umkleiden mußte.

Man saß bereits beim Abendessen, als er die hell erleuchteten, von Luxus strotzenden Gemächer betrat. Er wurde auf das Herzlichste begrüßt, und ihm der Platz neben einer gefeierten Sängerin angewiesen, die ihn sogleich in ein lebhaftes Gespräch verwickelte.

„Wissen Sie," sagte sie lachend, „im Mittelalter haben die reichen Leute sich eigentliche ‚Spaßmacher' zu ihren Festen kommen lassen. Jetzt lädt man das Schauspiel- oder Opernpersonal an die Tafel. Je nun, wir sind es ja gewöhnt, zum Besten des Publikums zu figuriren, und ich gestehe, ich bewege mich gerne in solch' wirklichem Luxus nach dem gemalten, falschen der Bühne. Und schöne Gestalten betrachten ist mir auch ein Genuß. Sehen Sie nur zum Beispiel da drüben die Dame in Gelb! Ist's nicht wirklich eine Augenweide, sie lachen, plaudern und das reizende Köpfchen hin und her wiegen zu sehen?"

Es war Dolly, auf die sie ihn aufmerksam machte, Dolly, deren Augen bei seinem Eintritt aufgeleuchtet hatten, und die ihm nun über die silberbesetzte Tafel hinweg manchen langen Blick zuwarf.

Als das Abendessen zu Ende war, begrüßte er sie mit einigen bewundernden Worten.

„Es ist Ihr Glück, daß ich mich bis jetzt ganz erschrecklich gelangweilt habe," erwiederte sie, „ich würde



Ihnen sonst eine sehr ungnädige Miene zeigen und mit Recht! Denn wie wollen Sie Ihr Benehmen, Ihr Fernbleiben in den letzten Tagen rechtfertigen? — Aber Du lieber Himmel! Nun bin ich so froh, endlich mit einem Menschen plaudern zu können, nach diesem hohlen Phrasendreschen, daß ich Ihnen heute nicht einmal meinen allerhöchsten Zorn fühlen lassen mag."

Sie hatte seinen Arm genommen und sie schritten in ein stilleres, kühleres Gemach, während in dem Musikzimmer unter den Händen eines berühmten Klavierspielers die Tasten des Flügels erklirrten.

Sie setzte sich, leise sich fächelnd, auf eines der kleinen Sopha's in dem reizenden Rococogemach; er nahm an ihrer Seite Platz. Sie blieben eine Weile allein.

„Wie gefallen Sie sich als Strohwittwer?" frug Dolly und sah ihm über die gelben Straußenfedern ihres Fächers hinweg scharf in die Augen.

„Woher wissen Sie, daß meine Frau fortgereist ist?" frug er, von dieser unerwarteten Frage verblüfft.

„O, ich habe so meine Spione!" lachte sie. „Als mir — mein kleiner Finger erzählt hatte, daß Ihre Frau Sie verlassen habe, da wußte ich auch, warum Sie nicht zu mir kamen. Ich kenne Sie ja als den Wundermann, dem ein Liebesschwur mit zwanzig Jahren, der einem Anderen längst ein uraltes Märchen schiene, als unantastbares Gelübde gilt. Sie nannten sich natürlich einen Verbrecher, schlugen an die Brust und sprachen ein pater peccavi. Ist's nichts so? Verzeihen Sie, aber ich habe ein ganz klein wenig über meinen schwerfälligen Freund gelächelt,

der so bereit ist, jede Freude auf dem Altar seiner Pflichten zu opfern, obwohl dieses Lächeln eigentlich wehe that. Doch meine Empfindungen kommen ja nicht in Betracht!"

Sie hatte den Fächer geschlossen und hielt die Hände im Schoße, während ihre Augen halb vorwurfsvoll, halb traurig auf ihn gerichtet waren. Sein Egoismus stimmte lebhaft ihren Worten zu; sein Dasein erschien ihm in diesem Augenblicke wie ein endloses Opfer der Entsagung. Während draußen Beifallklatschen erscholl, Damenschleppen an dem Gemach vorüberschleiften, und ein lauteres Stimmengewirr sich erhob, sah er stumm auf den schönen runden Arm, der neben ihm auf dem Seidenzeug des Sopha's lag. Dolly war ihm nie bezaubernder erschienen, als in der anmuthig ruhigen Stellung, mit dem nachdenklichen Ernst auf den weichen Zügen.

Ein paar Herren traten in das Gemach und suchten mit der schönen Frau ein Gespräch zu beginnen; sie schenkte ihnen nur halb Gehör und gab so müde und zerstreut Bescheid, daß sie sich bald wieder zurückzogen.

„O, wie mich diese Menschen langweilen!" sagte sie mit einem leisen Seufzer, sobald sie allein waren. „Wenn Sie wüßten, wie satt ich dieses hohle Gesellschaftstreiben habe, wie ich mich fortsehne in eine würdigere, größere, edlere Existenz! Ich wollte, wir Beide könnten auf einer weltfernen Insel ein neues Leben beginnen. Dünkte Ihnen der Traum nicht auch schön, Robert?"

Die leise Frage schien ihr aus dem tiefsten Herzen zu kommen. Ihre Sehnsucht klang so wahr; sie blickte ihm mit so warmer Empfindung in die Augen.



„O Dolly, schön — unvergleichlich schön!“ wiederholte er, und der heiße Wunsch stürmte ihm durch die Seele: wenn er den Muth hätte, den Traum zu verwirklichen. Er brauchte nicht im Ocean nach einer fernen Insel zu suchen. Hatte seine Frau ihn nicht verlassen, ihm nicht das Recht gegeben zu einer neuen Existenz, zu einem neuen Glück? Und das reizende Wesen vor ihm liebte ihn, liebte ihn seit ihren Mädchentagen, und die Natur hatte alle Gaben über sie ausgeschüttet, die einen Mann zu beseligen vermögen.

Er sagte kein Wort, aber seine Hand lag auf der ihren, und sie wußte, daß sie ihn in diesem Moment rückhaltlos beherrschte, daß ihr Sieg über seine Pflicht nahezu vollendet war.

Sie fuhren auseinander, Dolly mit einem Ausdruck der Ungeduld, denn die Dame des Hauses näherte sich ihren Gästen und erkundigte sich mit zuvorkommender Höflichkeit, wie die junge Frau sich unterhalte.

Dolly überhäufte sie mit Komplimenten über das entzückende Arrangement, über die wunderbaren Musikvorträge, die feine Auswahl der Gäste, und versicherte, es sei das schönste Fest und das amüsanteste Souper gewesen, das sie in dem ganzen Winter mitgemacht habe.

Es waren anmuthige Lügen, zu welchen die Höflichkeit zwang, aber es gibt Stunden, in welchen die gesellschaftliche Heuchelei empörend wirkt. Während die Phrasen so glatt von Dolly's Lippen fielen, kam's wie ein leises Erwachen über Robert, und der Argwohn, daß ein falscher Zug in dem Wesen der hinreißenden Zaubrerin liege, stieg in ihm auf.

Draußen aber erhob sich eine herrliche weibliche Altstimme, der Vortrag der Sängerin, die an seiner Seite gesessen hatte, begann. Und es war jenes Schubert'sche Lied, das ihm so erinnerungsgewaltig zur Seele sprach:

„Wo bist du, mein geliebtes Land,
Gesucht, geahnt und nie gekannt?"

Er lauschte, und die wunderbaren Klänge riefen ihn zurück in eine ferne Zeit. Er sah wieder den stillen, weiten Abendhimmel, an dem die Sterne erwachten; er fühlte wieder Ludmilla's Hand in der seinen und hörte sie mit leiser Stimme sagen: „Dort, wo Du bist, da ist das Glück!" Wie eine Erleuchtung kam's über ihn, daß es die bessere, die größere Liebe gewesen und das reinere, tiefere Frauenherz, das sich ihm damals rückhaltlos erschlossen. Er sehnte sich nach der Friedensstimmung jener Stunde. Er war ein glücklicherer, ein besserer Mensch gewesen zu jener Zeit.

Der Gegenwart entrückt durch die Stimme, die ihm wie ein Geisterhauch eine Warnung zutrug, blickte er vor sich hin. Dolly sah, daß eine Wandlung mit ihm vorgegangen war. Die Gluth in seinen Augen schien erloschen.

„Sie sind sehr düster geworden, mein Freund," sagte sie mit leiser Erregtheit, nachdem die Frau des Hauses sie verlassen hatte.

„Habe ich nicht Grund, düster zu sein?" gab er zurück. „Immer auf's Neue streben die neuen heißen Wünsche in mir empor und prallen zurück vor dem Gebot der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Pflicht."



Es zuckte fast verächtlich um die schönen Frauenlippen.

„Ich glaube, das Lied hat Sie sentimental gestimmt," spottete sie. „Ich finde Sie sehr langweilig mit dieser Armensündermiene."

„Ich bedaure, daß ich noch nicht gelernt habe, über einen ernsten Konflikt mit einem Lächeln hinwegzukommen," erwiederte er gereizt.

Sie sprang zornig auf. Ungeduldig blitzten ihre Augen ihn an. „Bitte, stellen Sie zu Hause Ihre moralischen Betrachtungen an. Wahrlich, ich habe es satt, Ihre wechselnden Launen zu ertragen."

„Ich werde Ihrem Befehl Folge leisten, gnädige Frau."

Es war ihm ordentlich freier zu Muthe, als sich in diesem Streitgewitter die Schwüle entlud, die während des kurzen Alleinseins auf ihnen gelegen hatte, und er eilte fort, wie auf der Flucht vor einer neuen Gefahr. Doch als er bereits nach seinem Hut gegriffen hatte, um sich nach einem raschen Dank- und Entschuldigungswort an die Hausfrau zu empfehlen, kam deren Gatte auf ihn zu und bat ihn dringend, im Rauchzimmer noch ein Glas Bier zu trinken; er habe sich sehr auf eine Unterhaltung mit dem Herrn Staatsanwalt gefreut und bis jetzt leider noch nicht Zeit gefunden, sich ihm zu widmen.

Robert konnte die Aufforderung nicht ablehnen und ließ sich dann in ein politisches Gespräch verwickeln, bei dem er größtentheils nur den Hörer abgab. Endlich gelang es ihm, sich frei zu machen. Er eilte durch den mit Teppichen belegten Flur in das Treppenhaus. Man konnte durch die Glasthüren in die Salons blicken und die bunte

Gesellschaft überschauen; unwillkürlich blieb er einen Moment stehen, denn seine Augen hatten Dolly's gelbes Kleid entdeckt. Sie lehnte in einer stillen, unbelauschten Ecke am Arm eines jungen Ausländers im intimsten Gespräch. Mit denselben bezaubernden Blicken, die sie vor einer Stunde für ihn gehabt, schaute sie nun in das dunkle, leidenschaftliche Gesicht von slavischem Typus, ja sie ließ es geschehen, daß der junge Mann mit den Fingern ihrer Hand spielte, während er sie mit glühenden Augen verschlang.

Eifersucht und Zorn durchtobten Robert, als er sah, wie rasch die kokette Frau Ersatz für ihn gefunden, der sich geschmeichelt hatte, der Eine, Einzige für sie zu sein. Aber der Zorn behielt die Oberhand.

Argwohn und Mißtrauen halfen ihm getreulicher, als alle guten Vorsätze, sich von Dolly fern zu halten. An seine Frau schrieb er einen ernsten, ehrlichen Brief; er berichtete ihr, daß in der That eine schlimme Versuchung an ihn herangetreten sei, daß sie Geduld mit ihm haben müsse, wie mit einem Kranken. Er hoffe, ihr baldigst melden zu können, daß das böse Fieber ihn gänzlich verlassen habe. Dann erst würde er sich ihrer Verzeihung werth halten und ihre Rückkehr verdienen.

Ein paar Tage später hatte er in einer Landgerichtssitzung die Anklage zu führen gegen den Herausgeber einer Winkelzeitung, welcher den Redakteur eines sehr anständigen größeren Blattes verleumdet hatte. Der Staatsanwalt verdammte mit schneidiger Schärfe den abscheulichen Mißbrauch der Presse und machte es dem Vertheidiger schwer, für seinen Klienten ein milderndes Wort zu finden.



Der als Kläger aufgetretene Redakteur, Doktor Schmidt, verließ mit Robert das Justizgebäude und bedankte sich in warmen Worten für dessen markige Rede. Der Staatsanwalt lehnte diese Anerkennung mit dem Bemerken ab, er habe nur seine Pflicht gethan. Doktor Schmidt ging eine Weile neben ihm her und schien noch eine Mittheilung auf dem Herzen zu haben.

„Wenn Sie auch nur Ihres Amtes walteten, ich fühle mich doch als Ihr Schuldner, Herr Staatsanwalt," begann er nach einer Weile. „Ich möchte Ihnen zum Dank für Ihre energische Vertheidigung meiner Ehre eine Warnung aussprechen, die Sie mir nicht verübeln dürfen."

„Eine Warnung?" frug Robert befremdet.

„Das erscheint Ihnen vielleicht unbescheiden, und Sie sprechen mir das Recht hierzu ab," fuhr Doktor Schmidt fort. „Nun, so will ich mich anders ausdrücken. Ich möchte Ihnen über eine Dame, mit der Sie viel verkehren, reinen Wein einschenken. Ueber Frau Dorothea Redenhofen, die schöne Dolly. O, Sie brauchen sich vor mir nicht zu schämen, daß Sie sich von ihr blenden ließen. Auch ich bin von ihr am Narrenseile geführt worden wie ein blöder Thor, aber weil mir über ihr Wesen die Augen aufgegangen sind, möchte ich einem Ehrenmanne, wie Ihnen, zurufen: hüten Sie sich! Es steckt eine Katzennatur in der verführerischen Hülle; sie hat wie Proteus eine ewig wechselnde Gestalt und weiß oft selbst kaum, welche die wahre ist. Ich bin einmal im Begriff gewesen, ihr meine Hand anzubieten. Sie schien mir nicht abgeneigt. Aber ein gewisser vorsichtiger Zug in meinem Charakter zwang

mich, Erkundigungen über ihre erste Ehe einzuziehen, ehe ich sie zu einer Scheidung zu überreden suchte. Sie hatte mir von Ungleichheit der Anschauungen, von einer Disharmonie des Temperaments zwischen sich und ihrem Gatten gesprochen. Ihnen auch, nicht wahr? Wissen Sie, wie sich die Sache in Wahrheit verhält? Ihr Gatte ist ein völlig schwachköpfiger Mensch, den man vor seiner Verheirathung hätte unter Kuratel stellen müssen. Wir wollen annehmen, daß Dolly's Mutter, der es vor Allem um einen reichen Schwiegersohn zu thun war, die Parthie ausklügelte, aber Dolly hat den blöden Jammermenschen geheirathet. In dem Ehekontrakt hatte natürlich Frau Stein die Hand im Spiel; es ist ihm überdies ein Testament zu Dolly's Gunsten abgeschmeichelt worden, und als man das Einzige von ihm hatte, was er besaß und was die Damen von ihm wollten: sein Geld, haben sie ihn in einer Heilanstalt untergebracht, obwohl er nicht dümmer war als vorher, und wohl nicht das Geringste an ihm zu heilen sein wird. Ich aber war geheilt durch diese vollständig sicheren Nachrichten, und hatte Frau Dolly gegenüber die nöthige Ruhe gewonnen."

„Ich bin Ihnen in der That verbunden für diesen Einblick in einen Frauencharakter," sagte Robert und bemühte sich, eine möglichst gleichgiltige Miene zu zeigen.

„Ich hatte vernommen, daß sich Ihnen die Gunst der schönen Frau zugewendet, die ich ziemlich schroff verscherzte. Als Sie Ihre ersten Besuche bei ihr machten, war ich ihr noch blind ergeben und besaß daher noch ihre Gnade. Sie schickte mir damals einen Feuilletonartikel aus Ihrer Feder,

Herr Staatsanwalt, und bat mich, ihn zu drucken. Aufrichtig gestanden, ich habe ihn nicht gelesen, weil er sich dem Umfange nach nicht für mein Blatt eignete, aber ich erinnere mich noch genau des Billets, das ihn begleitete. Frau Dolly wollte meine Eifersucht nicht wecken und hielt es daher für klüger, etwas wegwerfend von Ihnen zu sprechen. Sie schrieb mir: Ihr Schützling sei ein Philister, der in einer dummen Ehe versaure. Sie habe sich's in den Kopf gesetzt, ihn aus seinem Sumpf herauszulocken. Zum Glück besitze er ein kleines Talent und eine große Eitelkeit, wie alle Dilettanten, die sich als ein prächtiger Hebel verwenden ließe. Ich möchte ihr zu Gefallen etwas Druckerschwärze an die Arbeit wenden, die ja sonst nichts kosten würde."

Mit Robert's Gelassenheit war's vorbei. Dolly's spöttische Worte, die seine Person in's Lächerliche zogen, empörten ihn viel tiefer, als die Enthüllungen über ihre Vergangenheit. Das Blut stieg ihm heiß in die Stirn.

„O, unverschämt!" stieß er zwischen den Zähnen hervor.

„Nicht wahr, die Worte, die sie Ihnen in's Gesicht sagte, klangen anders, als die hinter Ihrem Rücken? Ich wollte Ihnen diesen kleinen Charakterzug deshalb nicht vorenthalten und bitte nur, mir meine Warnung nicht zu verübeln."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, und hoffe, daß wir uns nicht zum letzten Male gesehen haben werden," versetzte Robert und schüttelte dem Redakteur die Hand wie einem Freunde. Aber er athmete auf, als er allein war

und seine zornige Entrüstung nicht länger zu verbergen hatte. Er fühlte sich vor Allem so gründlich beschämt, daß ihn seine Menschenkenntniß ganz im Stiche gelassen, daß er sich von einem Fremden über den Charakter eines Weibes belehren lassen mußte! Er verzieh es sich nicht, daß er an Dolly's Liebe geglaubt! Die mitleidig-höhnischen Worte, die zu echt in ihrer Weise klangen, als daß er an ihnen zweifeln konnte, nagten und bohrten ihm im Kopfe herum. O, sie war nicht umsonst in der Theaterschule gewesen, sie hatte das Komödiespielen gelernt, nur daß sie ihre Kunst nicht auf der Bühne, sondern im Leben verwerthete vor verblendeten Zuschauern.

Stunden lang lief er umher in dem Abendnebel, den das Gaslicht röthlich durchschimmerte. Als er endlich heimgekehrt war, sein Mahl verzehrt hatte und, in die Sophaecke zurückgelehnt, sich seine Cigarre anzündete, da kam eine viel ruhigere, behaglichere Stimmung über ihn. Hatte er nicht nach Genesung verlangt, und war sie nun nicht auf das Raschebste erfolgt, wenn auch mit einem etwas radikalen Mittel? War die unselige Leidenschaft nun nicht abgethan? Er gestand sich's offen, daß die Eitelkeit der Grundpfeiler seiner Neigung für Dolly gewesen. Nun, da sie diese gekränkt hatte, fiel die so heiß genährte Liebe morsch in sich zusammen. Nun nannte er Dolly eine Abenteurerin, nun riefen alle seine sittlichen Prinzipien ein „Pfui" der Verachtung über sie. Demnach brauchte er sich vor den ernsten Augen seiner Frau nicht mehr zu scheuen. Nun konnte er ihr von einer Vergangenheit sprechen, die er bereute; die Gegenwart aber war klar,



das Fieber, der Schatten, das Gespenst war fort! Es konnten wieder ruhige Tage folgen auf den bösen Sturm.

Am Sonntag fuhr er mit dem Frühzug nach Wallheim. Es war ihm seltsam zu Muthe, als er das Städtchen wieder betrat. Hier in der stillen Melancholie des Winters schien sein Unrecht gegen Ludmilla ihm größer, ihre Entfremdung ernster, als in der frivoleren Luft der Großstadt. Jeder Schritt erinnerte ihn hier an die alte Liebe, an einstige Schwüre der Treue.

Ludmilla's Verwandte, die kleine, alte Kathrin, öffnete ihm die Thüre des Hauses. Sie sah ihn mit vorwurfsvollem Ausdruck an; aber sie empfing ihn höflich und ehrerbietig, als den Herrn, der ein Recht hat, sein Eigenthum zu betreten.

„Ludmilla ist ausgegangen," sagte sie, indem sie ihn in das Zimmer geleitete, aus dem ihm ein jauchzendes Stimmchen entgegen drang. Es ward ihm weich um's Herz, als er dem kleinen Mädchen über die feinen, blonden Härchen strich und die braunen Augen, die ihn an seine eigenen gemahnten, ihm groß und klar entgegenschauten, während das Mündchen sich zu ängstlichem Weinen verzog.

Die Verwandte nahm das Kind wieder auf den Arm und ging, leise singend, mit ihm auf und ab. Er öffnete die Thüre des Nebenzimmers. Die alten Möbel grüßten ihn wie Bekannte aus jenen Tagen, da er als Bräutigam neben Ludmilla gesessen hatte; aber das Gemach machte mehr als damals den Eindruck warmen Behagens. Eine Decke am Fenster schloß die Zugluft aus; hinter den Vorhängen sah man die weite, weiße Landschaft sich dehnen;

auf dem Tischchen lagen Bücher und eine Handarbeit, Alles sah recht wie eine friedvolle Heimstätte aus, und es wollte ihm fast scheinen, als habe sich die Bewohnerin hier wohl gefühlt in ihrer Einsamkeit. Es ward ihm ganz beklommen zu Muthe, ein Zweifel stieg in ihm auf an der verzeihenden Liebe, auf die er so sicher gebaut hatte. Da fiel sein Blick auf seine Photographie, die auf dem Schreibtische stand. Es war ein Bild aus der Studentenzeit, das erste, das er Ludmilla geschenkt und das ihr stets das liebste gewesen. Nun hatte sie es auch auf ihrer raschen Flucht von ihm mitgenommen und in der Nähe bewahrt. Das that ihm unendlich wohl, das rührte ihn tief.

Ein Schritt kam durch den Garten. Er ging ihr entgegen. Sein Herz klopfte nun mit einem bangen Schlag.

Sie ward sehr bleich, als sie sich ihm so unvermuthet gegenüber sah. Er fand den Ausdruck ihres Gesichtes verändert. Eine stille Würde lag auf ihren Zügen, und die ängstliche Schüchternheit, die in der Stadt auf ihr Wesen gedrückt hatte, schien gewichen. Auch beherrschte sie rasch ihre Verwirrung und reichte ihm mit einer ganz vornehmen Ruhe die Hand.

„Du wolltest Dich nach dem Kinde umsehen, Robert? Gottlob, es ist frisch und gesund," sagte sie, indem sie Hut und Mantel ablegte. Sie schickte sich an, die Kleine der Verwandten abzunehmen, aber er faßte nochmals ihre Hand.

„Laß uns in Ruhe und allein mit einander sprechen, Ludmilla," sagte er leise.



Sie schritt ihm voran in das Nebenzimmer, er folgte ihr und schloß die Thüre.

„Ich kam nicht zu dem Kinde nur," begann er sehr bewegt. „Ich kam zu Dir, vor Allem zu Dir! Ich will nichts leugnen, nichts beschönigen. Ich war nicht gut gegen Dich, und Du hattest ein Recht, mich zu verlassen. Ich bin bereit zu der rückhaltlosesten Beichte; ich schäme mich nur, daß das glatte Gesicht und die kokette Art einer schönen Frau die Macht hatten, mich meinem Heim, Dir und meiner ganzen Vergangenheit auf eine Weile zu entfremden. Aber wenn Du wüßtest, mit welchem Widerwillen ich mich nun von dieser Schönheit abgewendet habe, Du würdest Dir sagen, daß der Sturm, in dem meine Treue wankte, sie nur stärker befestigt hat und auf immer. Aber ich verlange nicht, daß Du heute schon begreifst, wie diese Gefahr zwischen uns möglich war, ich fordere jetzt noch keine Verzeihung. Ich möchte Dich nur bitten, heimzukehren, mir Deine Nähe, die des Kindes nicht länger zu entziehen, damit ich wieder gut gegen Dich sein und Dich durch Liebe zurückgewinnen kann."

Sie hatte ihn angehört, ohne sich zu regen. In dem Blick, mit dem sie nun das Gesicht zu ihm wendete, lag eine ernste Ruhe, die aus ihrem Innersten zu kommen schien, der Ausdruck einer großen Entsagung, die sie stark machte und jedem Kampf entrückte.

„Was Du nicht von mir fordern wolltest, Robert, vermag ich Dir zu geben. Ich begreife, daß eine so glanzvolle, Frauenschönheit Dir die Sinne verwirren konnte, daß mein Bild neben solchem Reiz verblaßte. Ich habe

mir auch Mühe gegeben, zu verzeihen. Dagegen kann ich Deine Bitte nicht erfüllen, kann nicht in die große Stadt zurückkehren. Ich habe da zu viel gelitten. Hier bin ich ruhig geworden. Ich warte nicht mehr, wie früher, mit Ungeduld auf das Glück. Ich weiß, daß es nicht kommen wird. Aber ich habe gelernt zu verzichten, und brauche daher vor keiner Enttäuschung mehr zu zittern. Wer weiß, ob ich in Deiner Nähe dieselbe Kraft besäße. Darum, bitte, laß mich meine Pflicht an dem Kinde erfüllen und in meiner stillen Heimath bleiben. Gönne mir den endlich errungenen Herzensfrieden!"

Er saß vor ihr mit düsterem Gesicht und verrieth ihr nicht, wie wehe ihm ihre Worte thaten. Seit einem Jahrzehnt war Ludmilla's treue Anhänglichkeit, Ludmilla's Hingebung ein Besitz für ihn gewesen, der ihm sicher dünkte, wie die Heimathluft. Daß sie sich ihm entziehen wollte, daß sie die Kraft hatte, ein Leben ohne ihn erträglich zu finden — er faßte es nicht.

„Ich sehe, Ludmilla, das Unmögliche ist geschehen: Du hast die Liebe zu mir verloren!" sagte er bitter.

„Nein," gab sie zurück, und ihre Augen schauten von ihm fort, als suchten sie nicht ihn, sondern eine ferne, theure Gestalt. „Diesen Robert habe ich noch immer lieb!" Sie deutete auf das Bild auf dem Schreibtische. „Die Sehnsucht nach Dir aber habe ich überwunden."

Er erhob sich gekränkt. Er war zu stolz, um nach dieser Abwehr, die ihm eisig an's Herz rührte, ein bittendes Wort zu finden. Sie kehrten zu dem Kinde zurück und plauderten in jener schonungsvoll förmlichen Weise,

die für Menschen, die sich schrankenlos nahe gestanden, ein qualvolles Unbehagen in sich trägt. In Robert steigerte sich mit jeder verrinnenden Stunde die Unzufriedenheit, mit ihr, mit sich selbst. Er hätte ihre Weigerung, mit ihm zu kommen, viel strenger abweisen müssen. Vor jedem Ehegesetz war nun sie die Schuldige, er der Schuldlose. Er hatte in Gedanken gefehlt; sie in der That, die jeder Richter verurtheilen mußte.

Vor der Abfahrt versuchte er noch einmal ernste Vorstellungen. „Ich wollte Dich nur fragen, Ludmilla," sagte er in mühsam beherrschter Erregung, „ob Du's nicht satt bekommen wirst, unsere Ehe dem Gerede der Menschen preiszugeben durch diese fortgesetzte Trennung?"

Sie schwieg eine Weile. Dann erwiederte sie, mit mehr Bitterkeit als am Morgen: „Hier, an dieser Stelle war's, Robert, wo ich Dir Deinen Verlobungsring zurückgab. Damals hatte ich nur die Ahnung, daß ich in Deiner Nähe nur geduldet sein würde. Jetzt habe ich die Gewißheit, Dir zur Last zu fallen. Nicht die Eifersucht, sondern dieses entsetzliche Bewußtsein hat mich von Dir fortgejagt."

„Ich schwöre Dir's, Ludmilla, Du warst mir nie zur Last, niemals!"

„Wirklich?" versetzte sie mit zitternden Lippen. „Es schien mir nicht so in einer Stunde, die mir unverwischbar vor Augen steht. Auf daß solche Stunde mir nicht wiederkehre — bleibe ich, wo ich bin!"

Es klang fest und herbe von ihren Lippen. Er ging von ihr mit dem festen Entschluß, sie nun lange auf ein Wiedersehen harren zu lassen.

Sie sollte glauben lernen an den Ernst dieser von ihr geforderten Trennung.

Aber die Ausführung dieses Vorsatzes ward ihm schwerer, als er gedacht. Er sah immerfort die ruhige Gestalt vor sich stehen, die ihm an der Schwelle des kleinen Hauses Lebewohl gesagt, mild und freundlich, aber doch so fremd und fern, als läge ein Weltmeer zwischen ihnen. Jenem zarten, schwärmerischen Mädchen, mit dem er den ersten Kuß getauscht, glich Ludmilla freilich nicht mehr. Aber auch nicht der verblaßten, von Sehnen vergrämten Braut, die er wiedergefunden. Sie war nun eine stattliche Frauenerscheinung mit wieder aufgeblühter Frische und mit einer Hoheit auf der Stirne, die sie nie vorher besessen hatte. Oder sah er sie nur mit anderen Augen an? So lange sie demüthig und anspruchslos zu ihm emporgeschaut, war ihre Liebe ihm alltäglich, ihr Wesen fast kleinlich eng erschienen. Ihr Widerstand erst verrieth ihm ihre Kraft und ihre Kälte die Tiefe ihres Gefühls. Immer heißer drängte sich ihm der Wunsch in den Vordergrund seiner Gedanken, ihr das Geständniß zu entreißen, daß ihre Sehnsucht nach ihm nicht erloschen, daß sie nur verborgen sei, und er bezwang sein Verlangen nach einem Wiedersehen, weil er hoffte, daß sein langes, stummes Fernbleiben ihr Entgegenkommen fördern, seine endliche Wiederkehr ihr einen Freudenschrei entlocken würde.

Aber er täuschte sich. Es war Frühling geworden, als er sich endlich wieder die Fahrt nach Wallheim gestattete. Ludmilla saß in der Laube, als er ankam. Aber ihr Gesicht schien nicht bleicher, nicht friedloser, als das letzte



Mal. Keine freudige Ueberraschung grüßte ihn aus ihren Augen. Sie reichte ihm die Hand wie einem Fremden, der nicht mehr zu ihrem Dasein gehört. Sie hatte ihn entbehren gelernt. Er aber, er begehrte ihrer, er wußte es in dieser Stunde. Es war öde Fremde um ihn, wo sie nicht weilte, und er wollte nichts mehr von der Welt, als wieder eine Heimstätte haben an diesem treuen Frauenherzen. „Du hast sie verloren," ging's ihm klagend durch den Sinn, als er unter Vogelgezwitscher, unter leuchtenden Frühlingswölkchen nach der Bahn zurückschritt, ohne daß ein erlösendes Wort ihm das Herz befreit hätte.

Am anderen Morgen sah er Dolly im offenen Wagen vorüberfahren. An ihrer Seite saß der junge Ausländer, den er schon einmal im Gespräch mit ihr beobachtet hatte. Sie blickte Robert mit einer herausfordernden Miene an und dankte kühl auf seinen förmlichen Gruß. Er empfand nur noch einen Eindruck der Verachtung und des Zornes. Auch die Nachricht, die er von Doktor Schmidt vernahm: Dolly's Gatte sei gestorben, sie lasse als reiche junge Wittwe nun ihrem Uebermuth frei die Zügel schießen, berührte ihn nur wie aus einer fernen Welt. Er verlangte nicht mehr nach Abenteuern. Er begehrte nach Frieden. Er hatte Sehnsucht nach dem kleinen Hause, in dem sein Kind heranwuchs, zum Leben erwachte, in dem eine ernste Frau den Trost der Einsamkeit suchte. Wo war das Zauberwort, das Ludmilla das alte Vertrauen zurückgab, welches Opfer konnte er ihr bringen, um sie zu überzeugen?

Mit fragenden Augen sah Ludmilla ihn an, als er am nächsten Feiertag wieder vor ihr stand. Sie lehnte am

geöffneten Fenster, zu dem die Sonnenlichter hereintanzten, vor dem die Schwalben hin und her flatterten. Die alte Kathrin war in der Kirche. Das Kind schlief nach dem Bade in seinem Wägelchen draußen im Freien. Ludmilla fing an, von dem kleinen Mädchen zu sprechen, das sein erstes Wörtchen gelallt und den ersten Gehversuch unternommen hatte. Allmählig aber versiegte auch der für eine Mutter so reiche Unterhaltungsstoff über das Kind. Das peinliche Schweigen, das bei seinem letzten Besuch wie ein Alp auf ihnen gelastet hatte, trat wieder ein. Er blätterte in einem Buche, ging im Zimmer umher, während sie an dem Weißzeug weiter nähte, das sie an ihr Nähtischpolster angesteckt hatte.

„Du findest dieses Verhältniß zwischen uns also erträglich?" brach's ihm plötzlich leidenschaftlich von den Lippen.

Sie bückte sich tiefer auf die Arbeit herab.

„Warum zwingst Du uns so häufig zu solch' quälendem Zusammensein?" frug sie mit einiger Unruhe in der Stimme.

„Warum, warum?" rief er heftig. „Siehst Du denn nicht, fühlst Du denn nicht, daß ich Sehnsucht nach Dir habe, daß ich nicht wegbleiben kann, daß ich Dich zurück haben will, Ludmilla, zurück haben muß?"

Sie hob das Gesicht zu ihm empor. Ihre Augen wurden größer, glänzender, als schauten sie ein Wunder, ein lange nicht mehr geglaubtes. Er blickte sie an, wie seit Jahren nicht mehr, so wie damals in den Jugendtagen des Glücks. In seiner Stimme war jener überzeugende Herzenston, nach dem sie sich so namenlos, so hoffnungslos gesehnt hatte.



So stark sie im Entbehren gewesen, nun kam's wie ein Schwindel über sie und sie zitterte heftig, als er nun näher an sie herantrat und ihr die Hand auf die Schulter legte.

„Kannst Du denn nicht verzeihen, vergeben, vergessen?" flehte er. „Bist doch mein Weib, Ludmilla, sollst es wieder sein — die Einzige sein und bleiben — immer, immer! Ich weiß es ja, Keine ist edler, treuer, hingebender, Keine verdient so geliebt zu werden, als Du! Willst Du einen Beweis, daß ich nichts mehr vom Leben verlange, als Dich und unser Zusammensein? Meine Ernennung zum Amtsrichter steht bevor. Ich habe an maßgebender Stelle den Wunsch eingereicht, auf das Land versetzt zu werden. Glaub' mir, dieser Bitte wird man Folge leisten. Du sollst also nur für kurze Zeit in die große Stadt zurück, die Dir zuwider ist, sollst in Zukunft Stille und Einsamkeit haben, so viel Du willst."

Er suchte ihr Gesicht dem seinen zuzuwenden, aber sie schüttelte noch immer abwehrend den Kopf.

„O, das wirst Du bereuen — so bald — so bald! Bring' mir kein Opfer. Nur keine neue Enttäuschung. Es thut zu weh, zu weh."

„Nein, Ludmilla," fuhr er fort, sich leidenschaftlicher an sie herandrängend. „Was ich jetzt für Dich empfinde, das bleibt. Glaub' mir's. Das sitzt fest da drinnen. So lieb hatte ich Dich nie, auch damals nicht, als wir im einsamen Wald uns zum ersten Male küßten. Jetzt kann ich Dir mit dem Ernst des gereiften Mannes sagen: ich bin arm, bettelarm ohne Dich!"

Nun schlug sie die Augen zu ihm auf und ihre alte Liebe lag wieder in dem Blick.

„Von dieser Stunde hatte ich geträumt, Robert, ein ganzes Jahrzehnt, meine ganze Jugend lang," sagte sie leise, während er den Kopf auf ihre Schulter, an ihr Herz drückte in seligem Gefühl der Geborgenheit wie ein Friedloser, der eine sichere Rast wiedergefunden hat.

Sie blieben während des ganzen Tages allein wie Neuvermählte. Die gutherzige Verwandte, der Ludmilla ein Wort von der Versöhnung zuflüsterte, als sie von der Kirche heimkehrte, hielt sich scheu von ihnen fern, als passe ihr vergrämter Anblick nicht für die Glücklichen. Sie saß bei dem Kinde und sang ihm leise mit einem wehmüthigen Stimmchen eine alte Weise, in der die Worte wiederkehrten:

„O Liebe, du seliges Wunder!"

Die einsame, alte Kathrin! Ihr war die Liebe ein fremdes Wunder geblieben.

An dem Tage hat Ludmilla das reichgestickte Tischtuch aus dem Schrank genommen und es zum ersten Male über den Tisch gebreitet, an dem sie mit ihrem Gatten saß.

Sterbende Herrscher.

Historisches Skizzenblatt

von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Der natürliche Zielpunkt, der dem Dasein jedes Menschen gesteckt ist, der Tod, der uns auch bei dem unbedeutendsten Weltbürger mit einer gewissen heiligen Scheu erfüllt, ist selbstverständlich bei den Großen und Mächtigen der Erde von ganz besonderem Interesse. Nicht nur, daß es sich dabei um einen historischen Akt handelt, der oft eine gewaltige Wendung der Dinge nach sich zieht, es wohnt ihm auch je nach der betreffenden Persönlichkeit und der Art und Weise, wie diese dem Tode entgegengeht, eine psychologische Bedeutsamkeit inne. Unwillkürlich bringt man den Abschluß mit dem vorausgegangenen Leben in Zusammenhang und sucht in den letzten Aeußerungen des Sterbenden gewissermaßen das Spiegelbild seines Charakters, das Facit seiner ganzen Weltanschauung. Ist das nun auch nicht immer zutreffend, denn oft sind es zufällige Umstände, die hier mit eingreifen, so behält das Ableben jener Männer, die auf den Höhen der Menschheit gewandelt und in deren Hände das Schicksal ganzer Völker gelegt war, gleichwohl

ein außerordentliches Interesse. Wir glauben daher, daß uns der freundliche Leser auf dem nachfolgenden Streifzug durch die Geschichte der sterbenden Herrscher gern sein Geleite geben wird.

Welch' eine Mannigfaltigkeit der Erscheinungen tritt uns da entgegen. Wie verschiedenartig stellen sich die Machthaber dieser Welt dem allbeherrschenden Tod gegenüber!

Rudolph von Habsburg glaubte dem Bewußtsein seiner Würde auch noch in der letzten Stunde seines Lebens Ausdruck geben zu sollen. Als er im Juni 1291, durch die Abnahme seiner Kräfte an sein Ende gemahnt, sich nach Speier aufmachte, um dort, an der Gruft seiner Vorfahren, seine Auflösung zu erwarten, erreichte er nur noch die Burg Germersheim, wo man ihn sterbensmatt vom Pferde hob und in die Kirche brachte. Er setzte sich auf einen Stuhl und faltete die Hände. Plötzlich aber erhob er sich. „Ein König," rief er aus, „muß stehend sterben!" und, auf drei Ritter gestützt, verschied er. Der alte Kaiser Vespasian in Rom war zwölfhundert Jahre vorher mit einem ganz ähnlichen Ausrufe aus der Welt gegangen. Noch drastischer machte es der deutsche Kaiser Sigismund: im kaiserlichen Schmucke auf dem Throne sitzend, erwartete er sein Hinscheiden, das am 9. Dezember 1437 in Znaym erfolgte.

An schroffen Gegensätzen hierzu fehlt es nicht, und die Zahl der gekrönten Häupter, die in ihrer letzten Stunde unter dem Eindruck der Nichtigkeit alles Irdischen standen, dürfte weit größer sein. Man braucht dabei noch nicht an Ludwig den Heiligen (gest. 25. August 1270) zu



denken, der zum Zeichen, daß er sich einem gewöhnlichen Staubgeborenen gleich achte, sein Sterbebette mit Asche bestreuen ließ; wohl aber fällt uns hier Kaiser Maximilian I. ein. Als er fühlte, daß es zu Ende mit ihm ginge (12. Januar 1519), legte er mit eigener Hand sein Todtenhemd an und erwartete in frommer Ergebung den letzten Augenblick. Kurz vorher noch hatte er eine tiefe Kränkung erfahren. Als er auf seiner letzten Reise nach Innsbruck kam, weigerten sich die Bürger, denen er noch Zehrungskosten für seinen Hofstaat schuldete, seine Wagen und Pferde aufzunehmen, und ließen dieselben trotz der rauhen Witterung die ganze Nacht hindurch auf der Straße stehen. Das konnte damals auch einem Kaiser passiren.

Daß Karl V. nach seinem thatenreichen Leben die Krone niederlegte und den Rest seiner Tage in dem Kloster St. Just bei Placencia verbrachte, ist allbekannt. Das feierliche Todtenamt aber, das er seiner im August 1558 verstorbenen Schwester Eleonore veranstaltete, brachte ihn auf den Gedanken, noch bei Lebzeiten sein eigenes Leichenbegängniß halten zu lassen und sich wie ein Todter in den Sarg zu legen, wodurch er so erschüttert wurde, daß seine Kräfte sichtlich dahinschwanden, und er bereits wenige Wochen nachher, am 21. September, verschied.

Tragikomisch muß das Ende Nero's genannt werden, der, ehe er sich selbst den Todesstoß versetzte, unter Thränen einmal über das andere in die Worte ausbrach: „Ach, welch' ein Künstler stirbt in mir!" — Das Alterthum hat überhaupt selbst unter seinen guten Herrschern Fälle seltsamer Art des letzten Abschieds zu verzeichnen. So ließ

sich Kaiser Augustus in der Stunde seines Todes einen Spiegel bringen und sein Haar ordnen. Darauf hieß er seine Freunde eintreten und sprach: „Habe ich die Rolle meines Lebens gut gespielt, so klatscht mir Beifall!"

Welch' ein trauriges Gefühl mag es sein, an der Spitze eines großen Volkes stehend, am Ende seiner Tage auf ein verfehltes Leben zurückblicken zu müssen! Philipp II. von Spanien klagte sich in der Stunde seines Todes selbst an, seinen ehrgeizigen Plänen unnütz 20 Millionen Menschen und 600 Millionen Dukaten geopfert zu haben. Und dabei mußte er sich gestehen, daß er nichts von Allem erreicht, wonach er getrachtet, daß sein ganzes Streben ein verfehltes, sein ganzes Wirken ein verlorenes gewesen sei. Am 13. September 1598 befreite ihn der Tod von seinem namenlosen Leiden.

So erlag ferner König Heinrich IV. von England am 20. März 1413 einer Geisteskrankheit, in die er, gefoltert von Gewissensbissen und in der beständigen Furcht, die Krone zu verlieren, verfallen war.

Welch' eine gewaltige Wendung des Geschickes hatte Napoleon Bonaparte durchgemacht, als er am 5. Mai 1821 auf St. Helena während eines furchtbaren Sturmes seine Augen für immer schloß. Die ganze Tragödie seines Lebens liegt in seinen letzten Worten: „Rien à mon fils que mon nom! — Nichts hinterlasse ich meinem Sohne, als meinen Namen!"

Mit dem Ausdrucke der Reue endete auch Rudolph von Schwaben, der Gegenkönig Heinrich's IV. Nachdem er am 15. Oktober 1080 in der Schlacht bei Mölsen

unweit Merseburg die rechte Hand verloren und auf den Tod verwundet worden war, rief er, das abgetrennte Glied betrachtend: „Mit dieser Hand hatte ich meinem König und Herrn Treue geschworen.“ Am folgenden Tage starb er. Die verdorrte Hand wird noch heute im Dome zu Merseburg in einem Futterale aufbewahrt. Ganz mit sich und der Welt zerfallen endete Ludwig IV., genannt der Schöne, König von Frankreich. Gefoltert von Gewissensbissen und belastet mit dem Hasse seines Volkes, beschwor er noch vor seinem Tode seinen Sohn Ludwig, das viele Unrecht, das er im Leben begangen, möglichst wieder gut zu machen. Noch entsetzlicher aber gestalteten sich die letzten Tage Karl's IX. Seit der blutigen Bartholomäusnacht, die er in Scene gesetzt, hatte er keine ruhige Stunde mehr. Schreckliche Träume riefen ihm die Gräuel zurück, er sah verstümmelte Leichen und Ströme von Blut, Gewimmer und Todesgeschrei tönten ihm beständig in den Ohren. Um Ruhe zu finden, reiste er von Ort zu Ort und umgab sich mit Musikchören, die ihm aufspielen mußten, damit er jene Stimmen nicht mehr höre — Alles vergeblich. Die innere Angst verzehrte ihn vollends und so starb er, noch nicht 24 Jahre alt, am 30. Mai 1574. Das „Ende mit Schrecken“ ist freilich in diesem Falle ebenso wenig zu verwundern, wie bei dem gekrönten Blaubart Heinrich VIII. von England, der von seinen sechs Gemahlinnen zwei dem Henkerbeil überlieferte und unzweifelhaft auch die sechste, Katharina Parr, hätte hinrichten lassen, wenn es ihr nicht gelungen wäre, sich durch List zu retten. Er lebte schließlich selbst in

beständiger Todesfurcht und wankte, von schrecklichen Wahngebilden verfolgt, dem Grabe zu (gest. 1547).

Nach solchen trüben Bildern thut es wohl, den Blick auf Beispiele entgegengesetzter Art zu richten, und auch an solchen fehlt es in der Geschichte nicht. Als Heinrich I., einer der Edelsten, welche je den deutschen Königsthron geschmückt haben, sein Ende herannahen fühlte, ließ er seine Gemahlin Mathilde rufen. Ihr galt sein letztes Wort. „Ich danke Gott," sagte er, „daß ich Dich lebend zurücklasse. Keiner hatte wohl ein treueres, in allem Guten erprobteres Weib, als ich. Hab' Dank, daß Du mich im Zorn gemäßigt, mich stets weise berathen, von Unbilligkeit mich oft zur Gerechtigkeit zurückgeführt und mich gelehrt hast, mich der mit Gewalt Unterdrückten zu erbarmen. Ich empfehle Dich und unsere Kinder dem Schutze des Allmächtigen." Heinrich starb am 2. Juli 936.

Nicht allzu häufig sind ja leider die fürstlichen Häuser, in denen ein glückliches Ehe- und Familienleben gedieh. Wie elend und verlassen starb z. B. Ludwig XIV., der bei seinen Lebzeiten das vielbeneidete Musterbild der Herrscher ganz Europa's gewesen. Als man nicht mehr an seinem Tode zweifeln konnte, zogen sich allmählig Alle von ihm zurück und wandten sich dem Herzoge von Orleans, dem muthmaßlichen Regenten, zu. „Als ich noch König war!" hörte man daher Ludwig in seinen letzten Stunden wiederholt klagen. — Auch Eduard III. von England beschloß 1377 seine Tage einsam, von seinen Freunden und Dienern verlassen. Durch Prunksucht, Mißtrauen und Willkür hatte er sich die Liebe seines Volkes ver-

scherzt, und daß er nach dem Tode seiner edlen Gemahlin Philippa in Abhängigkeit von einem launenhaften Weibe, der Alice Perries, gerathen war, hatte ihn vollends verächtlich gemacht.

Von richtiger Selbsterkenntniß zeugte das Verhalten Franz I. von Frankreich in der Stunde seines Todes. Er ließ seinen Sohn Heinrich kommen und ermahnte ihn, seine Tugenden, aber nicht seine Laster nachzuahmen und das Volk nicht zu drücken.

Häufig zeigt sich das Bedürfniß, mit Gott und der Menschheit versöhnt aus der Welt zu scheiden. Als Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, mitten unter den Stürmen des Bauernkrieges, 1525, das Zeitliche segnete, standen seine Diener um sein Sterbelager. „Liebe Kindlein," sprach er zu ihnen, „wenn ich einen von Euch mit Worten oder Werken erzürnt habe, so bitte ich Euch, mir's um Gottes willen zu vergeben; wir Fürsten thun armen Leuten allerlei Beschwerung, was nichts taugt." — So weiß man auch von Kaiser Joseph II., daß er vor seinem Hinscheiden (20. Februar 1790) nicht nur von seinen Freunden, sondern auch von seinen Dienern rührenden Abschied nahm und sie um Verzeihung für Alles bat, womit er ihnen etwa weh gethan haben möchte.

Hier müssen wir auch an Richard Löwenherz denken, der mit einem Akte seltener Großmuth endete. Bei der Belagerung des Schlosses Galuz traf ihn 1199 unter auffallenden Umständen der Pfeilschuß, an dem er um's Leben kam. Bald darauf wurde das Schloß genommen, und der Schütze, Bertrand Gourdon mit Namen,

ermittelt. Richard ließ sich denselben, ehe er starb, vorführen und fragte ihn, warum er ihn habe tödten wollen. Offen und ehrlich erwiederte Jener: „Ihr habt meinen Vater und meinen Bruder erschlagen und trachtet auch mir nach dem Leben; was hätte mich abhalten sollen, Euch ein Gleiches zu thun? Hatte ich nicht Ursache, Euch zuvorzukommen?" Der sterbende König gab ihm Recht, verzieh ihm und befahl großmüthig, daß man ihn ungekränkt ziehen lassen solle. Leider befolgten seine Leute diesen Befehl nicht Der Hauptmann der Söldnerschaar des Königs ließ ihn heimlich wieder aufgreifen, auf's Grausamste martern und dann aufhängen.

Wie viele Herrscher sind eines gewaltsamen Todes durch Mörderhand gestorben! Wir erinnern beispielsweise nur an Philipp von Schwaben, der 1208 durch Otto von Wittelsbach erstochen wurde; an König Albrecht I., der am 1. Mai 1308, von einer fröhlichen Tafel aufstehend, bei Windisch an dem Flusse Reuß einer Schaar Verschworener zum Opfer fiel und in dem Schoße einer armen alten Frau, die, am Wege sitzend, die gräßliche That mit angesehen hatte, sein Leben aushauchte. Wir verweisen ferner auf Heinrich III. von Frankreich, dem Letzten aus dem Hause Valois, der, erst 38 Jahre alt, 1589 durch Jacques Clement erdolcht wurde; an Heinrich IV. von Frankreich ferner, dem im Jahre 1610 auf offener Straße, während er im Wagen saß, ein fanatischer Mensch, Namens Ravaillac, den Todesstoß versetzte.

Selbst von dem Richtbeil des Henkers sind bekannt-

lich gekrönte Häupter nicht verschont geblieben. Wir denken hier zunächst an **Karl I.** von England, der als Opfer seines Parlaments auf dem Schaffot endete (30. Januar 1649) und mit den Worten schied: „Ich gehe von einer verwelklichen Krone zu einer unverwelklichen." Und wer gedächte hier nicht an **Ludwig XVI.**, der am 21. Januar 1793 die Guillotine besteigen mußte und, nachdem er wiederholt seine Unschuld betheuert, nur noch den einen Wunsch hatte: „Möge mein Blut das Glück Frankreichs befestigen!"

Manche beschlossen auch ganz unerwartet und doch anscheinend auf natürlichem Wege ihr Dasein. So Kaiser **Ludwig der Bayer**, der 1347 auf der Bärenjagd mit den Worten: „Gott verzeih' mir armem Sünder!" entseelt vom Pferde sank, so daß man ihn für vergiftet hielt, ohne daß es zu erweisen oder auch nur wahrscheinlich gewesen wäre. Der römische König **Wenzel**, der über die Kunde von blutigen Auftritten zwischen Ziska und den Prager Rathsleuten so von Zorn ergriffen wurde, daß ihn der Schlag traf, hatte doch noch Zeit, seine Angelegenheiten zu ordnen; er starb erst einige Wochen darauf, am 16. August 1419.

Wie endlich auch die wohlwollendsten und besten Herrscher vor einem schrecklichen Tode nicht sicher sind, das haben wir Alle ja in einigen erschütternden Beispielen selbst erfahren. Kaiser **Alexander II.** von Rußland, der Aufheber der Leibeigenschaft, starb, von Dynamitbomben der Nihilisten entsetzlich verstümmelt, am 13. März 1881; der geniale König **Ludwig II.** von Bayern suchte, zer-

rütteten Geistes, den Tod in den Wellen des Starnberger See's am 13. Juni 1886.

Alle diese Beispiele lehren uns auf's Eindringlichste, daß, welche Kluft Rang und Geburt auch zwischen Mensch und Mensch geschaffen hat, im Grunde doch kein so großer Unterschied in den Schicksalen vorhanden ist, als man im Allgemeinen glaubt, und daß auf dem Todtenbette selbst der mächtigste und stolzeste Herrscher nur ein armer Sterblicher ist, den alles königliche Machtbewußtsein weder von den Qualen des Gewissens, den Leiden des Körpers und Geistes, noch selbst vor dem Ende des verurtheilten Verbrechers schützen kann.

Eine Reise durch die Sternenwelt.

Astronomische Skizze

von

Paul Tunsch.

(Nachdruck verboten.)

Obgleich das Kulturleben der Neuzeit durch den großartigen Aufschwung der Wissenschaft und Technik zu einer immer höheren Stufe der Vollkommenheit sich entfaltet, ist es doch unverkennbar, daß sich die Menschen immer mehr dem Pessimismus zuwenden, jener Geistesrichtung, welche das Leben auf unserem schönen Planeten sehr schlecht

findet. Da kommt Einem unwillkürlich die Frage in den Sinn, ob es denn nicht irgendwo im Weltall bessere und schönere Welten gibt, als unsere Erde, eine Frage, die sich der freundliche Leser gewiß schon selbst gestellt hat, wenn er den Sternenhimmel mit den Tausenden und Abertausenden geheimnißvoll herniederflimmernder Sterne bewunderte. Deshalb bitte ich den Leser, mit mir eine Phantasiereise durch die Sternenwelt zu unternehmen und sich so an Ort und Stelle selbst über diese interessante Frage Aufklärung zu verschaffen.

Nachdem wir uns über die gegenwärtige Stellung der Gestirne im Weltraume genau unterrichtet haben, damit wir den Kurs unserer Himmelsreise darnach richten können, wollen wir dieselbe sogleich beginnen.

Zunächst wollen wir unser nächstes Gestirn — den Mond besuchen. Kaum haben wir unseren Willen darauf gerichtet, so trägt uns auch schon die Phantasie auf ihren Flügeln mit Zauberschnelle durch die nächtlichen Wolkenmassen der Erdatmosphäre. Es ist gerade Vollmond und derselbe beleuchtet die letzten flatternden Streifen der Erdlufthülle. Wir sind mitten im Weltraum! Eine furchtbare Stille herrscht in dem ungeheuren Raume, der uns von allen Seiten umgähnt und in dem wir die Sonne und Sterne, ihres Strahlenglanzes entkleidet, als in nie gesehenem, wunderbarem Glanze ruhig leuchtende Scheiben erblicken. Da wir aber mit Gedankengeschwindigkeit fliegen, haben wir schon den größten Theil des durchschnittlich 400,000 Kilometer betragenden Weges zum Monde zurückgelegt. Dieser erscheint uns riesengroß und immer

größer. Bald sind wir am Ziele und langen auf der Mondoberfläche an.

Verwundert blicken wir um uns. Unsere Füße stehen auf einem felsigen Boden, der unzählige Spalten und Risse zeigt. Ringsum erblicken wir wildzerklüftete Gebirge. Da wir in unserer Umgebung nichts Auffälliges wahrnehmen, wollen wir den nächsten Berggipfel ersteigen, um uns umzusehen; jedoch wie wir vorwärts schreiten, kommen wir uns sonderbar leicht vor, ja wir fliegen mehr, als wir gehen, denn unsere Schritte sind weite Bogensprünge. Dies erklärt sich dadurch, daß der Mond viel kleiner als die Erde ist, und darum eine weit geringere Anziehungskraft besitzt wie diese, so daß wir hier nur etwa den sechsten Theil wiegen, wie auf der Erde. Mit Leichtigkeit haben wir daher den Bergkegel erklommen und blicken nun weit umher. Aber so weit unser Auge reicht, sehen wir nichts als gigantische Berge, deren kahler Fels keine Vegetation und auch keine lebenden Wesen zu beherbergen scheint. Wenn wir hier schöne Wälder und üppige Fluren vermutheten, so sind wir gründlich enttäuscht: überall nur dieselbe todesstarre Felseinöde. Hier murmelt kein Bach durch grüne Gelände, hier flüstert kein Wind durch schwanke Zweige, hier unterbricht kein Thierlaut die Grabesstille, in der wir nicht einmal unsere eigene Stimme vernehmen. Dies kommt daher, daß hier so gut wie gar keine Luft ist, denn die Mondatmosphäre ist 300mal schwächer als die Atmosphäre der Erde. Daher auch die schreckliche Stille, weil keine Luft den Schall fortleitet; daher aber ist auch kein Wasser hier oben, weil dasselbe ohne Luft sofort ver-

dunstet; und wo nicht Luft und Wasser ist, kann auch Leben nach unseren Begriffen nicht bestehen.

Weil wir ziemlich in der Mitte der beleuchteten Mondhalbkugel abgestiegen sind, fühlen wir jetzt eine furchtbare Hitze, gegen welche die Tropenhitze auf der Erde nur lau erscheint. Kein Wunder, denn der Tag dauert auf dem Monde volle 14 Erdentage, und die Sonne erhitzt während dieser Zeit die Mondoberfläche ungeheuer. Wir wenden uns daher nach dem Rande der beleuchteten Mondkugel auch schon deshalb, weil wir uns da die geheimnißvolle Rückseite des Mondes, welche den Erdbewohnern nie zu Gesicht kommt und nicht wenig Kopfzerbrechen macht, betrachten können. Während wir nun fortwährend über Bergzüge hinwegfliegen, fällt uns deren eigenthümlich übereinstimmende Form auf. Sie zeigen alle ringförmige Erhebungen, ähnlich den Kratern der feuerspeienden Berge auf der Erde, nur daß sie weit größer und mächtiger sind, wie diese. Hier und da zeigt das Gestein Aushöhlungen, ähnlich den durch das Wasser erzeugten Auswaschungen an den Gebirgen der Erde. Schon werden die Bergschatten immer länger, und plötzlich befinden wir uns auf der Nachtseite des Mondes. So weit wir im Dämmerlicht der Gestirne sehen, erblicken wir auch hier nichts als Berge und Klüfte in ewiger Einförmigkeit, so daß sich diese Seite des Mondes in nichts von der der Erde zugewandten Mondoberfläche unterscheidet.

Doch Halt! Was ist das? Zitterte nicht der Boden unter unseren Füßen? Da erinnern wir uns, daß der Mond keineswegs ein völlig erloschener Weltkörper, son-

dern zum Theil noch sehr vulkanisch sei: also ein Mondbeben! Das scheint uns doch zu gefährlich, und wir halten es daher für gerathen, dem Monde Lebewohl zu sagen, um uns nach anderen Gestirnen umzusehen.

Wir wollen jetzt zur Sonne, um die Mutter und Gebärerin unseres Planetensystems in der Nähe zu schauen. Kaum hat dieser Gedanke in uns feste Form gewonnen, so fühlen wir uns auch schon im Schwindelfluge fortgeführt.

Wir fliegen wieder zurück nach der Richtung, in der wir kamen, und haben dann noch die Bequemlichkeit, jenseits der Sonne in fast derselben Richtung die Planeten Merkur und Venus anzutreffen. Siehe, da schießen wir bei der Erde vorüber, welche uns nun, von der Sonne beleuchtet, einen herrlichen Anblick gewährt: wir erkennen deutlich Kontinente und Meere, über welche in wechselnden Formen Wolken hinwegziehen und die Erdoberfläche in einen zitternden Schein hüllen, so daß es aussieht, als ob ganze Welttheile Ballet tanzten, während sich in den äußersten Dunstschichten der Erde das Licht der Sonne in farbigen Strahlen bricht.

Daß wir uns dem großen, rund 149 Millionen Kilometer entfernten Tagesgestirn nähern, merken wir jetzt nicht nur an seiner zunehmenden Größe, sondern auch an der stets wachsenden Hitze, welche uns denn auch endlich Halt gebietet. Wir sind jedoch nahe genug, um die Oberfläche der Sonne genau beobachten zu können. Doch wie sollen wir etwas schildern, das keines Erdenmenschen Phantasie sich völlig auszumalen im Stande ist? Der freundliche

Leser denke sich einen Weltenball, der über 1¼ Millionen mal größer ist als unsere Erde und sich in vollständiger Gluth befindet, also ein einziges ungeheures Riesenfeuer darstellt, gegen das die ganze von uns bewohnte Weltkugel etwa erscheint wie ein Kohlenstäubchen gegen ein großes Schmiedefeuer. Wie wir nun genauer hinsehen, bemerken wir, daß der Sonnenleib aus einer feurigflüssigen Masse besteht, die von einer glühend-gasförmigen Atmosphäre umgeben ist. Viele Meilen hohe Gluthwogen brausen in wildem Wirbel durcheinander und treiben mit dunklen Schlackengebilden, den Sonnenflecken, ihr Spiel, welche hier so groß erscheinen wie ganze Kontinente auf der Erde. Sie befinden sich in rotirender Bewegung, die stets zunimmt, bis sie wieder von den Gluthwogen verschlungen werden. Außerdem gewahren wir auf der Sonnenoberfläche unzählige leuchtende Punkte, welche sich zu Blättern vereinigen, aus denen dann die Sonnenfackeln entstehen. Dazu heben sich mächtige Blasen auf der Sonnenoberfläche empor, aus denen dann riesige Säulen brennender Gase viele tausend Meilen hoch in die Sonnenatmosphäre emporschießen, die sogenannten Protuberanzen der Sonne, wie diese Erscheinungen von den Erdastronomen genannt werden. Dabei befindet sich die gesammte Sonnenatmosphäre in einer stürmischen Bewegung, gegen welche die Erdorkane Kinderspiel sind.

Alles dies aber belehrt uns, daß wir es aufgeben müssen, uns auf der Sonne niederzulassen, da sie kein geeigneter Aufenthalt für uns wäre. Wir wollen daher unseren Weltenflug wieder aufnehmen und ihn in derselben Rich-

tung nach dem der Sonne nächsten Planeten, dem Merkur, fortsetzen.

Sogleich nach dieser Willensäußerung fühlen wir uns auch schon mit Blitzeseile unserem Ziele entgegengetragen, das wir denn auch, weil es verhältnißmäßig nahe und nur im mittleren Abstand 57 Millionen Kilometer von der Sonne entfernt ist, bald erreicht haben.

Merkur ist viel kleiner als unsere Erde, aus der man neunzehn Merkurkugeln machen könnte, während er nur den 14. Theil so viel wiegt, als die Erde. Deshalb ist auch Alles auf ihm nur halb so schwer, wie auf der Erde, wie wir uns durch einen Spaziergang auf ihm überzeugen könnten. Da wir aber auf ihm in der Sonne an 200 Grad Hitze ertragen müßten, weil es dort wegen der größeren Nähe der Sonne an siebenmal heißer als auf der Erde ist, unterlassen wir es lieber, um so mehr, weil wir doch dort ein Leben nach unseren Begriffen nicht finden würden. Wir wenden uns daher lieber gleich der Weiterreise zu und lassen uns mit Hilfe unseres Willensimpulses sogleich nach dem Planeten Venus entführen, welchen wir auch, nachdem wir abermals etwa 50 Millionen Kilometer in fast derselben Richtung geflogen sind, schnell erreichen.

Unter allen Planeten ist Venus anscheinend der Erde am ähnlichsten: er ist nahezu ebenso groß, sein Tag währt 23 Stunden und sein Jahr 224 Erdentage. In seiner Nähe gewahren wir jetzt auch, daß er ähnlich der Erde eine dichte Lufthülle besitzt, durch die hindurch wir deutlich hohe Gebirge, Länder und Meere unterscheiden. Doch da sind wir ja auf ihm angelangt. Zunächst bemerken

wir beim Gehen, daß er auch nahezu dieselbe Anziehungskraft wie die Erde hat. Allerdings ist es hier, wie wir jetzt fühlen, bedeutend heißer, als auf der Erde, weil die Sonne wegen ihrer größeren Nähe doppelt so warm und hell scheint. Die Venusmenschen müßten also eine Blutwärme von 60 Grad haben, eine Temperatur, bei welcher nach unseren Begriffen jedes Leben höherer Organismen aufhört. Theils dies und theils der Umstand, daß der Planet Venus wegen seiner schiefen Stellung zur Sonne einen weit krasseren Wechsel von Sommer und Winter aufweist, mag es erklären, daß wir auf ihm weit und breit nichts erblicken, was an das organische Leben der Erde erinnert, obgleich wir allerdings auch Vieles sehen, was wir uns gar nicht erklären können.

Wir ziehen daher auch von diesem Sterne unbefriedigt weiter und fliegen nunmehr, wiederum von dem Impulse unseres Willens fortgetragen, dem seiner Stellung nach nächstentfernten Planeten Mars entgegen, den wir in schräg-östlicher Richtung, nahezu 226 Millionen Kilometer von der Sonne entfernt, in seinem auffallend röthlichen Lichte vor uns erblicken.

Derselbe ist, das sehen wir schon beim Näherkommen, viel kleiner als die Erde, deren Rauminhalt er etwa nur zur Hälfte erreicht; auch ist er, wie wir wissen, nicht so dicht wie die Erde. Der Tag beträgt auf ihm 24½ Stunden, dagegen ist sein Jahr fast doppelt so lang, als das Erdenjahr, denn es beträgt 686 Erdentage. Schon können wir deutlich die ihn umgebende Atmosphäre wahrnehmen, in welcher Wolken hin und her ziehen; auch können wi

Land und Wasser auf ihm unterscheiden. Ueberhaupt scheint er in seiner physikalischen Beschaffenheit unter allen Planeten unserem Heimathsgestirne am meisten zu gleichen. Das merken wir jetzt, da wir uns auf ihm niederlassen, und wie wir sehen, auf einen völlig ebenen Landstrich auf ihm zu stehen kommen. Etwas dunkler ist es freilich hier, wie auf der Erde, auch ist es nicht so warm, aber es herrscht hier weder eine abnorme Hitze, noch eine eben solche Kälte. Wir unternehmen einen Spaziergang und bemerken, daß wir nicht halb so schwer, wie auf der Erde sind. Zu unserem Erstaunen aber sehen wir nirgends eine gebirgsartige Erhebung, sondern überall nur flaches Land, das sich wenig über den Meeresspiegel erhebt und rings um den Aequator gelagert ist. Es hängt auch gar nicht zusammen, sondern ist durch lauter schmale Meereskanäle von Norden nach Süden durchschnitten so daß das ganze Marsland aus lauter regelmäßig geformten, länglichrunden Inseln besteht, als wäre es von Ingenieuren künstlich so angelegt worden.

Sogleich fällt uns auch die Aehnlichkeit mit gleichen Gebilden am Aequator der Erde auf — die Aehnlichkeit mit Koralleninseln, jenen Riesenbauten kleiner Meerbewohner. Sollten die Marsinseln, das ganze Marsland ähnlichen Ursprungs sein? Dann wäre es erwiesen, daß hier Leben wohnt. Doch welcher Art mag dasselbe sein? Es ist uns bekannt, daß die durch die beiden Marsmonde hervorgerufenen Fluthen des Marsmeeres, welche viel gewaltiger, als die Meeresfluthen der Erde sind, das flache Marsland periodisch unter ihren Wogen begraben müssen, und wir

wissen daher, daß es nur Meeresbewohner sein können, die den Mars bevölkern, oder allenfalls Amphibien. Dies erinnert uns an jene Vorzeiten der Erde, da furchtbare Ungeheuer ihre Sümpfe und Gewässer bewohnten, welche später den Grund zu den Sagen von den Drachen und Basilisken legten. Wir stehen am Meeresufer lauschend still und können unsere wachsende Aufregung nicht bemeistern. Da — ist es ein Spiel unserer Phantasie oder Wirklichkeit? — aus dem dunklen Wogenbette hebt es sich, da, dort, zehn- und hundertköpfig! Speiend und schnaubend wälzt es sich auf uns zu, um uns zu verschlingen! Noch gelingt es uns, rasch über die Marsoberfläche emporzusteigen. Da brausen die Wasser auch schon über die Stelle hin, auf der wir soeben standen. Froh, daß wir dieses Abenteuer glücklich bestanden haben, nehmen wir unseren Weltenflug von Neuem auf und richten ihn nunmehr nach dem nächsten Planeten, dem Jupiter, zu dem wir in westlicher Richtung noch 540 Millionen Kilometer zurückzulegen haben.

Kaum haben wir uns auf den Weg gemacht, da stoßen wir plötzlich auf einen großen leuchtenden Gegenstand, der so dicht an uns vorüberfliegt, daß wir beinahe mit ihm zusammengestoßen wären. Als wir uns von unserem Schrecken erholt haben, erinnern wir uns, daß wir ja das Gebiet der sogenannten Planetoiden passiren, jener Planetchen, die, wahrscheinlich in großer Anzahl, zwischen den Bahnen der Planeten Mars und Jupiter um die Sonne kreisen. Sie sind im Verhältniß zu anderen Himmelskörpern sehr klein, indem ihre größten nur etwa 500, ihre kleinsten nur

20 Kilometer im Durchmesser haben. Deshalb betrachtet man sie auch nur als die Trümmer eines oder mehrerer großer Planeten, welche untergegangen sind; doch ist ihr Ursprung noch sehr dunkel.

Indessen haben wir uns Jupiter bedeutend genähert und gewahren schon jetzt, daß er der größte Planet unseres Sonnensystems ist. Uebertrifft er doch die Erde an Größe 1300mal. Dabei ist er jedoch nur ein Viertel so dicht wie diese. Der Tag dauert auf ihm nur zehn Stunden, sein Jahr ist dagegen fast zwölf Erdenjahre lang. Doch da sind wir ja bei ihm angelangt. Wir sinken in eine dichte, wolkige Atmosphäre. Aber, o weh! wir werden von einem ungeheuren Orkane erfaßt, der uns in rasendem Wirbel mit sich fortreißt, so daß uns fast die Sinne vergehen. Da — von einem furchtbaren Stoße erwachen wir und fühlen, daß wir auf einer eigenthümlich elastischen Masse liegen, deren Natur wir nicht erkennen können. Vergeblich suchen wir uns zu erheben, wie ein Centnergewicht lastet es auf uns — kein Wunder: da Jupiter wegen seiner Größe mehr als die doppelte Anziehungskraft besitzt, als die Erde, sind wir hier auch über doppelt so schwer. Als es uns aber mit Aufbietung unserer ganzen Kraft gelungen ist, uns aufzurichten und umzusehen, haben wir den Eindruck, als ob wir gerade zur rechten Zeit hierher gekommen wären, um den Untergang der Jupiterswelt mitzumachen. Denn die uns umgebenden Vorgänge übersteigen in ihrer Mächtigkeit unsere kühnste Erdenphantasie. Die Atmosphäre ist von ungeheuren Wirbelorkanen bewegt, die das Meer zu berghohen Wogen emporreißen, darüber ein

schwarzes Wolkengetümmel, das in fortwährenden elektrischen Entladungen Feuer speit. Dabei herrscht tiefe Dämmerung, und von der Sonne und den vier Jupitersmonden ist nichts zu erblicken. Die Astronomen auf der Erde haben daher Recht, wenn sie behaupten, daß auf der Oberfläche des Planeten Jupiter großartige Revolutionen stattfinden, welche den Erdenbewohnern ähnlich gearteten Wesen hier nicht zu leben erlauben. Wir sagen daher auch diesem ungastlichen Himmelskörper Lebewohl und wollen wieder das Flugschiff unserer Phantasie besteigen.

Doch wohin richten wir nunmehr unsere Himmelswanderung? Sollte sich denn nirgends ein Stern finden, welcher unserem Traume von einer besseren Welt entspräche? Offen gestanden, wir sind schon ein wenig entmuthigt; jedoch wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben und nun den Planeten Saturn besuchen, welcher in etwa 700 Millionen Kilometer Entfernung vor uns liegt.

Saturn ist entschieden der merkwürdigste Planet unseres Sonnensystems. An Größe der zweite (er ist dem Raume nach 780mal größer als unsere Erde), besitzt er neben seinen acht Monden auch noch einen mächtigen Ring, oder vielmehr ein ganzes System von Ringen, welche freischwebend seinen Kugelleib umkreisen. Diese Ringe erzählen uns ein Stück Weltengeschichte. Die Astronomen behaupten nämlich, daß vor vielen, vielen Jahrmillionen sich ebensolche Ringe aus den glühenden Gasmassen von dem Sonnenball loslösten und allmählig zu Kugeln aufrollten und verdichteten, als welche sie noch heute die

Sonne umkreisen. Diese Kugeln sind die Planeten. In gleicher Weise sollen dann auch die Planeten ihre Monde abgeworfen haben, und bei dieser Arbeit, so vermuthen die Himmelsforscher, ist Planet Saturn durch irgend einen Umstand gestört worden, so daß er mit der Bildung seiner Monde nicht fertig wurde, und die mißglückten Monde noch heute als inzwischen erstarrte Ringe um ihn kreisen und uns gleichsam ein versteinertes Bild der Weltentstehung liefern. Doch da wir nun gerade auf dem Saturn angelangt sind, können wir ja diese Ringe näher betrachten. Dieselben erscheinen als eine kompakte Masse und werfen auf die Saturnkugel einen scharf begrenzten Schatten. Für die Saturnbewohner sind dieselben übrigens recht unangenehm, weil sich die Sonne im Winter hinter ihnen vollständig versteckt und die eine Halbkugel in Nacht und Dunkel zurückläßt, was kein Spaß ist, da das Saturnjahr 29 Erdenjahre dauert. Dabei leuchtet und wärmt die Sonne hier ohnehin 90mal weniger, als auf der Erde. — Ob hier Leben existirt? Wir nehmen nichts wahr, was darauf schließen ließe. Auch müßten die Lebewesen auf dem Saturn, welcher aus einer Masse besteht, die nur etwa drei Viertel so dicht wie Wasser ist, von Kork sein, wollten sie sich auf seiner Oberfläche erhalten.

Da unsere irdischen, für den Saturn gar nicht berechneten Augen auf diesem Planeten nichts Sehenswerthes mehr bemerken, setzen wir unsere Reise fort, und zwar nach dem nächsten Planeten, dem Uranus, dessen mittlere Entfernung etwa 2800 Millionen Kilometer beträgt. Wir haben also vom Saturn aus noch 1400 Millionen

Kilometer zu reisen, und unsere Phantasie muß sich bereits sehr anstrengen, um uns so weit zu tragen.

Wir bemerken schon von Weitem, daß dieser Wandelstern nicht so groß wie Jupiter und Saturn, jedoch noch immer viel größer als die Erde ist, welche er dem Raume nach 60mal übertrifft. Dagegen ist Uranus nur 14mal schwerer wie die Erde, und die Gegenstände haben auf ihm etwa nur drei Viertel so viel Gewicht, wie dort. Auch herrschen auf ihm recht eigenthümliche Verhältnisse. Die Sonne beleuchtet und erwärmt ihn 400mal schwächer, als die Erde, und erscheint dort nur noch so groß, wie den Erdbewohnern der Planet Venus, so daß dort selbst um Mittag ein Dämmerschein herrscht, wie in den Mondnächten auf der Erde. Jedoch werden die Uranusnächte durch vier Monde erhellt. Die Umdrehungsachse dieses Planeten hat eine so schiefe Stellung zur Sonne, daß diese 42 Jahre lang den einen Pol bescheint und am anderen unsichtbar ist, bis dann wieder der umgekehrte Fall eintritt. Recht unerquickliche Zustände! — Doch da sind wir ja bei ihm angekommen. Eben im Begriffe, uns auf ihn niederzulassen, gewahren wir zu unserem Schreck, daß er sich noch in glühendem Zustande befindet, so daß wir uns bald gründlich verbrannt hätten. Wir müssen es uns daher versagen, durch einen Spaziergang auf ihm unser Wissen zu bereichern.

Es erübrigt uns noch, das letzte bekannte Glied unseres Sonnensystems, den Planeten Neptun, zu besuchen; derselbe ist im Mittel 4450 Millionen Kilometer von der Sonne entfernt, und wir haben daher einen Flug vor

uns, vor dem die Phantasie beinahe erlahmt. Dieser von einem Monde begleitete Wandelstern, welcher räumlich 95mal größer als die Erde ist, jedoch etwa nur 15mal mehr wiegt, also nur ein Viertel so dicht ist, wie diese, vollendet seine Bahn um die Sonne erst in 164 Erdenjahren, so daß also ein Neptunjahr gleich 164 Erdenjahren ist. Lebten also dort Menschen, die verhältnißmäßig dasselbe Alter wie die Menschen auf der Erde erreichten, so würden die Kinder, die dort zu einer Zeit geboren wären, als Jesus auf der Erde lebte, noch heute die Schule besuchen, die Kinder aus der Zeit Moses ständen dort ungefähr auf Freiersfüßen, und ein Greis von 70 Jahren hätte bereits mehr als 10,000 Erdenjahre hinter sich. Unter diesen Betrachtungen sind wir an unserem Ziele angelangt. Doch auch diesem Planeten können wir keinen Besuch machen, denn, wie wir uns überzeugen, ist auch er noch in glühend-flüssigem Zustande, was auch bereits die Astronomen auf der Erde durch das Spektroskop richtig ermittelt haben. Ein organisches Leben ist daher schon aus diesem Grunde auf dem Neptun nicht möglich.

Nachdem wir nun die Sonne und deren Kinder, die Planeten, auf unserer Sternenreise kennen gelernt haben, bleibt uns noch das unendliche Heer der Fixsterne übrig. Es sind ganz ungeheure Räume, welche uns von diesen trennen, und bei wenigen nur vermochte man bis jetzt ihre Riesenentfernung auszumessen. Man weiß nur, daß der Lichtstrahl, welcher in der Sekunde 300,000 Kilometer durchläuft, noch immer 3½ Jahre braucht, um von dem nächsten aus zur Erde zu gelangen. Von anderen Fix-

sternen aber braucht das Licht Jahrzehnte, bei vielen aber sicherlich Jahrhunderte und Jahrtausende, ehe es den Weg zu uns zurückgelegt hat. Wir sehen daher diese Gestirne in Wirklichkeit gar nicht einmal, wie sie jetzt sind, sondern wie sie vor einem mehr oder minder großen Zeitraume einst waren. Wenn wir also, ungeachtet der ungeheuren Entfernungen, dennoch unsere Phantasiereise in jene Himmelsregionen ausdehnen wollten, wüßten wir nicht einmal, ob sich dort möglicher Weise nicht so große Veränderungen vollzogen haben, daß wir uns gar nicht zurechtfinden würden. Doch, könnten wir uns auch weit über Raum und Zeit hinaus in jene Riesenfernen schwingen, wir würden die Wahrnehmung machen, daß die Fixsterne glühend-flüssige Feuerbälle sind, d. h. Sonnen, gleich unserer Sonne, und nur durch ihre Entfernung so klein erscheinen. Wir würden aber wahrscheinlich auch weiter wahrnehmen, daß auch sie, gleich unserer Sonne, von Planeten umkreist werden, welche nur auf der Erde nicht mehr sichtbar sind — kurz, daß in jenen Weltallsregionen ähnliche Verhältnisse herrschen, wie wir sie auf der Reise durch unser Sonnensystem kennen gelernt haben.

Wir kehren daher von unserer Sternenreise zu unserer heimathlichen Erde mit der Erkenntniß zurück, daß es für uns vergeblich ist, außerhalb der von uns bewohnten Weltkugel nach einer vollkommenen Art des Daseins zu suchen, da wir in der Sternenwelt im besten Falle ähnliche Zustände antreffen, wie auf der Erde. Denn es sind dieselben Stoffe, welche wir überall im Weltraume vorfinden, von der kleinsten Sternschnuppe bis zu den fernsten

Riesensonnen, und es sind dieselben unabänderlichen Naturgesetze, welche überall im unendlichen Universum herrschen, im keimenden Pflänzchen auf der Erde, wie im ewigen Kreislauf der Sternsysteme. Hierin aber beruht die erhabene Harmonie des Naturganzen, von welcher der Dichter treffend sagt:

„Und überall, wohin das Auge schaut,
Vom niedern heimathlichen Erdenplane
Bis wo die letzte Nebelwolke graut
Im unerforschten Raumesoceane:
Dieselbe Ordnung waltet überall
Im wechselvollen Reigen der Gestirne,
Dasselbige Gesetz nach Maß und Zahl
Wie in des Menschen denkendem Gehirne.“

Im „Adlernest“ Algeriens.

Städtebild aus dem französischen Afrika.

Von

F. v. Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

Die neuen Eisenbahnlinien, die seit den letzten zehn Jahren Algerien durchziehen, haben das französische Afrika auch dem großen Strom der Touristen erschlossen. Das beschwerliche Reisen auf holperigen, zur Regenzeit völlig grundlosen Wegen mittelst gewaltiger Postkutschen, auf faulen Maulthieren oder der schwindelnden Höhe eines Kameelhöckers beschränkt sich nur noch auf den Süden der Provinz, das Sahara-Gebiet. Die Eisenbahnen, deren Wagen allerdings dem Comfort der Neuzeit nicht ganz entsprechen und deren Betriebsdienst noch recht viele Mängel aufzuweisen hat, vermitteln den Verkehr nach allen Seiten hin, so daß man beispielsweise in einem Tage von der Nordküste aus bis an die Grenze der Steppenregion, von der Hafenstadt Philippeville bis Batna gelangen kann, eine Reise, die ehedem vielleicht eine Woche in Anspruch nahm. Durch diese Ausdehnung des Schienennetzes haben Handel und Industrie in Nordafrika natürlich in hohem

Maße gewonnen; Städte und Kolonien blühten auf, und an Stelle von Verfall und Untergang ist frisch pulsirendes Leben getreten.

Dies Letztere gilt indessen nur zum Theil von Constantine, der Hauptstadt Ostalgeriens, dem Cirta des alten Königreichs Numidien, das von der Küste, von Philippeville oder Bône, in wenigen Stunden zu erreichen ist. Die wundersam pittoreske, überaus romantische Lage der Stadt ist durch die Jahrhunderte unverändert geblieben und entzückt das Auge des modernen Touristen noch ebenso, wie dereinst den Blick des erobernden Römers. Auf einem kolossalen Felskegel von 300 bis 400 Meter Höhe, einem Felsen, dessen graue Wände steil abfallen, und der in der Mitte gespalten zu sein scheint, erheben sich die weißen Häuserreihen Constantine's. In der tief eingeschnittenen Schlucht, welche die Felsmasse umgibt, tobt brausend und reißend ein Fluß, der Roummel. Sein Gischt sprüht hoch auf und netzt die Wände der Schlucht, über deren gähnende Tiefe sich ein Brückenbogen spannt. Der erste Eindruck, den der Anblick Constantine's hinterläßt, ist ein geradezu überwältigender; man begreift, daß die alte Veste Jahrtausende hindurch für uneinnehmbar galt; erst wenn man die näheren Umgebungen der Stadt kennen gelernt hat, versteht man, daß die Lage der Stadt sie doch nicht vor der siegenden Kraft der neuen französischen Artillerie retten konnte.

Der Felsen, auf dem Constantine sich erhebt, besteht aus Kalk, nur nach Westen und Osten zu fällt er zu Hügeln aus Schiefergestein ab. Die Steilheit ist nach

Norden und Süden zu eine auffallend starke, die Höhe des Felsens bildet ein Plateau, das die Wassermassen des Roummel in zwei Theile gespalten haben; auf dem niedrigeren steht Constantine, die höhere Kuppe trägt den Namen Sidi Mecid.

Vom Bahnhofe aus führt der Weg über die Roummelbrücke in die Stadt. Der Blick von dieser Brücke in die Schlucht hinab ist von wunderbarer Großartigkeit. Einige hundert Meter unter uns tobt und braust der Strom, der zur Regenzeit furchtbar anschwillt, mit vernichtender Macht. Seltsam zerklüftet, wie von unterirdischen Gewalten zerfetzt und zerrissen, steigen die Wände, Tags über grell beschienen und erhitzt vom Lichte der afrikanischen Sonne, in zwei gigantischen Absätzen empor. Dunkelgrüner, mit rothen Früchten beladener Kaktus wuchert zwischen den Spalten hervor, und hier und da hat braunes Moos die kahlen Felsspitzen übersponnen. An den Hängen haben zahlreiche Geier ihre Nester erbaut; die buntgefiederten, scharfschnäbeligen Vögel wiegen sich mit weit ausgespannten Schwingen über dem Wasser und suchen ihre Nahrung in den Abfällen der zahlreichen Gerbereien am Rande der Schlucht. Drei natürliche Brücken überspannen neben der künstlichen, durchweg aus Eisen konstruirten, den Roummel; diese Felsbogen, vom Wasser unterwaschen, bildeten bis in die neuere Zeit hinein nach Norden und Süden zu die einzigen Ueberbrückungen der Schlucht.

Wie alle algerischen Städte hat auch Constantine sein Frankenviertel. Doch hat die ehemalige Hauptstadt Nu-



midiens sich den arabischen Typus noch reiner und ausgeprägter erhalten als Algier. Wenn man freilich die Rue Nationale, die Hauptstraße, betritt, dann kann man glauben, sich in einer französischen Provinzialstadt zu befinden. Die eleganten Bauten rechts und links, die glänzenden Spiegelscheiben der Schaufenster, die breiten Trottoirs, die dicht besetzten Rampen vor den Kaffeehäusern — alle diese äußeren Merkmale europäischer Kulturtünche lassen den Eindruck des Orientalischen gar nicht aufkommen. Wie plötzlich aber ändert sich Scenerie und Staffage, sobald man in das Araberviertel einbiegt! Die Straßen werden enger und schmutziger, statt der modernen Prachtbauten mit ihren vergoldeten Balkongittern und der Stukkverschwendung an den Fronten tauchen niedrige Maurenhäuser mit hufeisenförmigen, von einem ausgebauchten Eisengeflecht verdeckten Fenstern, platten Dächern und spitzgewölbten Thüren auf, und an die Stelle der eleganten Gesellschaft, die wir noch soeben die Rue Nationale herabpromeniren sahen, tritt hier ein Gewirr seltsam herausgeputzter Menschen, so daß man sich auf eine tolle Faschingsmaskerade versetzt glauben kann. Die Schauläden sind verschwunden, dafür öffnen sich hier und dort orientalische Bazars, in denen Männer mit bunten Turbanen und grellfarbigen Kaftanen ihre Waaren feilbieten. Nur allmählig vermag das Auge aus der geschäftigen, immer erregten Bevölkerung — der arg berüchtigte Gleichmuth der Orientalen scheint im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen zu sein — sich einzelne hervorstechende Typen auszusuchen. Einen vornehmen Araber findet man kaum

noch in Constantine; Alles, was Macht und Reichthum besaß, hat nach der Eroberung durch die Franzosen Stadt und Land verlassen und sich in Tunis, Sfax oder Marokko angesiedelt, nur die Armuth blieb zurück. Während in den eben erwähnten Landen die einstigen Herren Nordafrika's noch immer eine hervorragende Rolle im Verkehr und Handel spielen, ist der Araber in Algerien zum Proletarier herabgesunken, und der Franzose in seinem geistigen Hochmuthe denkt gar nicht daran, ihn wieder emporzuheben. Gerade in Constantine zeigt sich die gedrückte Stellung des Urbevölkerung am auffallendsten. Die Araber verrichten hier die niedrigsten Dienste, der Franzose aber hält es für etwas Selbstverständliches, ihre physischen Kräfte brutal auszunutzen und sie auf der Stufe des Lastthiers, auf die er sie herabgedrückt, zu belassen. Nur in einer Beziehung ist das französische Regiment ein überaus liberales: in der Toleranz, mit welcher dem Araber gestattet wird, an seiner Religion, seinen rituellen Verrichtungen und seinen Sitten und Bräuchen festzuhalten. Aus diesem Grunde gewährt das sogenannte Maurenviertel von Constantine denn auch noch heute durchaus den Eindruck des Orientalischen.

Die nicht allzu zahlreichen, sauberer und anständiger gekleideten Araber gehören fast durchweg dem Kaufmannsstande an. Sie sitzen Tags über mit gekreuzten Beinen auf einem niedrigen Divan hinter dem Ladentische in ihren halbdunklen Verkaufshallen, sprechen übrigens meist ein erträgliches Französisch und werden ihrer reellen Waaren wegen auch von den Europäern viel in Anspruch genommen.

Die französische Industrie hat die einheimische allerdings bereits fast ganz verdrängt; selbst der Fez, die charakteristische Kopfbedeckung, wird in kolossalen Massen von Marseille eingeführt, und die einst so berühmten Schuhe aus rothem oder gelbem Leder kommen aus Lyon. Die Gerbereien an der Roummelschlucht sind zwar heute noch meist in arabischen Händen, aber auch hier macht sich die europäische Konkurrenz von Tag zu Tag fühlbarer. Seidenstoffe und Stickereien auf Tuch oder Leder sind die einzigen eigenthümlichen Erzeugnisse des Landes, die man bei vorsichtiger Auswahl in Constantine noch vorfindet.

In der Kleidung sind die Eingeborenen — im Gegensatze zu Algier — fast ausnahmslos bei der Nationaltracht geblieben. Mit Recht, denn diese Tracht ist ungleich malerischer und schöner, als unsere modern europäische. Das Kopftuch, der Turban, welcher um den auf dem Hinterhaupte thronenden Fez in schmalen Falten geschlungen ist, der weißwollene Burnus mit seiner Troddelkapuze, das gelbe, rothe, grüne oder blaue, nie aber grellfarbige, sondern immer zu matten Mittelfarben abgetönte Untergewand, die weißleinenen Kniehosen und die türkische Schärpe um die Hüften — dies ganze Kostüm sieht ungemein charakteristisch aus. Und mit welchem Anstand weiß selbst der geringe Araber seine Kleidung zu tragen! Es mag etwas Theatralisches in der würdevollen Grandezza liegen, mit der er den Burnus um die Schulter schlägt — komisch und lächerlich wirkt diese stolze Haltung nie.

Weniger geschmackvoll als die männliche Tracht ist die

der Frauen. Die engen, an das Kostüm der Japanerinnen erinnernden Gewänder sind nicht hübsch, und die dunklen Gesichtsschleier, die nur die Stirn und die dick übermalten Augenbrauen frei lassen, sehen unschön aus. Die Kleidung der Jüdinnen hat wenigstens den Vorzug der Originalität. Das buntgewirkte Obergewand reicht kaum bis über die Hüften herab und läßt die in trikotartigen Leinenbeinkleidern steckenden Beine sehen. An den Füßen klappern winzige Pantöffelchen mit hohen Absätzen, die bis zu den Schultern entblößten Arme ziert allerhand unechtes Geschmeide. Eine Spezialität der Jüdinnen von Constantine ist die spitze kleine Sammetkappe, die sie auf dem Kopfe tragen. An ihren alten Sitten halten die Constantiner Juden ebenso fest wie ihre Glaubensgenossen in Tunis. Die Hochzeiten werden genau nach dem vorgeschriebenen Ritus vollzogen, und bei den Begräbnissen eilen die Klageweiber mit aufgelösten Haaren und Asche auf dem Kopfe jämmerlich heulend dem Sarge voran. Die schwarze Bevölkerung von Constantine ist nicht so zahlreich wie in anderen nordafrikanischen Städten, doch findet man fast in jedem Hause einen Neger, der Portiers- oder Hausknechtsdienste versieht.

Die Eigenthümlichkeiten arabischen Volkslebens zeigen sich am charakteristischsten auf dem Markte von Constantine, auf dem sich die ganze farbige Bevölkerung zusammenfindet. Neben pyramidenartig aufgethürmten Bergen von Früchten — Datteln, Feigen, Apfelsinen, Mispeln, Mandeln u. a. m. — kauern die Verkäufer und schreien in hart klingenden Gaumenlauten ihre Angebote aus. Eine

Anzahl Kameele lagert am Rande der Straße; daneben produzirt ein Schlangenbändiger seine scheußlichen Kunststücke, und nicht weit von ihm tanzen einige Mädchen vom berüchtigten Stamm der Naïliya, finden frenetischen Beifall und sammeln hastig die ihnen zugeworfenen Münzen ein, ehe die Polizei sie bemerkt, die gegen das Treiben der öffentlichen Tänzerinnen mit großer Strenge vorgeht. In einer offenen Halle versammelt mit Beginn der Dämmerung ein Märchenerzähler die Marktbesucher. Es ist interessant, die allgemeine Spannung zu beobachten, mit welcher die Zuhörer den Worten des Fabulirenden lauschen. Ein aufmerksameres Publikum läßt sich kaum denken; die Leute hängen förmlich an den Lippen des Erzählenden, und nur zeitweise, wenn der Vortragende eine humoristische Wendung einfließen läßt, unterbricht ein halblautes Lachen die tiefe Stille. An Marktabenden werden auch die Haschischkneipen, die trotz der eifrigen Verfolgungen und Nachspürungen von Seiten der Behörden in Constantine noch immer existiren, stark frequentirt. Schreiber dieses hat eine dieser Höhlen besucht — sein Dolmetscher führte ihn ein — und kann bezeugen, daß auch Franzosen dem verbotenen Laster fröhnen. In einem halbdunklen, unterirdischen Raume, einem schmucklosen Kellergelaß, dessen Boden Bastmatten bedecken, kauert auf niedrigen Polstern eine Anzahl Männer. Eine merkwürdige Maschine steht in der Mitte des Gemachs: eine Art runden Kessels mit durchbrochenen Seiten, unter dem ein Kohlenfeuer glüht und welcher den mit Tabakblättern vermischten geriebenen Hanf, das Haschisch, enthält. Der Kessel läuft in ein

Pfeifenrohr aus. Jeder der Anwesenden tritt nach einander an das Pfeifengestell heran, raucht einige Züge und begibt sich dann wieder auf seinen Platz zurück. Dies währt so lange der Reihe nach fort, bis alle Anwesenden betäubt zu Boden gesunken sind und bei jedem Einzelnen die berauschenden, bethörende Träume hervorgaukelnden Wirkungen des Giftes eingetreten sind. Der Aufenthalt in solch' einer Haschischhöhle ist ein wahrhaft schauerlicher, und auch die wunderlich monotonen Melodien, die ein alter Neger, der im Hintergrunde auf einer kleinen Estrade sitzt, seinem Instrumente entlockt, vermögen ihn durchaus nicht angenehmer zu gestalten. —

Unter den hervorragenderen Baulichkeiten von Constantine nehmen die große Moschee, der Dar-el-Bey und die Kasbah den ersten Platz ein. Die Moschee Salah-Bey's — nach dem Namen des Erbauers genannt — gehört zu den schönsten und am reichsten ausgestatteten Bethäusern Nordafrika's. Der innere Raum bildet ein längliches Viereck; die mit Arabesken in den „heiligen" Farben grün und roth bemalte Decke aus Cedernholz wird durch Säulen aus weißem Marmor getragen, die Wände bedecken spinnwebenzarte Filigranstukkaturen. Das Allerheiligste der Moschee, die der Eingangspforte gerade gegenüber gelegene heilige Kabba, ist ein Meisterwerk kunstvoller Marmorbildhauerei. Merkwürdiger Weise — vielleicht als Aequivalent für die religiöse Toleranz der Franzosen — ist es in Algerien auch den Christen gestattet, die Moscheen zu besuchen, wenn man sich der allerdings recht unbequemen Sitte fügt, vor Eintritt in dieselben die Stiefeln auszu-

ziehen; in allen anderen mohammedanischen Reichen ist es dagegen streng verboten, Ungläubige in die Moscheen einzulassen, selbst in dem doch gleichfalls von Franzosen okkupirten Tunesien. Nur die Juden dürfen sich auch in Algerien in den islamitischen Gotteshäusern nicht sehen lassen.

Der Palast des letzten Bey's von Constantine, den heute der Kommandant der Stadt mit seiner Suite bewohnt, äußerlich ein ziemlich unscheinbares Gebäude in maurischem Style, zeigt in seinem Innern noch immer stattliche Reste seiner ehemaligen Pracht. Die vier Höfe sind von Arkaden umgeben, die farbenglänzende Blumenparterre's umschließen; aus der Mitte dieser blühenden Flora schießen Fontänen empor, und ein wunderbarer Duft durchwellt hier die Atmosphäre. Alle vier Höfe sind mit einander verbunden und gleich geschmackvoll angelegt, der schönste derselben aber ist der größte, von dem aus man in die Gemächer gelangt, die Ahmed-Bey seinerzeit bewohnte. Die Marmorsäulen, die diesen Prachthof umgeben, sind in der Form durchaus von einander verschieden, so daß man neben einer korinthischen eine dorische, neben einer römischen eine ionische Säule sehen kann, ein Anblick, der ein Künstlerauge vielleicht beleidigt, der aber doch originell und reizvoll wirkt. Neben dem Marmorschmuck entzückt auch hier in erster Linie der überall wahrhaft verschwenderisch angebrachte Filigranstukk, jenes harmonische Chaos von plastischen Arabesken, das die hervorstechendste Eigenthümlichkeit maurischer Baukunst bildet.

Eine Stätte interessantester historischer Erinnerungen ist die „Kasbah“, die Citadelle der Stadt, die sich auf

dem höchsten Punkte des Felsens, zwischen der Rue Damremont und der Roummelschlucht erhebt. Seit uralten Zeiten hat die Kasbah auf derselben Stelle gestanden; Numidier, Römer, Araber und Türken haben von hier aus die Kapitale ihres Landes vertheidigt, und heute beherbergen die rothen Mauern des riesigen Baues einige Bataillone französischer Soldaten.

Constantine kann sich einer weit in die dunkle Vorzeit zurückreichenden Geschichte erfreuen. Livius, der römische Historiker, erwähnt ihrer zum ersten Male als Residenz des Syphax, Königs der Numidier. Als Rom die Macht Karthago's gebrochen und sich zum Herren Nordafrika's aufgeworfen hatte, wurde Numidien an Massinissa, den treuesten Anhänger der römischen Eroberer, vergeben, und auch Massinissa schlug, wie später sein Sohn und Nachfolger, seine Residenz in Cirta auf. Während der jugurthinischen Kriege wurde die alte Veste arg verwüstet, blühte aber unter dem Regimente Julius Cäsar's, der den Geschichtsschreiber Sallustius zum Prätor Numidiens ernannte, sowie unter Augustus wieder auf. In den religiösen Streitigkeiten der ersten Jahrhunderte n. Chr., zu jener Zeit, da auf dem Boden Nordafrika's sich die verschiedenen christlichen Sekten mit blutigem Fanatismus bekriegten, wurde Cirta abermals von Grund aus zerstört, von Constantin dem Großen jedoch wieder erbaut und nach seinem Namen umgetauft. 659 wurde die Stadt dann von den Arabern erobert. Nach den Beschreibungen arabischer Schriftsteller muß Constantine unter der Herrschaft der Khalifen, namentlich unter der Dynastie der

Beni-Hafs, in hoher Blüthe gestanden haben, aber wie das ganze Land, so verfiel auch die einst so mächtige, volkreiche und handelsthätige Stadt schnell, als die Türken in Nordafrika an das Ruder kamen. Die Schandthaten, welche die türkischen Beys in Constantine verübt, sind grausenvoll, und noch heute zeigt man dem Fremden das breite Felsplateau vor der Porte Vallée, auf welchem Hadj-Ahmed, der letzte einer ganzen Reihe von herrschenden Verbrechern, seine Opfer unter ausgesuchten Qualen zu Tode martern ließ. Erst die Eroberung Constantine's durch die Franzosen im Jahre 1837 machte dem Treiben dieser Ungeheuer ein Ende.

Die nähere Umgebung des „Adlernestes", wie ein französischer Schriftsteller Constantine bezeichnend nennt, ist reich an landschaftlichen Schönheiten von großartig düsterem Charakter. Von dem schon erwähnten Plateau vor dem Thor Vallée aus hat man einen wundersamen Ueberblick über die in verschwenderischer Ueppigkeit sich ausdehnende Ebene Hamma, die in weiter Ferne von den lichtblauen Bergketten des Atlas begrenzt wird. Auf steinigem Fußwege geht es von hier am steilen Bergeshange weiter; nach wenigen hundert Schritten steigt plötzlich in schwindelnder Höhe ein gigantischer Felsblock vor uns auf, durch den ein Tunnel gebrochen ist. Jenseit dieses Tunnels öffnet sich nun dem Auge ein überraschendes Bild. Man schaut in eine mächtige Schlucht hinein, die im Hintergrunde von einer riesenhaften, über tausend Fuß hohen Kalkwand abgeschlossen wird. Durch diese Wand hat sich der Roummel Bahn gebrochen und stürzt in donnerndem

Falle in ein breites Becken hinab, dieses durchfließend und dann in drei weiteren Kaskaden in die Ebene strömend. Auf den grauen Wänden der schroff ansteigenden Hänge wuchern ganze Wälder indischer Feigen, untermischt mit Citronenbäumen und Aloën. Ein schmaler Pfad führt längs der Felsen zu einem kleinen Gehölz, das ein von den arabischen Frauen seiner Heilkraft wegen abergläubisch verehrtes und und viel besuchtes Bade-Etablissement umgibt. An Sommerabenden pilgern die eingeborenen Weiber Constantine's hierher, schlachten an der Quelle von Sidi Mecid ein schwarzes Huhn, opfern dem Heiligen, dem die Quelle ihren Namen verdankt, eine parfümirte Wachskerze und steigen dann wohlgemuth in das silberglänzende Wasser — sicher, daß Mohammed nunmehr ihres Herzens sehnlichste und geheimste Wünsche erfüllen werde. Das Bad ist zwar neuerdings in die Hände eines Ungläubigen, eines spekulativen Franzosen, übergegangen, aber den Ruf seiner Wunderkraft hat es trotzdem behalten.

In der kleinen Thalecke hinter der Quelle findet man in der Felsenwand einige altlateinische Inschriften. „Limes fandi Sallustiani — Grenze des Sallustianischen Besitzes" steht hier in noch unverwischten kräftigen Lettern, denn an eben dieser Stelle, in einer Einöde, deren steriler Boden nicht einmal dürftiges Unkraut trägt, dehnten sich in römischer Zeit die Lustgärten des Proprätors Sallust aus. Von den üppigen Anlagen, Tempeln, Statuen und Feengrotten ist nichts geblieben, nur die Inschrift in der Felswand hat der Vergänglichkeit getrotzt.

Wer wird die Meere beherrschen?

Eine Betrachtung über das Seekriegswesen in neuester Zeit.

Von

Christian Benkard.

(Nachdruck verboten.)

Während in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts noch gewaltige Linienschiffe, Drei- und Vierdecker mit hundert und mehr Kanonen, die Meere beherrschten, begann man schon in den fünfziger Jahren Kriegsschiffe von kleineren Dimensionen zu bauen, deren Rumpf man mit Eisen- oder Stahlplatten belegte. Diese sogenannten Panzerschiffe verbanden größere Manövrir- und Widerstandsfähigkeit mit dem Vorzug, dem Feinde eine möglichst kleine Zielfläche zu bieten, die sie treffenden Geschosse prallten an ihrem Panzer ab, sie selbst beschossen den Feind mit schweren Geschützen — kurz, man hielt sie für unüberwindlich.

Heute denkt man anders. Die eisenstarrende Fregatte, welche im Bewußtsein ihrer Stärke einen Hafen blockirt oder dem Feuer einer feindlichen Strandbatterie trotzt, ist nicht mehr die Königin der Meere. Während ihre Besatzung kampfesmuthig dem Feind entgegensieht, schießt ein

Torpedo unter dem Wasserspiegel heran, ein Krach, und der stolze Bau hat ein so großes Leck bekommen, daß er in ganz kurzer Zeit mit Mann und Maus in die Tiefe sinken muß. „Wozu geben wir also noch Millionen aus für neue Panzerschiffe?" hört man Angesichts dieser Thatsache fragen. „Baut Torpedoboote, nichts als Torpedoboote, dann könnt ihr den Feind auf eine leichte Art vernichten!" .

Wäre diese Sprache gerechtfertigt, dann müßte der Seekrieg überhaupt bald aufhören, da sich weder eine Flotte, noch ein einzelnes Schiff der tödtlichen Waffe gegenüber ferner noch halten könnte. Die Blockade eines feindlichen Hafens ließe sich nicht mehr durchführen, Flotten könnten in der Nähe feindlicher, mit Torpedobooten ausgerüsteter Schiffe nicht mehr kreuzen, und von dem altbewährten System der Kriegsführung zur See könnte überhaupt keine Rede mehr sein. Tapfer und kaltblütig, wie er stets im offenen Gefecht ist, befände sich der Seemann fortan unausgesetzt in der Gefahr, mit seinem Schiffe vernichtet zu werden, ohne eine Spur von Chance der Gegenwehr in Gestalt von Hieb oder Schuß.

Um auch dem Laien Gelegenheit zu bieten, sich über die Torpedofrage ein Urtheil zu bilden, wird ein kurzer Rückblick auf die Geschichte des Torpedowesens genügen.

In dem großen amerikanischen Bürgerkriege 1861 bis 1865 machte man zuerst den Versuch, die feindlichen Schiffe von Hafeneinfahrten und Flußmündungen fern zu halten, indem man eiserne, mit Sprengstoffen gefüllte und mit Zündvorrichtungen versehene Tonnen in flachem Fahrwasser

verankerte, so daß sie bei der leisesten Berührung mit einem über sie wegsegelnden Fahrzeug explodiren mußten. Als Vertheidigungswaffe bewährte sich der damals noch in der ersten Kindheit befindliche Torpedo (Höllenmaschine) in der That sehr gut, fünfzehn nordstaatliche Schiffe wurden durch ihn zerstört, ohne daß man ein Mittel gefunden hätte, die unter der Wasserfläche schwimmenden oder am Grunde liegenden Selbstschüsse unschädlich zu machen.

Bald war man mit diesen Erfolgen nicht mehr zufrieden, und trachtete, den Torpedo auch als Angriffswaffe zu gebrauchen, um dem Feind damit auch auf hoher See zu Leibe gehen zu können. Kapitän Harwey konstruirte einen auf dem Wasser treibenden Torpedo, der von einem leichtbeweglichen Fahrzeug in die Nähe eines feindlichen Schiffes bugsirt wurde, wo man es dann der Strömung überließ, ihn längseit zu treiben. Mit der Strömung klappte es aber in der Regel nicht, und der Torpedo trieb, auch die eigenen Schiffe gefährdend, in die offene See hinaus, noch öfter wurde der Angreifer in den Grund geschossen, bevor er mit seinem schwierigen Experiment beginnen konnte. Nun baute man cigarrenförmige, mit starken Maschinen versehene Dampfboote, deren Bug von einer Spiere (Balken, Stange) überragt wurde, an welcher der Torpedo befestigt ward. Die kleinen Dampfer schlichen sich bei Nacht und Nebel an den Feind heran und stießen ihm die tödtliche Waffe in die Rippen, sofern sie nicht vorher entdeckt und unschädlich gemacht wurden. In den meisten Fällen flog jedoch das angreifende Boot selbst mit in die Luft, welcher Umstand auch den Spierentorpedo für

den Angriff als untauglich erscheinen ließ, zumal die kleinen, fast ganz unter Wasser gehenden Dampfer die See nicht halten konnten. Ein Beweis für die Mangelhaftigkeit der Harvey- und Spierentorpedos war die Thatsache, daß sie in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 gar nicht in Gebrauch genommen wurden und die betheiligten Staaten sich lediglich auf die Anwendung der früheren Höllenmaschinen als Vertheidigungswaffe beschränkten.

Erst in den siebenziger Jahren that das Torpedowesen wieder einen großen Schritt vorwärts und zwar mit der Erfindung der selbstbeweglichen oder Fischtorpedos. Letztere haben bei einer Länge von 19 Fuß die Gestalt einer Cigarre und sind in drei Abtheilungen getheilt, deren erste die Sprengladung enthält, während in den hinteren Räumen die Maschinerie, die Schraube und die die Fortbewegung bewirkende komprimirte Luft enthalten sind. Dieses Projektil wird von einem Fahrzeug durch komprimirte Luft mit einer Anfangsgeschwindigkeit von zwanzig Seemeilen per Stunde fortgeschnellt und erreicht, wenn es vorher keinen Widerstand findet, mit ziemlicher Treffsicherheit sein Ziel, das übrigens nicht weiter als 400 Meter entfernt sein darf. Gelingt es einem der sehr schnellen Torpedoboote, sich einem Schiffe bis auf diese Entfernung zu nähern, so bringt es dieses in um so größere Gefahr, als es dessen Besatzung kaum möglich sein dürfte, den Lauf des unter dem Wasserspiegel daherschießenden Torpedo's zu beobachten und ihm auszuweichen.

Dies ist der Whitehead- oder Schwartzkopf-Fischtorpedo, dem der Nordenfeldt- oder Leytorpedo auf's Haar gleicht,

mit dem einzigen Unterschied, daß letzterer durch elektrische Kraft fortbewegt und gesteuert wird, wodurch er eine größere Schußweite erlangt.

Die Wirkungen dieser neuen Erfindung waren, soweit man dies im Frieden erproben konnte, großartige, und Fachleute wie Laien waren äußerst gespannt, ob sich der Fischtorpedo im Ernstfalle bewähren werde. Der im Jahre 1877 ausbrechende russisch-türkische Krieg mußte über die Frage: „Panzer oder Torpedo?" um so sicherer entscheiden, als die Russen auf eine schwache, aber mit Torpedos armirte Flotte angewiesen waren, während den Türken, die über eine stattliche Anzahl neuer Panzerschiffe geboten, diese Waffe nicht zur Verfügung stand.

Admiral Hobart Pascha, welcher die türkische Seemacht befehligte, war ein ebenso vorsichtiger wie muthiger Mann, der die Gefährlichkeit des Torpedo's keineswegs unterschätzte, und sich im Hafen von Batum vor Anker legte, um den Angriff des Feindes abzuwarten. Dieser erfolgte auch bald darauf, die Russen entsandten ihre Torpedoboote unter dem Schutze der Nacht gegen den Hafen, und die Projektile nahmen ihren Weg gegen die Panzer der türkischen Schiffe. Eine Korvette wurde auch richtig getroffen, sie blieb aber unbeschädigt, da der Stoß schräg erfolgte, ein anderer Torpedo wurde durch die Ankerkette des Flaggschiffes abgelenkt. Die beiden zu Beginn des Krieges auf der Donau in die Luft gesprengten türkischen Kanonenboote kommen hier nicht in Betracht, da die den Verlust der Schiffe herbeiführenden Torpedos nur als Vertheidigungswaffen thätig waren.

Um sich gegen weitere Angriffe zu schützen, brachte Hobart Pascha (ein geborener Engländer) in Ermangelung besserer Mittel ein Vertheidigungssystem in Anwendung, dessen Einfachheit geradezu verblüffend ist. Er achtete in erster Linie streng darauf, daß sowohl die Stadt wie die Flotte nach dem Einbruch der Nacht in vollkommene Dunkelheit gehüllt waren, damit der Feind nicht wußte, wohin er seine Torpedos entsenden sollte. Sodann wurde ein von der nächsten Landspitze aus den Hafen schützender schwimmender Molo konstruirt, an dessen Balken Bretter und Latten befestigt waren, die neben einander senkrecht in's Wasser hinunterragten. Diese beweglichen Planken konnten zwar keinen Torpedo aufhalten, aber sie veränderten seine Richtung, und die Eingebornen fanden wirklich eines Morgens einen nichtexplodirten Whitehead-Torpedo am Strande liegen, den sie für einen seinen Schwanz bewegenden Fisch hielten; der Schwanz war natürlich die Schraube, die sich noch drehte. Der Torpedo war in so vollkommener Verfassung, daß der Erfinder, dessen Geheimniß nun preisgegeben war, mit der türkischen Regierung einen Kontrakt einging, der ihn zur Lieferung von fünfundzwanzig Torpedos für den Kostenpreis verpflichtete, und in dem man übereinkam, daß die ottomanische Admiralität für das Geheimniß, welches andere Regierungen mit 12,000 bis 15,000 Pfd. Sterl. bezahlt hatten, nichts zu entrichten brauchte.

Durch diese Mißerfolge der Fischtorpedos kühn gemacht, trieb nun Hobart Pascha die Russen zurück und kreuzte bei der Schlangeninsel, um feindliche Handelsschiffe zu kapern. Als sich ihm eine von Odessa kommende

russische Fregatte mit fünf Torpedobooten im Schlepptau näherte, zog er sich zurück und suchte sich bei einbrechender Dunkelheit einen Ankerplatz, den er auf ebenso einfache Art, wie den Hafen von Batum, vertheidigte.

Um das Geschwader herum wurden die zur Verfügung stehenden Boote in einer Entfernung von 400 Metern von den Schiffen verankert und durch Drahttaue verbunden, die etwa einen halben Meter tief im Wasser lagen. Wo die Taue vermöge ihrer Schwere und der Entfernung der einzelnen Boote zu tief hingen, wurden sie aufgebojt*), so daß sich die Schraube der Torpedoboote darin fangen mußte. Der russische Befehlshaber stand, weil er stürmisches Wetter befürchtete, von einem Angriff ab, nur ein junger, schneidiger Offizier erbat sich die Erlaubniß zu einem kühnen Versuch und stürzte sich mit seinem Boot auf das erste in Sicht kommende türkische Schiff. Plötzlich kenterte sein Fahrzeug, dessen Schraube an dem Drahttau hängen blieb, der größte Theil der Mannschaft ertrank, er selbst wurde aufgefischt und zum Gefangenen gemacht. Seine in halbertrunkenem Zustand hervorgestoßenen Worte: „Warum in des Teufels Namen habe ich denn dieses Schiff nicht in die Luft gesprengt?" gereichten dem Muthe des jungen Offiziers zur Ehre, aber sie bewiesen auch, daß er die Wirkung seiner Waffe sehr überschätzt hatte.

Trotz oder vielmehr wegen dieser Mißerfolge während des russisch-türkischen Krieges wurde seither an der Vervollkommnung des Torpedowesens rüstig weiter gearbeitet.

---

*) An einer sie tragenden Boje befestigt.

Nicht nur die Projektile selbst haben in Bezug auf ihre Geschwindigkeit und Sprengkraft große Verbesserungen erfahren, sondern auch die sie lancirenden Fahrzeuge, so daß die Handhabung der gefährlichen Waffe eine leichtere geworden ist. Die heutigen Torpedoboote erzielen in stillem Wasser — bei stürmischer See ist ein Gefecht überhaupt unmöglich — die erstaunliche Geschwindigkeit von 20 bis 25 Knoten, sie schießen wie Pfeile aus der Schlachtlinie hervor und umringen den Feind, bevor dieser Zeit findet, zu entfliehen. Am wichtigsten aber ist der Umstand, daß kleinere Torpedoboote von den Hochseeschiffen zu jeder Zeit aufgehißt (an Bord genommen) und zu Wasser gefiert (hinabgelassen) werden können und man endlich den Torpedo selbst von den Schlachtschiffen aus lanciren kann. Dadurch sind die letzteren der Mühe enthoben, ihre Boote während des Gefechtes fortdauernd zu beschützen, und diese kommen nicht so leicht in die Gefahr, abgeschnitten zu werden oder bei eintretendem Seegang zu kentern.

Selbstredend ist auch gleichzeitig das Vertheidigungswesen gegen Torpedoangriffe in einer Weise vorgeschritten, welche die Verbesserung der unterseeischen Waffe fast gänzlich paralysirt. Durch elektrische Beleuchtung des Wasserspiegels kann man das herannahende Boot schon auf weite Entfernung erkennen, hingegen sind die Panzerschiffe, wenn sie, wie dies bereits im deutsch-französischen Kriege geschah, grau angestrichen sind, nur auf kurze Entfernungen sichtbar, während sie im Stande sind, den Angreifer durch ihre Geschütze in Splitter zu schießen. Die in der deutschen Marine eingeführten Revolverkanonen halten den Wasser-

spiegel rings um das Schiff auf 300 bis 400 Meter Entfernung fortwährend unter Feuer, und ihre Geschosse durchlöchern das leichtgebaute Torpedoboot sofort wie ein Sieb, ja, es wird schon durch den Luftdruck eines darüber wegfliegenden schweren Geschosses außer Gefecht gesetzt. Allerdings gelang es bei den vorjährigen Flottenübungen in der Kieler Bucht einem ein Torpedoboot kommandirenden Offizier, sich unbemerkt heranzuschleichen, seinen Namen an die Schiffswand zu schreiben und, ohne gesehen zu werden, wieder abzudampfen. Dies lag wohl daran, daß man nicht Posten genug ausgestellt hatte, anderenfalls hätte der Eine oder Mehrere von ihnen im Ernstfalle eine Kugel vor den Kopf verdient, denn an Hexerei glaubt heutzutage kein Mensch mehr. Uebrigens war das betreffende Schiff nicht durch ein Torpedonetz geschützt, eine Vorrichtung, welche die Ausführung des erwähnten Bravourstückchens unmöglich gemacht hätte. Dieses Torpedonetz besteht aus einem starken, weitmaschigen Drahtnetz, welches, das ganze Schiff umgebend, den Torpedo aufhält; die Manövrirfähigkeit des Fahrzeuges wird dadurch zwar beeinträchtigt, immerhin gestattet es ihm aber, mit einer Geschwindigkeit von 8 Knoten zu dampfen.

Die Gefährlichkeit des Torpedo's als Defensivwaffe kann, da sie schon in mehreren Kriegen erprobt wurde, nicht in Frage gestellt werden, und selbst die Gegner der häßlichen Mordwaffe müssen zugeben, daß Hafeneinfahrten und Flußmündungen durch das Legen von Torpedominen unangreifbar gemacht werden können. Beim Angriff hat sich indessen noch keine Höllenmaschine, nach welchem System

sie auch konstruirt sein mochte, als wirksam erwiesen, und die Frage: „Panzer oder Torpedo?“ muß daher offen bleiben, bis der nächste Krieg zwischen seefahrenden Staaten sie beantwortet. Daß die unterseeische Waffe große Beachtung verdient, beweist schon der Eifer, mit dem man diesseits und jenseits des Oceans den Bau von Torpedobooten betreibt, ebenso bezeichnend ist es aber auch, daß man fortfährt, Panzerschiffe zu bauen, die manchen Puff vertragen und bei jedem Wetter die See halten können. Wohin sollte es denn auch führen, wenn Hochseeschiffe im Kriege gegen die Angriffe der Torpedos wehrlos wären? Da ein Kampf zwischen Torpedos ein Unding ist, müßte sich jeder Staat auf die Küstenvertheidigung beschränken, womit die Fabel von dem „ewigen bewaffneten Frieden“ zur Wahrheit würde.

Man braucht nicht Fachmann zu sein, um den Wunsch zu hegen, der Torpedo möge niemals die Meere beherrschen. Indessen ist an so etwas auch gar nicht zu denken. Wie sehr auch die Angriffswaffen vervollkommnet werden mögen, immer werden die Vertheidigungsvorrichtungen so ziemlich damit gleichen Schritt halten, und man kann ruhig den Ausspruch fällen, daß die Seekriege der Zukunft zwar eine gegen früher veränderte äußere Gestalt zeigen werden, aber daß nach wie vor demjenigen der Sieg bleiben wird, der die straffste Disziplin und die bestgeschulten, muthigsten und kaltblütigsten Soldaten besitzt.

Denkwürdige Trinksprüche.

Mitgetheilt
von
Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Als im Oktober 1888 Kaiser Wilhelm II. nach Wien ging, da wußte man, daß es geschah, um die Freundschaftsbande mit dem Kaiser Franz Joseph zu erneuern, und den Beweis zu liefern, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn fester als je vorher in treuer Bundesgenossenschaft zusammenstehen wollen. Was die beiden Herrscher mit einander verhandelt haben, wissen wir nicht, die Unauflöslichkeit ihrer Freundschaft und des Bündnisses der beiden Staaten aber wurde in der entschiedensten Weise der ganzen Welt kund gethan durch — die Trinksprüche der Kaiser beim Festmahle. Diese Trinksprüche, welche das größte Aufsehen überall erregten, haben weltgeschichtliche Bedeutung und sind nicht unter die gewöhnlichen Höflichkeitsreden, sondern unter die Staatshandlungen zu rechnen. Ueberhaupt haben Trinksprüche in alter und neuer Zeit mehr als einmal politischen Zwecken gedient, und zahllos sind die in gutem wie in schlimmem, in

heiterem wie in ernstem Sinne denkwürdigen Trinksprüche, von denen wir unseren Lesern heute eine Anzahl vorführen wollen.

Bekanntlich ist die Sitte, Trinksprüche auszubringen, uralt. Wir wissen, daß bereits bei den Gelagen der Griechen die Theilnehmer einander in gehaltvollen Trinksprüchen feierten. Dies ist auch bei anderen Völkern, namentlich bei den alten Deutschen, der Fall gewesen. Sie tranken bekanntlich stark, und wenn sie ihr Horn nicht „einmänig", d. h. allein, als stille Zecher, sondern „zweimännig", d. h. in Gesellschaft leerten, hieß es ohne Unterlaß: „Ich bring' Dir's! Ich steig' Dir Eins!" wobei mit den Hörnern angestoßen wurde. Mit anderen Worten hieß das: „Ich trinke auf Dein Wohl", und die Skalden, diese reckenhaften Dichter und Sänger der Germanen des hohen Nordens, werden ohne Zweifel manch' kerniges Sprüchlein hergesagt haben, bevor sie des Hornes Inhalt, Meth oder Bier, hinter die Binde gossen. Ihre Nachfolger, die Dichter und Minnesänger des Mittelalters, verfeinerten diese Sitte; sie priesen bei den Gelagen im hohen Rittersaale nicht so sehr der Männer Kraft, sondern vielmehr der Frauen Schönheit und Tugend, und diese selbst kredenzten ihren Gästen sowohl den Willkommsbecher, als auch den Abschiedstrunk mit sinnigen, Gesundheit, Glück oder Sieg wünschenden, kurz den Verhältnissen angepaßten Worten, worauf die also Geehrten die Antwort nicht schuldig blieben.

So ist also der Trinkspruch keineswegs erst in neuerer Zeit erfunden worden, sondern etwas Uraltes und darum

Allgemeines; nur die Art und Weise seines Aus- und Anbringens wechselte wie Alles unter der Sonne.

In England z. B. herrschte noch vor hundert Jahren die Sitte, erst dann zu toastiren, wenn das Tischtuch weggenommen war. Heute jedoch hält man es dort genau so, wie an anderen Orten. Demjenigen, welchem ein Trinkspruch auf der Seele brennt, wird nämlich während des Mahles vom „Toastmaster", einer eigenthümlichen englischen Erfindung, das Wort ertheilt, nachdem derselbe die Gäste gebeten hat, die Gläser zu füllen.

Diese englischen Trinkreden pflegen oft lange „Bandwürmer" zu sein, ganze Abhandlungen über dieses oder jenes naheliegende Thema. So sprach der bekannte Schiffsbaumeister Sir William Armstrong bei dem Bankette, das nach glücklich vor sich gegangenem Stapellaufe seines neuesten, mit Maschinen von 12,000 Pferdekräften ausgestatteten Kriegsschiffes „Viktory" am 15. April 1887 in Newcastle stattfand, mit dem Glase in der Hand über „alte und moderne Schlachtschiffe" wohl eine Stunde lang, und der deutsche, zum Theil durch seine Stellung und seinen langen Aufenthalt in England anglisirte Professor Max Müller redete, als es galt, im Londoner Verein der deutschen Lehrer zur Verherrlichung des 90. Geburtstages Kaiser Wilhelm's I. beizutragen, noch länger, bevor er sein Glas auf das Wohl „dieses besten deutschen Lehrers" leerte. Bei derselben Gelegenheit ließ ein anderer Redner den Kaiser als das Muster der Treue, des Fleißes, sowie der Bescheidenheit hochleben, und da er jede dieser Tugenden durch Beispiele bewies, kann man wohl glauben, daß

die Zuhörer nicht so bald in die Lage kamen, Bescheid zu thun.

Kaiser Wilhelm selbst jedoch liebte es, sich in seinen Trinksprüchen, deren er wohl unzählige ausgebracht haben mag, mit soldatischer Knappheit auszudrücken. Nie brauchte er ein Wort zuviel, und nur einmal sah er sich in die Lage versetzt, einen Trinkspruch nicht so in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, wie derselbe gesprochen worden war. Und zwar ist dies jener bald nach dem Ereignisse von Sedan ausgebrachte Toast, in welchem König Wilhelm sagte, der Kriegsminister Roon habe das Schwert geschärft, und Moltke habe es geführt. Aus diesem „geführt" ist, wie Louis Schneider in seinem Buche „Aus Kaiser Wilhelm's Leben" erzählt, „geleitet" geworden, „denn", meinte der Monarch, als er diese Aenderung anbefahl, „geführt habe ich das Schwert."

Und daß er dies that, daß er den übermüthigen Erbfeind endlich zu Paaren trieb, haben ihm bis heute noch Viele nicht verziehen und äußern ihren Grimm darüber gelegentlich auch in Toasten.

So pries General Boulanger als Kriegsminister bei dem zur Feier des 100. Geburtstages des Chemikers Chevreul 1886 gegebenen Bankette den Letzteren deshalb als Helden, weil derselbe im Jahre 1870 gegen das Bombardement des Pariser Museums durch „diese Deutschen" protestirt hatte; so hat General Jappy erst jüngst sein Glas auf die „furia francese", als auf „etwas' sein Glas geleert, was die Deutschen niederschmettern werde, und so hat 1887 der spanische Gesandte in Hong-

kong auf das Gedeihen Frankreichs und auf den Erfolg einer glänzenden Revanche getrunken.

Das war ein politischer, ein garstiger Toast, denn er zog die Absetzung des genannten Diplomaten nach sich.

General Gallifet aber, zubenannt der Schlächter von Satory, der bei einem Gastmahle, bei welchem Jemand die Republik Frankreich hochleben ließ, sein Glas zu Boden schleuderte, wurde deshalb nicht im Geringsten behelligt. Die Nachkommen derselben „Bürger", von denen die junge Gräfin Sombreuil 1792 das Leben ihres Großvaters nur dadurch erkaufen konnte, daß sie ein Glas Menschenblut auf das Wohl der Republik leerte, blieben kalt und theilnahmlos angesichts obiger Schmähung. Und doch hatten nicht wenige von ihnen noch im Januar 1870 Felix Piat, diesem alten Rebellen, zugejubelt, als er bei einem Festessen in St. Mandé die Orsinibomben, also jenes Mordwerkzeug hochleben ließ, mittelst dessen Graf Felix Orsini Napoleon III. am 14. Januar 1858 zu tödten versuchte.

„O Kügelchen, Du kannst das Leben sein, wie der Tod. Alles hängt von Dir allein ab. Hilfreiches Kügelchen, sei das Heil der Welt. Kügelchen der Menschheit erlöse uns, lebe hoch!" so sprach der seltsame Schwärmer und zeigte sich als würdiger Enkel Derer, die im Jahre 1789 die Guillotine, wie etwas Lebendiges, segensreich Wirkendes, in Trinksprüchen feierten. Ueberhaupt scheint man in Frankreich, wo in neuester Zeit sogar den auf der Rennbahn siegenden Rossen bei schäumenden Pokalen so manches „Vive" dargebracht wird, eine große Vorliebe dafür zu haben, leblose Gegenstände leben

zu lassen, denn als jüngst General Boulanger in einem zu Rennes gesprochenen Toaste die Hoffnung ausdrückte, es werde ihm binnen Jahresfrist sein Degen zurückgegeben werden, da fand sich gleich Jemand, der diesen Degen hoch leben ließ.

Bedenkt man nun, daß der Franzose seinen Toast einfach mit „Vive", der Italiener mit „Evviva", der Spanier mit „Viva", der Südslave mit „Zivio", der Pole mit „ad zije", der Ungar mit „Eljen", also mit einem Worte schließt, das hier wie dort „er lebe" oder „es lebe" bedeutet, daß ferner der Tscheche bei demselben Anlasse „na zdar" (es gedeihe) oder „Sláva" (Ruhm) ausruft, daß der Türke meint: „tschok jascha" (lang sollst Du leben), und der Russe sein Glas auf „viele Jahre" (mnogaja ljeta) erhebt, so entsteht die Frage, warum gerade der Deutsche die in Trinksprüchen gefeierten Personen nicht einfach, sondern hoch leben läßt und seit wann dies geschieht. In ersterer Beziehung wollen Viele wissen, die Kaiserin Maria Theresia habe, bei der 1745 zu Frankfurt erfolgten Krönung ihres Gemahls Franz Stephan von Lothringen, vom hohen Römer herab das erste, von den Massen mit brausendem Jubel erwiederte „Lebe hoch" auf den neuen Beherrscher Deutschlands ausgebracht und dadurch die heutige Volksthümlichkeit dieses vordem nicht üblich gewesenen Ausrufes angebahnt; Andere wieder meinen, das „Lebehoch", das auch Erzherzog Johann von Oesterreich, 1848 bis 1849 deutscher Reichsverweser, am 14. Juli des ersteren Jahres zum Schlusse des Toastes ausbrachte, womit er beim Bankette auf der „Mainlust"

zu Frankfurt Parlament und Bürgerschaft begrüßte, stamme aus Italien, insonderheit aus Venedig.

Doch dort kennt man diesen Ausdruck nicht, obgleich es an Trinksprüchen bei den Gelagen der Nobili nie fehlte. Er gab dort sogar eine Veranstaltung zur Aufmunterung des Toastirens, indem nach jeder Dogenwahl 50,000 bis 100,000 Dukaten zu dem Zwecke ausgeworfen wurden, damit das Volk nach Herzenslust essen und trinken könne und recht viele „brindisi" (Trinksprüche) hören lasse. Auch am 19. März 1789, an welchem Tage der letzte Doge Venedigs, Lodovico Manin, gewählt wurde, war es so. Zahlloses Volk harrte, auf Staatskosten schmausend und trinkend, in gehobener Stimmung des Signales, daß der neue Herrscher beim festlichen Gelage den üblichen Toast auf Venezia's Wohl, Gedeihen, Größe und Ruhm ausgebracht habe, um in brausenden Jubel auszubrechen. Dieses Zeichen wurde denn auch vom Balkone des Dogenpalastes gegeben, allein es war falsch, denn Manin hatte, laut seiner eigenen Aufzeichnung, den Trinkspruch gar nicht ausgebracht. Er war wider Willen zur höchsten Würde der Republik erhoben worden und infolge dessen bei Tische „sozusagen ohnmächtig geworden" und mußte sich in's Bett tragen lassen. Nun hatten die Herren Senatoren und sonstigen Tafelgenossen alle Ursache, auf Manin's Gesundheit zu trinken, aber sie ließen ihn nicht „hoch" leben, sondern bedienten sich derselben Trinkspruchformel, die nicht nur der alte Fritz gebrauchte, als er mit Kaiser Joseph II. im Lager vor Mährisch-Neustadt (bei Olmütz, etwa 3 Meilen von der schlesischen Grenze entfernt) banket-

tirte, sondern auch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gelegentlich der Taufe des Prinzen von Wales (geboren 1841) anwandte.

„Ich erhebe mich," sprach dieser geistvolle Herrscher während der Tafel mit Bezug auf die Mutter des Täuflings, die Königin Viktoria, „die Gesundheit vorzuschlagen der glorreichsten, der liebenswürdigsten, der größten Dame: der glorreichsten durch ihre Ahnen, der liebenswürdigsten durch die Eigenschaften, welche Gott ihrem Herzen verliehen, der größten durch ihr Volk — die Königin, Gott segne sie!"

Wie ersichtlich ist das allgemein beliebte „Hoch" in diesem Toaste umgangen worden, wie es auch in anderen Trinksprüchen geschieht. Der jetzige deutsche Kaiser hat das Hoch gleichfalls nicht angewendet, sondern sich des alten studentischen Trinkspruches: „Vivat, floreat, crescat" — es lebe, blühe und wachse — bedient, als er, noch als Prinz Wilhelm, am 1. Juli 1887 bei der Stiftungsfeier des Bonner Corps „Borussia" den großen silbernen Pokal erhob, aus welchem sein erlauchter, nun verewigter Vater 1881 gelegentlich der internationalen Jagdausstellung zu Cleve den Ehrentrunk gethan. Ebenso umgeht der englische Staatsmann Gladstone stets die eben erwähnte Formel; er fordert kein „Hoch", sondern bittet die verehrte Versammlung immer, mit ihm entweder auf die Gesundheit oder das Wohlergehen dieser oder jener Person anzustoßen und zu trinken.

Dies geschah auch bei dem Gastmahle, das er zur Feier des 76. Geburtstages seiner Gemahlin im Januar

1888 veranstaltete, zum Schlusse eines originellen Toastes. „Ich trinke auf die Gesundheit der seltsamsten Frau der Welt. Als ich die Neunzehnjährige heirathete, war sie einsichtig, milde, geduldig wie eine Matrone, jetzt, in ihrem Alter, ist sie frohsinnig, dienstfertig, liebenswürdig wie ein junges Mädchen, kurz seltsam, sehr seltsam," sagte er und unter fröhlichem Lachen wurden die Gläser geleert.

Der Eintritt solch' vergnüglichen Momentes stand, wie bei zahllosen vor und nach abgehaltenen Gastmählern, auch bei jener Tafel zu erwarten, welche der österreichische Gesandte am Münchener Hofe, Graf Stadion, 1808 gab, denn trotz der schweren Zeiten war Alles guter Dinge. Plötzlich jedoch, die Rede war gerade auf Napoleon gekommen, erhob sich der unter den Gästen befindliche damalige Kronprinz und spätere König Ludwig I. von Bayern, der große Kunstfreund und Schöpfer von „Isar-Athen", und schleuderte nach einem echt deutschen, in ein „Nieder mit dem Korsaren!" ausklingenden Trinkspruche sein Glas erregt zu Boden. Dasselbe blieb durch Zufall unverletzt und als Reliquie im Besitze eines der Tafelgenossen. Ein halbes Jahrhundert später sah es der inzwischen Privatmann gewordene König wieder und erklärte ohne Weiteres, er würde heute in seinem 73. Jahre ebenso handeln, wie damals, wo es ein großes Wagniß war, einen Toast auf Napoleon so zu enden.

Auch ein Trinkspruch Peter's des Großen verdient es, hier erwähnt zu werden. Als dieser nämlich im Jahre

schwarzen Doppeladler bringt Dir die Gesundheit des Zaren von Moskau!" Peter stand hierauf rasch auf, riß den Pokal aus der Hand seines Gastfreundes, leerte ihn auf einen Zug und sagte: „Ich kenne den Zar von Moskau in= und auswendig! Er ist dem römischen Kaiser so ergeben, daß, wenn auch pures Gift in diesem Becher wäre, er ihn doch flugs austrinken würde."

Ein verhängnißvoller Toast war der am 25. Februar 1634 in der Burg zu Eger ausgebrachte. Daselbst tafelten nämlich die wider Wallenstein Verschworenen, der Generalwachtmeister Leslye, Obrist Buttler und Obristlieutenant Gordon mit dem Feldmarschall Illo, den Grafen Terzky und Kinsky und dem Rittmeister Neumann, den Getreuesten des Friedländers, anscheinend in bester Freundschaft. Doch war verabredet worden, daß Leslye die Gesundheit des Kurfürsten von Sachsen vorschlagen solle, und daß Gordon diesen Toast mit den Worten: er trinke die Gesundheit keines einzigen Menschen, der ein Feind des Kaisers sei, ablehnen, all' diesen Feinden Tod und Verderben wünschen und sein Glas zu Boden schleudern solle als Zeichen für die schon bereit stehenden Mörder, denen die Niedermachung der obengenannten vier Personen anvertraut worden war. Und so geschah es auch. Kaum klirrten die Scherben, so zeigten sich schon die Handlanger der Verschworenen, Soldaten mit den Rittmeistern Devereux und Geraldine an der Spitze, im Saale und vollbrachten das blutige Werk. Eine Stunde später fiel auch Wallenstein. Und doch hatte dieser erst Tags zuvor, auf die Gesundheit der Urheber des Mordes trinkend, zur Ant=

wort erhalten: „Lange lebe unser Feldherr, der größte aller Zeiten!"

Doch nun sollen aus der Fülle der uns vorliegenden noch einige heitere Trinksprüche folgen, vor Allem jener Toast, welchen der Augustinermönch Pater Abraham a Santa Klara (Ulrich Megerle aus Kräheuheimstetten in Schwaben) im Hause eines Gastfreundes ausbrachte, dessen Tafel sich unter der Last kostbarer Geschirre bog. „Vivat beatus vir, qui habet multum Silbergschirr" — es lebe der glückliche Mann, der so viel Silber zeigen kann, sagte er, und erzielte mit diesem Spruche einen ebenso nachhaltigen Heiterkeitserfolg, wie jener Hochzeitsgast der Neuzeit, der da plötzlich aufstand, an sein Glas klopfte und in größter Gemüthsruhe sagte: „Meine Herrschaften! Da uns eben das junge Paar verlassen will, so werde ich mich kurz fassen. Ich bitte Sie Alle, Ihr Glas zu nehmen, sich zu erheben und — nachzusehen, ob vielleicht Jemand von Ihnen auf meinem neuen Cylinder sitzt."

Auch der deutsche Reichspostdirektor Stephan gehört unter die humoristischen Tafelredner, denn er sagte in Solingen, in Erwiederung eines die musikalischen Leistungen der Post feiernden Spruches, diese seien eigentlich nicht weit her, und man unterscheide nach dieser Richtung hin drei Arten Postillone: die eine fährt gut, aber bläst schlecht, die andere bläst gut, fährt aber schlecht und die dritte fährt gut, bläst gut und sauft aber auch gut. — Dagegen ist nichts einzuwenden. Der Herr Reichspostdirektor muß ja die Begabung seiner Untergebenen besser

kennen, als z. B. der einstige österreichische Staatskanzler Graf Beust 1867 die magyarische Sprache und die ungarischen Sitten kannte, denn sonst hätte er sich nicht an seinen Tischnachbar mit der Frage gewendet, was er dem soeben sprechenden Herrn gethan habe, weil ihn derselbe mit den Fäusten bedrohe. „Nur unbesorgt," war die Antwort, „Sie werden soeben mit dem Morgensterne Ungarns verglichen."

Solch' einen Trinkspruch ließ sich Beust stets gerne gefallen, Ludwig Uhland aber lehnte die Verhimmelung in Toasten ab. Als bei dem Feste, das zu Ehren einer in Tübingen tagenden Naturforscherversammlung in dem nahen Bade Niedernau gegeben wurde, ein Fremder einen Trinkspruch auf ihn vorschlug, meinte er, das Fest gelte den Naturforschern, nicht den Dichtern. Da rief ein anderer Fremder, der den Poeten hoch verehrte, ihn aber nicht persönlich kannte, in größter Entrüstung: „Werft den Kerl zur Thüre hinaus!" Hierauf folgte unendliche Heiterkeit Derer, die Uhland kannten, und er selbst lachte, daß ihm die Thränen in's Auge traten und sagte, das sei eine der merkwürdigsten Ovationen, die ihm je zu Theil geworden.

Im Uebrigen stellt sich Uhland ebensowenig als ein Feind des Trinkspruches dar, wie sein Bewunderer und Bruder in Apoll, Franz Grillparzer, der sich immer von dannen schlich, wenn er die Absicht merkte, daß man ihn hochleben lassen wollte; wohl aber erscheint als solcher ein gekröntes Haupt, Friedrich I., König von Württemberg, denn ihm galt, vielleicht seiner Leibesfülle wegen,

der Toast als eine Störung der Tafelfreuden und somit als etwas, dessen Abschaffung auf's Innigste zu wünschen sei. Jedoch theilt fast Niemand diese Ansicht. Die Menschen waren und sind überaus eifrig im Toastiren und werden es — mit freiester Benützung der vorhandenen Schablonen — bleiben bis an's Ende aller Tage.

Mannigfaltiges.

Ein mißverstandener Befehl. — Der General Otto v. Glasenapp, der zur Zeit des Königs Friedrich Wilhelm I. Kommandant von Berlin war, stand weniger durch seine geistigen Vorzüge, als durch seine Treue und Biederkeit bei seinem königlichen Herrn in Gunst und Ansehen. Nun gehörte es zu den Eigenthümlichkeiten des biederen Glasenapp, jeden mündlichen oder schriftlichen Befehl des Königs buchstäblich zu nehmen und ihn in derselben Weise ohne jedes persönliche Bedenken zur Ausführung zu bringen. So schätzenswerth auch diese unbedingte Subordination war, wurde sie doch bei einem Vorfall von verhängnißvoller Bedeutung.

Beim Bau der Peterskirche in Berlin hatte man zur Beschleunigung des Thurmbaues sämmtliche in Berlin anwesenden arbeitslosen Handwerksburschen des Maurer- und Zimmergewerks zu Handlangerdiensten befohlen. Als man diesen Hilfsarbeitern ihre Obliegenheiten anwies, hatte man ihnen zur Pflicht gemacht,

den schon zu damaliger Zeit üblichen „blauen Montag" auszusetzen und unter allen Umständen auch an diesem Tage fortzuarbeiten. Als jedoch der Montag kam, fehlten die Handlanger und man konnte nicht weiter arbeiten. Auf Anordnung des Bauführers wurden die ungehorsamen Handwerksburschen aus ihren Herbergen mit Gewalt nach dem Bauplatz geführt. Die darüber Aufgebrachten schlossen sich jedoch zusammen und setzten einen förmlichen Aufstand in Scene, bei welchem einer der Baubeamten erschlagen wurde. Infolge dessen sah sich Glasenapp genöthigt, mit Waffengewalt einzuschreiten und eine Menge der Burschen in Haft zu nehmen. Dann sandte er einen Bericht von dem Vorgefallenen zum König, welcher in Potsdam weilte, und frug an, was in der Angelegenheit geschehen solle. Nach einigen Stunden kam der Bescheid zurück. Friedrich Wilhelm I. hatte mit Bleistift an den Rand des Glasenapp'schen Schreibens folgende Worte vermerkt: „Rädel . — aufhenken . — ehe ich komme."

Glasenapp wurde durch diese nicht ganz klaren Andeutungen in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Besondere Bedenken machte ihm die Bedeutung des Wortes „Rädel". Endlich glaubte er zur Klarheit durchgedrungen zu sein. Er entsann sich, daß unter den Offizieren der Garnison ein junger Lieutenant Namens Rädel sich befand. Sofort ließ er denselben verhaften und sich vorführen. Rädel betheuerte, daß er von dem Handwerkeraufstande nicht das Geringste wisse und mit demselben absolut nichts zu thun habe. Dennoch blieb der Kommandant dabei, daß der Lieutenant doch wohl ein heimlicher Verschwörer sein müsse, da der König seinen Tod durch den Strang angeordnet habe. Rädel bat, man möge ihn vor den König führen, doch Glasenapp erklärte, er möge sich zum Tode vorbereiten, da er auf alle Fälle um drei Uhr gehenkt würde, weil der König um vier Uhr von Potsdam eintreffe, und was der König anordne, habe er stets, ohne nach

den Gründen zu fragen, pünktlichst ausgeführt. Lieutenant Rädel mochte seine Unschuld beschwören, wie er wollte, der Kommandant blieb unerbittlich, und die letzte Stunde verrann.

Da meldete eine Ordonnanz, daß der Kabinetsrath v, Marschall soeben von Potsdam angekommen sei, und der König ihm in höchstens einer halben Stunde folgen werde. Jetzt war Glasenapp über seine Nachlässigkeit, daß er des Königs Befehl noch nicht ausgeführt, außer sich. Dennoch schienen ihm über die Bedeutung der Worte von Neuem Bedenken zu kommen. Er begab sich daher noch kurz vor vier Uhr auf's Schloß und zeigte dem Kabinetsrath v. Marschall den erhaltenen Befehl vor und bat um dessen Gutachten über die Bedeutung der ihm dunklen Worte.

Marschall ließ, als ihm Glasenapp den ganzen Vorgang berichtet und die Ordre des Königs gezeigt hatte, das Schriftstück entsetzt fallen und rief: „Aber Herr Kommandant, wie konnten Sie diese Chiffren mißverstehen! Die Worte bedeuten nichts anderes, als daß Sie die R ä d e l s f ü h r e r hängen lassen sollen, ehe der König kommt.“

Wie vom Sturmwind getrieben eilte der Kommandant zum Gefängniß und ließ sich seine Gefangenen vorführen. Aber wie nun die Rädelsführer in der noch übrigen kurzen Zeit ermitteln, ehe der König in Berlin ankam? Keiner der Handwerksburschen wollte sich zur Urheberschaft der Revolte bekennen, und als das Verhör daher keine Resultate ergab, ließ Glasenapp ohne Weiteres einen Handwerksburschen, d e r r o t h e H a a r e h a t t e, herausgreifen, und diesen — so unglaublich es auch klingt — in der That auf Grund dieses „verdächtigen Symptomes“ als den Rädelsführer ohne Gnade aufhängen. Der arme Lieutenant Rädel wurde hierauf aus seinem Arrest entlassen, aber auch Glasenapp von seinem Posten, als der König die Geschichte erfuhr.

J. Ml.

Ungleicher Kampf. — Im vorigen Frühjahre hatte ich die seltene Gelegenheit, einen regelmäßigen Feldzug zweier Kreuzottern gegen einen Stier zu beobachten, der sehr interessant ist und davon zeugt, daß viele Thiere instinktmäßig den Giftzahn der Kreuzotter kennen, wie ich dies auch bei meinen Katzen beobachtet habe, die zwar Eidechsen und Blindschleichen fangen, sich aber noch nie an eine vorgelegte lebende Kreuzotter gewagt haben.

Der Hergang war folgender.

Auf einem Spaziergange traf ich über Mittag einen Bekannten mit Ackern beschäftigt. Eben hatte er seine Stiere ausgespannt, die er frei laufend weiden ließ. Der eine derselben ließ sich das junge, saftige Gras an einem Feldrain trefflich schmecken, während wir uns, auf dem Pfluge sitzend, über dies und jenes unterhielten. Plötzlich hörten wir ein starkes, lautes Pusten und Schnauben des Stieres durch die Nüstern, während er den Schweif ringelte und den gehörnten Kopf zum Kampf senkte. Als wir näher traten, sahen wir zwei große, über drei Fuß lange Kreuzottern, auf der Schwanzspitze stehend, neben und mit einander gegen den Stier langsam vorgehen, zischend und pfauchend, während der gehörnte Gegner mit gesenktem Kopfe, defensiv sich verhaltend, langsam sich zurückzog.

Es war uns ein in jeder Beziehung interessantes Schauspiel; auf der einen Seite der starke, kräftige Stier, der mit einem einzigen Huftritt die Ottern hätte zu Boden treten können, der aber, die Gefahr instinktmäßig erkennend, sich zurückzog und als der gescheidtere Theil nachgab; auf der anderen Seite aber die zwei siegesbewußten Ottern, kerzengerade aufgerichtet, wie zwei Grenadiere, das feine Köpfchen nach vorn dem Feinde zugewendet mit funkelnden Augen in langsam sicherem Tempo sich vorwärts schiebend.

Zu gerne hätte ich den Verlauf des Kampfes weiter verfolgt,

allein bei der Sorge meines Freundes um seinen Stier mußte ich dem Schauspiel doch ein Ende machen und warf nun beide Ottern mit dem Stock auf den Acker, wo ich sie sodann fangen und unschädlich machen konnte.

Ohne Zweifel waren die Ottern, die sich in dem warmen Frühlingssonnenscheine behaglich gelagert, durch den weidenden Stier gestört worden, weshalb es ihnen auch nicht zu verargen war, daß sie den ungebetenen Störenfried davon trieben.

Fr. Koch.

Eine Mystifikation. — Obgleich König Friedrich II. im Jahre 1742 die v. Polignac'sche Antikensammlung kaufte und auch sonst zur Erwerbung von dergleichen Alterthümern die Hand bot, scheint er doch, da er merkte, wie die auf Antiquitäten versessenen Gelehrten alles Mögliche zu beweisen suchten, in späteren Jahren davon abgekommen zu sein, ja er führte sogar bisweilen die „Antiquitätennarren", unter denen der Oberst Quintus Icilius eine große Rolle spielte, derb an. — Als dieser Offizier eines Tages an der königlichen Tafel speiste, verlangten mehrere Arbeiter sehr dringend, vorgelassen zu werden, und Friedrich gewährte ihre Bitte. In ihrer schmutzigen Arbeitskleidung traten sie in's Speisezimmer, und der Wortführer überreichte dem König einige alte Münzen, von denen er vorgab, dieselben bei Anlegung eines Grabens im Garten von Sanssouci gefunden zu haben. Friedrich nahm die Münzen, betrachtete sie genau und gab anscheinend sein Erstaunen zu erkennen. Dann sagte er bedächtig: „Es sind römische Münzen, und wenn ich nicht irre, aus den Zeiten des Drusus. — Aber," so fuhr er zu Quintus Icilius gewendet fort, „wie in aller Welt sind die Münzen hierher nach Sanssouci gekommen? Untersuch Er das doch näher." — Quintus Icilius machte sich an die Arbeit und schrieb eine sehr gelehrte Abhandlung, in welcher er bewies, daß wider die allgemeine Meinung die Römer oder doch einige Kohorten derselben

unter Drusus wirklich die Elbe überschritten und unstreitig in der Potsdamer Gegend ihre Löhnung ausgezahlt erhalten hätten, und bei dieser Gelegenheit, vermuthlich infolge eines schnellen Rückzuges, die im Erdboden gefundenen römischen Münzen verloren gegangen sein müßten. — Zufrieden mit dem Resultate seiner Forschungen, überreichte er die Abhandlung dem Könige, der sie flüchtig durchsah und dann mit seinem sarkastischen Lächeln zu ihm sagte: „Mein lieber Quintus Icilius! Es thut mir leid um den vielen kritischen Scharfsinn, den Er auf seine Abhandlung verwendet hat. — Die Münzen, die Er erhalten, sind aber keineswegs bei Potsdam gefunden worden, sondern aus Seinem eigenen Münzkabinet. Ich bedaure Seine Müh' und Seinen Fleiß, aber Er wird mir nun aus eigener Erfahrung wohl Recht geben, wenn ich auf manche gelehrte Beweisführungen nicht den Werth lege, den Er darauf zu legen pflegt!" E. K.

Heirathsgebräuche in Lappland. — In Lappland wird es als ein Verbrechen betrachtet, ein Mädchen gegen ihren Willen oder gegen den ihrer Eltern zu heirathen. Wenn ein Mann in den Stand der Ehe treten will, so ladet er die Angehörigen beider Familien zu einem „Wettlaufen" ein. Das Mädchen hat nun das Recht, ein Drittel des zu durchlaufenden Weges voraus zurückzulegen, so daß es unmöglich wird, sie zu erreichen, wenn sie es nicht will. Gelangt sie also früher zum Ziel, als ihr Bewerber, so gilt es für ein untrügliches Zeichen, daß sie ihn nicht mag. Der abgewiesene Freier darf sich nie mehr um dieses Mädchen bewerben. Liebt das Mädchen hingegen ihren Freier, so läuft es anfänglich wohl auch, nach und nach verlangsamt es aber seine Schritte und läßt sich schließlich einholen und zu seinen Eltern führen, welche alsdann mit der Heirath einverstanden sind. Dieser Sitte, nach welcher die Mädchen nie gegen ihren Willen zu einer Verbindung gezwungen werden können, die nichts Anziehendes für sie hat, verdankt das Völkchen der Lappländer seine

innere häusliche Zufriedenheit, selbst mitten in ihrer Armuth und den Entbehrungen, die eine unmittelbare Folge derselben sind.

M. L—l.

Ehrgeiz in der Küche. — Es ist bekannt, wie hoch der Franzose die Kochkunst stellt. Wenn man ihm glauben darf, so erfordert diese gewiß nicht brodlose Kunst Eigenschaften, von denen sich der einfache Deutsche schlechterdings nichts träumen läßt. So bemerkte der berühmte Pariser Kochkünstler Louis Eustache Ude in der Vorrede des von ihm herausgegebenen Buches „Der französische Koch": „Ich war ursprünglich Buchdrucker, dann Damenfriseur, dann Juwelier, dann Graveur, dann Bildhauer; ich gewann auch mehrere Preise in der Zeichenschule. In allen erwähnten Künsten und Gewerben war ich Meister, aber ich kann sagen, daß zu keiner und zu keinem derselben mehr Intelligenz erforderlich ist, als um ein guter Koch zu werden." — Aehnlich mochte wohl auch der erst vor Kurzem verstorbene, auch in Deutschland nicht unbekannte Lustspieldichter Siraudin gedacht haben, der neben der Schriftstellerei auch die Kunst eines — Pastetenbäckers ausübte. In beiden Fächern war Siraudin eine bekannte und beliebte Autorität, und dasselbe Publikum, das im Vaudevilletheater an seinen Stücken Geschmack fand, übertrug denselben nach der Vorstellung auf die — Pasteten, die der Dichter in seinem Laden auf dem Boulevard feilbot. Kl.

Die Blutstreifen im Wappen Derer von Schafgotsch. — Ueber die vier blutigen Streifen im Wappen dieses alten Adelsgeschlechtes berichtet eine alte Urkunde desselben das Folgende. Im Jahre 1377 hatte der Kaiser mit den Erfurtern einen Strauß auszufechten, wobei diese sich so tapfer wehrten, daß es um die Partei des Kaisers geschehen gewesen wäre, wenn nicht seine schlesischen Ritter sich so brav gehalten hätten. Ihnen voran an Tapferkeit und kriegerischem Ungestüm glänzte der Löwe von Schafgotsch, Herr auf Kynast und Greifenstein. Als

das Treffen vorüber war, sprengte der Kaiser zu dem Ritter, um ihm zu danken. „Herr Ritter," redete er ihn an, „Ihr habt Euch wacker gehalten heute, fürwahr, ich schulde Euch meine Ehre. Darum gebt mir Eure Hand, daß ich sie drücke." — Schafgotsch wollte eben den Wunsch des Kaisers erfüllen, als er gewahrte, daß seine Hand inwendig voll Blut war. Schnell fuhr er mit derselben über den Harnisch unterhalb des Herzens, um das Blut abzuwischen. So geschah es, daß seine vier Finger auf dem Harnisch vier blutige Streifen zurückließen. Darauf sagte der Kaiser mit bewegter Stimme, indem er die Hand des Tapferen drückte: „Wahrlich, Ritter, Euch zu belohnen, wie es Euer Liebden geziemend wäre, vermag ich nicht; wüßte ich doch nicht, wodurch und was ich Euch bieten könnte. Die Gunst aber mögt Ihr mir erzeigen, von diesem Tage an in das Wappen Eures Geschlechtes die vier blutigen Streifen von Eurer tapferen Hand aufzunehmen." Daher kommt es, daß die Grafen von Schafgotsch in ihrem Wappen vier rothe Streifen führen.

Hm.

Vom alten Blücher. — Der Marschall „Vorwärts", Fürst Blücher, hatte die Gewohnheit, einem Jeden, der mit ihm in nähere Berührung kam, oder für den er sich sonst interessirte, Spitznamen zu geben. So nannte er z. B. den General York, der ihn oft ärgerte und stets seine eigene Meinung hatte, seinen „widerhaarigen tapferen Isegrimm"; General Bülow den „Schwerenöther"; Gneisenau seinen „Apotheker"; Lord Wellington hieß sein „englischer Herr Bruder Elasticum"; Fürst Schwarzenberg sein „Kamerad Langsam voran"; Bernadotte der „gascognische Fuchs"; Napoleon vergleichungsweise „Nebukadnezar"; Paris nannte er das „sündhafte Babel"; Pozzo di Borgo, den einzigen Diplomaten, den er schätzte, „mein Racker". Die Engländer nannte er „Ritter vom Spleen", „Plumpuddings- und Beefsteaksfresser". Es ärgerte ihn nicht wenig, daß sie seinen ehrlichen deutschen Namen in

„Blöttscher" englisirten. Den Staatskanzler Hardenberg hieß er den „Tintenspion", und die gelehrten Herren vom Generalstab, die seine kühnen Pläne öfters für allzu gewagt erklärten, „Trübsalsspritzen". G. W—r.

Sehr begreiflich. — Einer der letzten Fürst-Erzbischöfe von Würzburg, ein leutseliger Herr, traf einst auf der Reise einen Knaben, der Schweine hütete, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein.

„Wieviel Lohn bekommst Du?" fragte der hohe Herr.

„Hab' halt a G'wandel und zwei Paar Schuhe," antwortete der Junge.

„Nicht mehr?" rief der Fürst. „Schau, ich bin auch ein Hirt, aber ich stehe mich doch besser als Du."

„Glaub's schon, Ihr werdet auch mehr Säu' haben," war des Knaben Antwort. St.

Napoleon I. als Kind. — Der Gewaltige erzählte einst selbst folgende kleine Episode aus seiner Jugend: „Ich erinnere mich noch an alle Geschichten, mit deren Erzählung meine Amme Saveria mich einschläferte; so weiß ich noch, daß sie in einer Nacht, wo ich, von unüberwindlicher Schlaflosigkeit gequält, sie alle Augenblicke weckte, endlich zu mir sagte: ‚Sei doch ruhig, Nap, ich werde Dir, wenn Du groß bist, auch das Königreich Korsika schenken.' — ‚Nicht auch Frankreich?' bat ich darauf. ‚Meinetwegen Frankreich auch!' — ‚Nicht auch die ganze Welt?' — ‚Du sollst sie haben,' erwiederte die Amme; ‚mehr aber verlange nicht! Ich glaube fast, Du wärst im Stande, unseren Herrgott entthronen zu wollen!' — In dem befriedigenden Gedanken, König von Korsika, Frankreich und der ganzen Welt zu werden, schlief ich ein." Kl.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.





